Digitized by Google

by Google

<36602210440011
<36602210440011
Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

H

Biogr. C. 7 ed.

Adelung 13

Digitized by Google

Digitized by Google

Ut. 11208.

~~Theogn. coll. 125.~~

17

Digitized by Google

Geſchichte
der menſchlichen
Narrheit,
oder
Lebensbeſchreibungen
berühmter Schwarzkünſtler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Liniendeuter, Schwärmer, Wahrſager, und anderer philoſophiſcher Unholden.

Dritter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung,
1787.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt.

28. Der Graf von Buquoy, ein Querkopf. S. 3

29. Johann Elias Cornäus, ein Teufelsbanner. 29

30. Elie Marion, ein Inſpirirter. 55

31. Durand Fage, auch ein Inſpirirter. 93

32. Johannes Cario, ein Sterndeuter. 110

33. Favorinus, ein Zweifeler. 148

34. Pe-

34. Peter Aretin, ein Läſterer. 168

35. Nicolaus Flamel, kein Goldmacher. 242

36. Pierre de Montmaur, ein Niederträchtiger. 303

37. David Joris, ein Myſtiker. 336

Digitized by Google

28. Der Graf von Buquoy,

ein Querkopf *).

Johann Albert d' Archambaud, Graf von Buquoy, ſtammte aus einem vornehmen Geſchlechte in Champagne her, welches ſich von den Königen von Schottland herzuleiten pflegte, aber durch Verſchwendung in Verfall gerathen war. Der unſrige ward bald nach 1650 gebohren, allein da er ſeine Eltern bereits im vierten Jahre ſeines Alters verlohr, ſo wurde ſeine Erziehung, allem Anſehen nach, verwahrloſet, daher ſein von Natur überaus lebhafter Charakter

*) Sein Leben ſtehet in den Lettres hiſtoriques & galantes de Mad. C., oder der ſeltſamen Mad. du Noyer, welche dieſen Abenteurer in Holland genau kannte. Es nimmt daſelbſt mehrere Briefe ein, welche Buquoy um 1717 mit einer Vorrede beſonders herausgab, und zwar unter dem Titel: Evènement des plus rares ou l'hiſtoire du Sr. Abbé Comte de *Buquoy*. Man hat davon auch eine deutſche Ueberſetzung unter dem Titel: Die Hölle der Lebendigen u. ſ. f. Ohne Ort 1719, 8. Einige Nachrichten von ihm kommen auch vor in des von Loen kleinen Schriften, Th. 1. S. 221. f.

eine ſo ſchiefe Richtung bekam, als er ſein ganzes langes Leben hindurch zeigte. Er beſchäftigte ſich bis in das ſiebzehente Jahr ſeines Alters mit Studieren und andern ſeinem Stande angemeſſenen Uebungen, und nahm darauf Kriegsdienſte, in welchen er fünf Jahr verharrete, und dabey wie andere junge leichtſinnige Franzoſen ſeines Standes lebte. Allein, als er dabey einmahl in eine ſehr groſſe Gefahr gerieth, ſo that er ein Gelübde, ſein Leben zu ändern, wenn er daraus errettet werden ſollte, und da das letztere glücklich geſchahe, ſo dachte er im 22ſten Jahre ſeines Alters, etwa um 1673 oder 1674 auf die Erfüllung ſeines Gelübdes, und begab ſich daher zu den Jeſuiten nach Straßburg, unter ihrer Anleitung die bisher von ihm vernachläſſigten Wahrheiten der Religion zu ſtudieren. Bey ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit fiel er mit ſeiner ganzen Einbildungskraft auf denjenigen Gegenſtand, welchem er ſich widmete, und ſo war es denn kein Wunder, daß er von ſeinen ehemahligen freygeiſteriſchen Grundſätzen in die entgegengeſetzte Schwärmerey fiel, und ein Andächtler ward, und da er in keinem Stücke Maße halten konnte, ſo beſchloß er, ſich der Welt ganz zu entziehen, und ein Karthäuſer zu werden. Er begab ſich daher zu dem Prior des Karthäuſerkloſters, vermuthlich zu Straßburg, und machte ihm ſeinen Vorſatz bekannt, der denn denſelben allem Anſcheine nach billigte. Allein der unſrige änderte denſelben ſehr bald wieder, und zwar

auf Veranlaſſung eben dieſes Priors; denn ſo oft Buquoy zu ihm kam, ſich mit ihm von ſeiner künftigen Beſtimmung zu unterreden, fragte dieſer ihn nach Neuigkeiten. Dieß fiel ihm auf, und da er entſchloſſen war, der Welt völlig abzuſterben, ſo ſchloß er aus der Neugierde des Priors, daß dieſer Orden immer noch mit der Welt in Verbindung ſtehen müſſe, gab daher ſein Vorhaben auf, und ſuchte ſich einen andern Orden, der ſeinen Abſichten angemeſſener wäre.

Der Orden de la Trappe iſt, wie bekannt, der ſtrengſte in der römiſchen Kirche, und damahls, da der Abt Boutillier de Rancé ihn erſt vor kurzem geſtiftet hatte, hatte er noch alle die unvernünftige Strenge, die dieſer ihm zu geben gut fand. Buquoy begab ſich in das Kloſter la Trappe, und vermehrte die Härte ſeines neuen Standes noch durch willkührliche Zuſätze. So machte er es ſich zu einem Geſetze, unaufhörlich an Gott zu denken, und ſo oft ihm ein anderer Gedanke einfallen würde, den Finger auf die Erde zu halten. Da dieſes bey ſeiner lebhaften Gemüthsart ſehr oft geſchehen mußte, ſo ward er durch dieſe und andere Kaſteyungen ſo abgemattet, daß auch ſein Leben in Gefahr kam. Da er nun eben noch nicht Willens war, der Welt gerade auf dieſe Art abzuſterben, ſo bildete er ſich ein, daß er zur Betrachtung himmliſcher Dinge noch nicht geſchickt genug ſey, und beſchloß, ſich dazu auf eine oder die andere Art vorzubereiten.

Seine lebhafte Einbildungskraft half ihm ſehr bald aus der Verlegenheit. Er beſann ſich, daß es Heilige genug gegeben habe, welche ſich eben nicht zwiſchen vier Mauern zu einem ewigen Stillſchweigen verurtheilet hätten. Beſonders fiel ihm der heil. Ignatius ein, welcher den größten Theil ſeines Ruhmes ſeiner irrenden Ritterſchaft zu danken hatte, und da dieſe ſeinem lebhaften Charakter angemeſſener war, ſo beſchloß er, nach deſſen Beyſpiele die Welt zu Fuße zu durchwandern; ob zu predigen, Ungläubige zu bekehren, oder auf welche andächtige Abenteuer auszugehen, wird nicht gemeldet. Genug, er nahm ſeinen Abſchied aus dem Kloſter la Trappe trat ſeine Wanderſchaft an, und nahm zuvörderſt den Weg nach Paris.

Er war noch nicht weit gekommen, als er ſein erſtes Abenteuer beſtehen mußte. Von den Kaſteyungen in ſeinem Kloſter noch ganz abgemattet, und von der Wanderſchaft und Hitze ermüdet, gieng er in einen an dem Wege gelegenen Weinberg, und brach einige Trauben ab, ſich zu erfriſchen. Zum Unglück ward der Hüter ihn gewahr, und verwies ihm ſeine Vertraulichkeit auf eine vielleicht ein wenig zu heftige Art. Buquoy vergaß in dem Augenblicke die Lehren der Demuth, welche man ihm in dem Kloſter beygebracht hatte, und die Pflichten ſeines neuen Berufes, zog den Degen und jagte den erſchrockenen Menſchen in die Flucht. Doch er faßte ſich ſogleich wieder, bereuete ſeine Ueber

eilung, und um ſich ſelbſt dafür zu ſtrafen, vertauſchte er ſeine bordirte Kleidung, welche er noch mit aus dem Kloſter gebracht hatte, mit den Kleidern des erſten Bettlers, welcher ihm begegnete, und ſetzte in dieſem Aufzuge ſeinen Weg fort.

In dieſem Zuſtande kam er zu Paris an, allein, weil ſeine Geſundheit äuſſerſt geſchwächt ward, ſo brachte er zwey ganzer Jahre damit zu, ſie nur in ſoweit wieder herzuſtellen, daß ſie zu neuen Abenteuern geſchickt ward. Er hätte in dieſer Zeit Muße genug gehabt, einen vernünftigen Entſchluß zu faſſen; allein ſein Kopf und ſeine Phantaſie waren einmahl verſchoben, daher er auf lauter aberwitzige Entwürfe gerieth. Er entdeckte, daß der Stolz ſeine herrſchende Leidenſchaft ſey; um nun dieſen zu demüthigen, beſchloß er, nach Rouen zu gehen, ſeinen Nahmen zu verändern, und in der Armenſchule ohne Lohn zu unterrichten. Er führte dieſen Entſchluß auch wirklich aus, nahm zum Beweiſe, daß er der Welt völlig abgeſtorben ſey, den Nahmen le Mort an, und befand ſich anfänglich ſehr wohl dabey, zumahl da er hier zu keinem Stillſchweigen verbunden war, welches ihm in dem Kloſter la Trappe am ſchwerſten angekommen war. Ob nun gleich niemand ſeinen wahren Stand wußte, ſo zeichnete er ſich doch durch ſeine guten Sitten, ſeine Fähigkeiten, und ſeinen Andachtseifer vor andern ſehr bald aus, ſo daß auch die Jeſuiten aufmerkſam auf ihn wurden, und da ſie ihn für

ein geſchicktes Werkzeug in ihrer Hand hielten, ſo gaben ſie ſich Mühe, ihn in ihren Orden zu ziehen, welches er aber ausſchlug, aus Furcht, er möchte wieder mit der Welt in Verbindung gerathen, mit welcher er nun einmahl nichts weiter zu thun haben wollte. Kaum war dieſe Verſuchung überſtanden, ſo entdeckte ihn ein Officier, der ihn ehedem gekannt hatte, und da die Achtung, welche er ſich bereits erworben hätte, dadurch nur vermehret wurde, ſo bewog ihn ſolches, ſich dem lauten Beyfalle der Welt zu entziehen, und ſich in das Seminarium für Fremde nach Paris zu begeben.

Als er daſelbſt angekommen war, hätte ſeine Schwärmerey beynahe eine andere Richtung bekommen. Es war im Jahre 1689, und der Franzöſiſche Hof ging damals eben damit um, eine Landung zum Beſten des aus England vertriebenen Königs Jakob, in Irrland zu unternehmen. Dem Buquoy war es nur um Abenteuer zu thun, ſie mochten übrigens ſeyn, von welcher Art ſie wollten. Das gegenwärtige ſchien ſeiner nicht unwürdig, und er gab ſich Mühe, unter die Truppen, die dazu beſtimmt waren, aufgenommen zu werden. Allein ſeine in la Trappe geſchwächte Geſundheit, welche durch ſeine Anſtrengung zu Rouen noch mehr gelitten hatte, ſpielte ihm hier wieder einen tückiſchen Streich. Sie ward ſo hinfällig, daß er auch ſeine Abſicht auf das Seminarium der Fremden aufgeben mußte, und ſeine Bruſt ward ſo ſchwach,

daß er auch nicht mehr reden konnte, welches für ihn das gröſte Leiden war. Nachdem er auf dieſe Art vier ganzer Jahre auf ſeinem Zimmer zugebracht hatte, und keine Arzeney etwas verfangen wollte, beſchloß er, die Luft zu verändern, und zog daher in die Vorſtadt St. Antoine. Hier erhohlte ſich ſeine Geſundheit wieder; allein, da er nicht lange müßig seyn konnte, ſo beſchloß er, eine Geſellſchaft von Prieſtern zu errichten, welche aus der Vertheidigung der chriſtlichen Religion ihr Hauptgeſchäft machen ſollten. Sein Vorhaben fand Beyfall und Widerſpruch, und da er alles auf das Aeuſſerſte zu treiben gewohnt war, ſo erhitzte der erſtere ihn ſo ſehr, als der letztere ihn aufbrachte. Seine Geſundheit ward dadurch von neuem angegriffen, und die Ausführung ſeines Vorhabens verzögert. Allein dieſer Umſtand hatte für ihn noch eine andere und weit wichtigere Wirkung. Da er eine Geſellſchaft zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion gründen wollte, ſo war es wenigſtens billig, daß er die vornehmſten Gründe ihrer Wahrheit ſelbſt kannte. Er fieng an zu unterſuchen; allein da ſeine Kenntniſſe ſehr ſeicht und oben abgeſchöpft waren, und er immer bey den erſten Eindrücken ſtehen blieb: ſo fieng er ſelbſt an, Zweifel zu bekommen. Beſonders fiel ihm das auf, daß er bisher noch keine Wunder habe thun können, ob er gleich keinem Heiligen in der Welt an frommen Unſinn etwas nachgegeben habe. Er fieng alſo damit an, daß er die Wunder der Heiligen

bezweifelte, und ſchloß mit dem völligen Unglauben in Anſehung aller Religion; kurz, er ward wieder ein ſo erklärter Freygeiſt, als er vor zwanzig Jahren nur immer geweſen war.

Da nun die Andächteley keine Reitze mehr für ihn haben konnte, ſo faßte er den Entſchluß, ſich wieder mit der Welt auszuſöhnen, und ſtatt der kirchlichen Abenteuer auf weltliche auszugehen. Er gab ſich ſeinen Verwandten wieder zu erkennen, welche in langer Zeit nichts mehr von ihm gehöret hatten, und ihn, da ſie ihn nun vernünftig glaubten, mit offenen Armen aufnahmen. Es fiel ihm um dieſe Zeit eine geiſtliche Pfründe zu; allein, da die Kirche ihm zum Eckel geworden war, ſo gieng er wieder in Kriegesdienſte.

Er wohnte in denſelben 1704 dem Treffen bey Hochſtädt bey, und da er nach demſelben Gelegenheit zu ſehen glaubte, ſowohl ſein perſönliches Glück zu machen, als auch ſeiner Familie wieder aufzuhelfen, welche durch die Verſchwendung ſeines verſtorbenen Vetters und durch den Haß, welchen Louvois gegen denſelben gefaßt hatte, ſehr in Verfall gekommen war: ſo beſchloß er, ein eigenes Regiment anzuwerben. Seine Lebhaftigkeit, ſein Witz, und die Leichtigkeit, mit welcher er über alles, und ſelbſt über gelehrte und philoſophiſche Gegenſtände zu ſchwatzen wußte, und welche man in der großen Welt immer für Philoſophie hält, erwarb ihm unter den Großen Gönner und Freunde, und er war

eben im Begriffe, die Früchte davon einzuärnten, als ſein ſeltſamer Humor und ſeine gewöhnliche Unbeſonnenheit, alles auf einmahl wieder verderbten, uud ihn in ein Labyrinth ſtürzten, in welchem er in ſeinem ganzen folgenden Leben herum irrte.

Ehe er noch ſein Regiment anwarb, wollte er eine gewiſſe anſehnliche Familie in Bourgogne beſuchen. Ludwigs 14. unſinnige Kriege nöthigten ihn, ſein Volk mit ungeheuren Auflagen zu drücken, und jedermann murrete jetzt laut darüber. Beſonders verurſachte die ſchwere Auflage auf das Salz die empfindlichſten Klagen, weil ſie gerade der ärmſten Klaſſe im Staate am läſtigſten war, und verleitete viele tauſend Wagehälſe an den Lotharingiſchen Gränzen, Salz mit gewaffneter Hand in Champagne und Bourgogne einzuführen, und damit bis an die Thore von Paris zu handeln. Beyde Provinzen waren damahls in einer Art von Aufruhr, weil die königlichen Truppen häufige Scharmützel mit den bewaffneten Schleichhändlern hatten, welche von den Einwohnern, wo nicht öffentlich, doch unter der Hand unterſtützt wurden. Buquoy hatte ſich bisher wenig um die Welt bekümmert, daher war das, was er jetzt ſahe und hörte, ihm etwas Neues und Ungewöhnliches, und da der erſte Eindruck bey ihm immer eine unwiderſtehliche Gewalt äuſſerte, und er alles zu übertreiben gewohnt war, ſo ließ er ſeinem Unwillen über Tyranney und deſpotiſche Gewalt

freyen Lauf, wo ſich nur eine Gelegenheit dazu anboth. Zuerſt geſchahe ſolches an der Tafel des Grafen de la Riviere, königlichen Statthalters in Bourgogne, wo er wider die unumſchränkte Gewalt declamirte, und damit Aufſehen machte. Als er wieder nach Paris reiſen wollte, traf er zwiſchen Lyon und Solieu zwey Freunde an, welche eben von ihren Gütern hatten eine neue Schatzung geben müſſen, und darüber ungehalten waren. Das war für ihn eine neue Aufforderung, ſeine Lunge auf Koſten der königlichen Gewalt in Bewegung zu ſetzen, und einen Entwurf einer Staatsverfaſſung auszukramen, bey welcher jedermann glücklich ſeyn könnte. Der Wirth und einige Fremde, welche mit bey Tiſche waren, hörten ihm mit Erſtaunen zu; doch hatte es diesmahl keine weitere Folgen. Er kam von hier nach Morchandgi, einem Dorfe zwey Meilen von Sens, ſtieg vor dem Wirthshauſe ab, und forderte eine Suppe. Die Wirthinn brachte ſie ihm, allein da ſie ihm zu geſalzen ſchmeckte, ſo ſagte er im Scherze, man ſehe wohl, daß das Salz an dieſem Orte wohlfeil ſey, und daß die Schleichhändler es häufig dahin brächten. Die Wirthinn wollte dieſes nicht an ſich kommen laſſen, ſondern erzählte vielmehr, daß ſie eben eine große Niederlage erlitten hätten, und daß die meiſten von ihnen nach einer heftigen Gegenwehre wären niedergehauen worden. „Die „armen Teufel, ſagte der Graf, dauern mich; „hätten ſie einen Mann, wie ich bin, zum An-

Digitized by Google

„führer gehabt, ſo hätte es anders gehen ſollen;“ und nunmehr folgte eine neue Declamation wider ungerechte Auflagen und Mißbrauch der Gewalt, und ein neuer Entwurf zu einer beſſern Regierungsform. Zum Unglücke ſaß der Schulze des Dorfes nicht weit davon, fand die Reden verfänglich, und fragte den unbeſonnenen Schwätzer, wer er ſey. Dieſer antwortete trotzig und mit Drohen, welches den Schulzen bewog, in der Stille fortzugehen, und ein paar Straßenbereiter zu hohlen, welche den Grafen in Verhaft nahmen, der ſich zwar anfänglich mit ſeinen Piſtolen wehren wollte, aber ſehr bald übermannet, und obendrein übel behandelt wurde. Da die Gewalt nichts helfen wollte, ſuchte er ſeine Loslaſſung durch Geld zu bewirken; allein der Schulze war ſeiner Pflicht zu ſehr eingedenk, als daß er ſich hätte ſollen beſtechen laſſen. Man brachte ihn alſo nach Sens; und nachdem der Stadtrichter ihn verhöret hatte, ließ er ihn als einen Aufwiegler und Anführer der Schleichhändler in das Gefängniß ſetzen, bis er die Sache würde nach Hofe berichtet haben.

Einem ſo ungeſtümen Menſchen mußte das ſehr ungelegen ſeyn; allein, da er der Gewalt nicht widerſtehen konnte, ſo ſuchte er ſeine Gefangenſchaft wenigſtens geheim zu halten. Er hatte ſich mit dem Erzbiſchof von Sens überworfen, welcher ſeinen abenteuerlichen und unruhigen Charakter zur Genüge kannte, indem er ſeit einigen Jahren mit ihm in einen unnöthigen

Proceß verwickelt war; daher er nicht ohne Grund befürchtete, dieſer möchte das Vergeltungsrecht ausüben, und ihm bey dieſer Gelegenheit eben nicht die beſten Dienſte leiſten. Allein die Emſigkeit ſeiner Freunde vereitelte dieſe Vorſicht, indem ſie von ſeinem Verhafte vieles Aufhebens machten, daher derſelbe dem Erzbiſchofe ſehr bald zu Ohren kam. Indeſſen wurde ein Gericht zu Sens niedergeſetzt, wozu der Richter von Melun mit abgeordnet war, den gefangenen Schleichhändlern den Prozeß zu machen, und nun fand man zwar, daß der Graf mit dieſen nichts zu thun hatte, allein ſeine unbeſonnenen Reden machten doch, daß man ſein bisheriges Betragen genauer unterſuchte, daher der Richter von Melun den ganzen Weg, welchen Buquoy genommen hatte, zurück gehen, und überall Erkundigung einziehen mußte, da denn die obigen und vielleicht noch andere Umſtände mehr an den Tag kamen. Es kam dazu, daß man verſchiedene verdächtige Sachen, z. B. eine Larve, allerley mit verborgenen Zeichen geſchriebene Papiere und Briefe u. ſ. f. bey ihm gefunden hatte; ingleichen, daß der Erzbiſchof zu Sens ihn als einen unruhigen und gefährlichen Menſchen ſchilderte, der ſeine Freyheit nicht zu gebrauchen wüßte. Der Graf hatte bisher einen leidlichen Verhaft gehabt, und konnte in dem Hofe vor dem Gefängniſſe herum gehen; allein, als er ſahe, daß die eingezogenen Nachrichten ſeine Sache nur ſchlimmer, wenigſtens weitläufiger machten, ſo

häufte er ſeine bisherigen Unbeſonnenheiten mit einer neuen, indem er ſeine Mitgefangenen und beſonders die Schleichhändler aufzuwiegeln ſuchte, daß ſie ſich nebſt ihm mit Gewalt in Freyheit ſetzen ſollten. Allein die Sache ward verrathen, und man brachte ihn nunmehr in eine engere Verwahrung, indem man ihn dem geiſtlichen Gerichte des Erzbiſchofs übergab. Buquoy ſuchte auch hier der Gerechtigkeit trotz zu biethen, und verleitete die Tochter des Gefangenwärters, ihm zu ſeiner Flucht behülflich zu ſeyn. Allein auch dieſes Vorhaben ward entdeckt, daher man ihn auf Befehl des Hofes, an Händen und Füßen geſchloſſen, und unter einer guten Wache von zwölf Mann nach Paris brachte. Seine Begleitung kehrete in dem Dorfe Montreau ein, daſelbſt zu Mittage zu ſpeiſen, und der Gefangene ließ ſich dem Scheine nach nichts anfechten, ſondern ſpeiſete mit dem beſten Appetite von der Welt, fand aber doch Mittel ſich einiger Schriften, welche ihm hätten gefährlich werden können, zu entledigen; woraus zu erhellen ſcheinet, daß er wirklich mit einem ernſthaften Plane umgegangen, und daß ſein Vergehen nicht bloß in zufälligen unbeſonnenen Ausdrücken beſtanden habe. Den Abend kam man in Melun an, daſelbſt Nachtlager zu halten, und Buquoy machte hier einen neuen Verſuch, ſich in Freyheit zu ſetzen. Er ſtellte ſich krank, damit die Wache ſich nicht neben ihm niederlegen möchte, und ward daher nur mit einem Fuße an die Bettpfoſte ge-

ſchloſſen. Als er glaubte, daß alles eingeſchla- fen ſey, hob er den Himmel des Bettes ab, zog die Kette über die Pfoſte, befeſtigte ſie an ſeinem Gürtel, und ſuchte das Fenſter zu erreichen. Weil es aber finſter war, ſo ſtieß er an einen der Wächter, welcher darüber erwachte und Lärm machte. Der Graf ward nunmehr noch härter geſchloſſen, und nach ſeiner Ankunft zu Paris in das Fort l'Eveque gebracht.

Hier hatte er die erſten Tage Freyheit in dem Hofe ſpatzieren zu gehen; allein da ſich nach dem erſten Verhöre ſo viele nachtheilige Umſtände wider ihn ergaben, ſo ward er enger einge- ſperrt, und jedermann der Zutritt zu ihm ver- ſagt. Da er voraus ſehen konnte, daß ſein Ver- haft ſehr lange dauern würde, ſo ging er von Anfange an, mit den Gedanken um, ihn ſelbſt abzukürzen. Allein das war ſo leicht nicht, we- nigſtens mußte er das Terrain vorher genau ken- nen lernen. Das Fenſter ſeines engen Behält- niſſes war ſo hoch und ſo vermacht, daß er kaum den Himmel dadurch ſehen konnte; allein vor ſei- ner Zelle befand ſich ein Boden, auf welchem allerley Geräth verwahret ward, und in welchem ſich ein unvermachtes Fenſter befand. Um ſich deſſen zu bedienen, ſtellete er ſich an einem Ta- ge, als man ihn aus dem Verhöre brachte, und er an das Dachfenſter kam, unpaß, und bath den Stockmeiſter, ihm zu erlauben, daß er fri- ſche Luft ſchöpfen dürfte. Dieſer fand darin kein

Be-

Bedenken, und Buquoy nahm nunmehr die Gegend in Augenſchein. Er ſahe, daß das Fenſter auf die Mauer des Vallee de Miſere ging, aber er ſahe zugleich, daß er ſich in einer fürchterlichen Höhe von ſechs Stock befand, und entdeckte eine Menge ſpitziger eiſerner Stangen, welche von den untern Fenſtergittern in die Höhe gingen, und von oben einen Wald von Stacheln vorſtelleten. Der Anblick verurſachte ihm Entſetzen, ſchreckte ihn aber doch ſeine Verwegenheit nicht ab.

Nachdem er wieder in ſeine wohlverwahrte Zelle gekommen war, dachte er nur auf Mittel, ſein Vorhaben auszuführen. Es kam nur darauf an, wie er aus ſeinem Gefängniſſe auf den Boden gelangen könnte. Die Thür zu erbrechen war bey ihrer Feſtigkeit und dem Mangel aller Werkzeuge nicht möglich; überdieß hätte es auch zu vieles Geräuſch gemacht. Nach vielen Ueberlegungen fand er, daß kein beſſeres Mittel ſey, als ſie durchzubrennen. Er bath daher den andern Tag den Stockmeiſter um Erlaubniß, daß er ſich ſein Eſſen ſelbſt bereiten möchte, und forderte weiter nichts als Eyer und Kohlen. Da er ſeine Bitte mit einem guten Trinkgelde begleitete, ſo erhielt er das verlangte, und fieng gegen die Nacht ſeine Operation an. Er legte die Kohlen unten an die Thür, blies ſie an, und brannte auf dieſe Art ein ſo groſſes Loch, daß er durchkriechen konnte, worauf er das Feuer wieder

löſchte. Nachdem er auf den Boden gekommen war, machte er ſich die vielen Betten, welche daſelbſt lagen, zu Nutze, zerſchnitt die Ueberzüge und machte ſich daraus ein Seil, vermittelſt deſſen er glücklich über die Stacheln der Fenſtergitter wegkam, nur daß ſeine Kleidungsſtücke hier und da daran hängen blieben und zerriſſen. Er hatte ſich bey dieſer Arbeit ein wenig verſpätet, ſo daß der Tag bereits angebrochen war, ſich auch ſchon Menſchen auf den Gaſſen befanden, als er ſeine Reiſe antrat; allein einmahl mußte es gewagt ſeyn, und er langte glücklich auf der Mauer des Vallee de Miſere an. Nur eine Schaar Knaben hätte ihn beynahe verrathen, indem ſie hinter ihm herliefen und ihm nachſchrien; allein es fiel zum Glück ein Platzregen, der ſie zerſtreuete. Er ſtreifte nunmehr eine Zeitlang in Paris herum, und begab ſich endlich zu einer Verwandten ſeines Bedienten, bey welcher er vorgab, daß er unter Weg s von Straßenräubern ſey geplündert worden. Weil er ſich aber auch hier nicht ſicher glaubte, ſo verließ er ſie noch vor Nachts und verbarg ſich an einem ſicherern Orte.

Hätte der Unhold nur ein wenig geſunden Verſtand gehabt, ſo hätte er jetzt, da er einmahl wieder in Freyheit war, ſich aus dem Königreiche gemacht. Allein er bildete ſich ein, daß er auſſer Frankreich nicht leben könnte, und ſtreifte daher drey Viertel Jahre in und um Paris herum, und hatte dabey noch die Verwegenheit,

dem Könige eine Bittſchrift nach der andern übergeben zu laſſen, worin er ſich zu rechtfertigen ſuchte, und um ein unpartheyiſches Verhör bath. Als er endlich ſahe, daß er nach neun Monathen keinen Schritt weiter gekommen war, als an dem erſten Tage, ſo beſchloß er endlich aus dem Lande zu gehen. Allein er hatte nunmehr die beſte Zeit verſäumt, denn da eine ſtreifende Partie der alliirten Truppen kurz vorher den Hrn. le Premier auf Franzöſiſchem Gebiethe aufgehoben hatte, ſo wurden die Gränzen ungewöhnlich ſtrenge bewacht.

Buquoy hatte überdieß keinen Paß, daher ſahe man ihn zu Fere für einen entflohenen Reformirten an, und nahm ihn in Verhaft, bis man ſich näher nach ihm würde erkundigt haben. Er gab ſich für einen fremden Kaufmann aus, und nannte verſchiedene Kaufleute in Paris, welche ſeine Correſpondenten wären. Man ſchrieb dahin; allein er fand nicht rathſam, die Antwort abzuwarten, ſondern ſuchte durch die Flucht zu entkommen, würde auch ſeine Abſicht erreicht haben, wenn nicht die Frau von dem Hauſe, in welchem er bewacht wurde, den Lärm gehöret, und ihn verrathen hätte. Dieß machte ihn natürlich noch verdächtiger und man ſahe ihn nunmehr für einen flüchtigen Verbrecher an, und ſperrete ihn in ein finſteres Gefängniß ein. Er ſuchte zwar nochmals zu entkommen, war auch bereits durch den an den Gefängnißhof ſtoſſenden

Stadtgraben geſchwommen; allein die ihm unglückliche Wirthin ward ſolches noch zu rechter Zeit gewahr, ſo daß man ihm nachſetzte, und ihn mit Koth bedeckt, wieder in ſein Gefängniß führte. Weil man einen ſo verwegenen Menſchen zu Fere nicht hinlänglich verwahren konnte, ſo brachte man ihn bald darauf nach Soiſſons, wo ſeinetwegen Bericht nach Hofe erſtattet wurde, da denn der Befehl ankam, ihn in die Baſtille zu führen, welches auch 1707 geſchah.

Unſer Unhold befand ſich nunmehr an einem Orte, aus welchem, allem Anſehen nach, alle Flucht und Errettung unmöglich war; allein ſeiner Verwegenheit ſchien nichts unmöglich, und da er des Verhaftes und der Gefängniſſe jetzt bereits gewohnt war, ſo ſahe er ſich ſchon bey dem erſten Eintritte in den Hof dieſes fürchterlichen Gefängniſſes auf allen Seiten um, ſich mit der Lage des Ortes bekannt zu machen, und ſeiner Erfindungskraft Stoff zu neuen Planen und Entwürfen zu geben, und von dem erſten Augenblicke an ſchien es ihm nicht ganz unmöglich, auch hier der Feſtigkeit der Mauern und der Gewalt der Könige zu trotzen. Allein ſein Vorhaben wird immer dadurch vereitelt, daß man ihn aus mancherley Urſachen immer aus einem von den acht Thürmen, in den andern, und aus einem Zimmer in das andere brachte, und ihm immer andere Geſellſchafter gab, daher er ſeine Arbeiten immer von neuem anfangen mußte. Die Geſchichte ſeiner mannigfaltigen Verſuche iſt weit-

Digitized by Google

läufig und vielleicht ein wenig verſchönert; daher ich ſie in das Kurze faſſen will. Nachdem er eine Zeitlang aus einem Thurme in den andern gewandert war, ſo ſetzte man ihn zu einem Irländer und zu einem Deutſchen Baron von Peken, welcher um deswillen war in die Baſtille geſetzet worden, weil er geſagt hatte, der König könnte nicht anders als durch der Maintenon Brillen ſehen. Der Irländer war unleidlich, und weil er auch zu des Buquoy Abſicht nicht bequem ſchien, ſo verhetzte er ihn mit dem Deutſchen, ſo daß ſie ſich mit den Hälften einer zerbrochenen Scheere duellirten, worauf der Irländer, welcher Unrecht haben mußte, von ihnen gebracht ward; zumahl da er ſchon angefangen hatte, den Deutſchen zu der katholiſchen Religion zu bekehren, daher der Gouverneur beyde gern beyſammen ließ. Sobald ſie allein waren, ſuchten ſie ein vermauertes Fenſter zu durchbrechen. Allein ehe ſie damit fertig waren, wurden ſie beyde in einen andern Thurm verlegt, und fingen nunmehr an, die Gitter ihres Fenſters mit einigen Feilen, welche Buquoy heimlich bey ſich trug, zu durchfeilen. Als ſie noch damit beſchäftigt waren, brach der Fußboden ihres Zimmers durch, und ſie fielen in die Zelle eines verrückten Jeſuiten, der vor Schrecken völlig wahnſinnig ward, und dieß war Urſache, daß ſie wieder in ein anderes Zimmer gebracht wurden. Der Deutſche ward über dieſe mißlungenen Verſuche ſchwermüthig, und bekannte ſich förmlich

zur katholiſchen Religion, in Hoffnung ſeine Freyheit zu erhalten, erhielt ſie aber lange darnach, nachdem die Verzweifelung ihn zu dem Verſuche eines Selbſtmordes verleitet hatte. Da Buquoy ſo gut bekehren konnte, ſo brachte man ihn hierauf zu einem Reformirten, Nahmens Grandville, und da deſſen Gemüthsart der Abſicht des Grafen gemäß war, ſo beſchäftigten ſich beyde mehr mit den Mitteln zu ihrer Flucht, als mit der Religion. Ihre Geſellſchaft ward bald darauf durch den Ritter von Soulange und noch einen andern verſtärkt, welche ihr Vorhaben billigten, und zugleich mit Hand anlegten. Die Abſicht war, das Gitter des Fenſters abzufeilen, und ſich mit Stricken, die ſie aus ihren zerſchnittenen Betten machen wollten, in den Graben hinab laſſen wollten. Die Sache ging nach Wunſch, und der Graf war der erſte, welcher ſich den 4ten May 1709 in der Nacht niederließ und glücklich in den Graben kam. Er wartete zwey Stunden, ehe die drey übrigen erſcheinen wollten; endlich kamen deren zwey an, denn Grandville konnte wegen ſeines ſtarken Körpers nicht durch das Fenſter, und mußte folglich zurück bleiben. Die drey Entkommenen konnten nicht einig werden, welchen Weg ſie aus dem Graben nehmen wollten; endlich trennte ſich Buquoy von ihnen, kletterte vermittelſt einer Strickleiter auf die Contreſcarpe und entkam über einige anſtoſſende Dächer glücklich. Ehe er noch ſo weit gekommen war, hörte er an dem Orte, wo

er ſeine Geſellſchaft gelaſſen hatte, ein Geſchrey und ſahe gleich darauf Feuer geben, und da er hernach nie wieder etwas von ihnen hörete, ſo glaubt er, daß die Wache ſie entdeckt und nieder-geſchoſſen habe. Buquoy war glücklicher, ſtreif-te die Nacht über in der Stadt herum, und ver-barg ſich gegen Morgen bey einigen Freunden, welche ihm zugleich Mittel an die Hand gaben, das Königreich zu verlaſſen.

Dieſe Flucht, welche ihrer Seltenheit we-gen, für etwas auſſerordentliches gehalten wurde, machte in Paris ſo viel Aufſehen, als ſie Zerrüt-tung in der Baſtille verurſachte. Renneville, welcher nachmals die Geſchichte dieſes berüchtig-ten Gefängniſſes beſchrieb, befand ſich mit dem Buquoy zu einer Zeit in demſelben, und bewohn-te nebſt einigen andern das Zimmer gerade unter ihm. Er verſichert, der Gouverneur habe gleich darauf alle groſſe Bäume in dem Garten um-hauen, alle Winkel in der Contreſcarpe ausfül-len, und alle Zierrathen abreiſſen laſſen, an welche man nur einen Strick befeſtigen können. Man habe alle Gefangenen auf das genaueſte durchſucht, und ihnen nicht allein alles Eiſenwerk bis auf die geringſten Kleinigkeiten, ſondern auch die Decken wegnehmen laſſen. Die Zimmer wur-den von dieſer Zeit an alle Woche zweymahl be-ſichtiget, und die Gitter und Mauern mit eiſer-nen Hämmern unterſucht. Renneville, welcher den Buquoy an ſeinen Gittern hatte feilen hören, ward für deſſen Mitſchuldigen gehalten, und kam

Digitized by Google

in ein elendes unterirdiſches Gefängniß, in welchem er in kurzer Zeit ſeine Geſundheit verlohr. Wie es dem zurückgebliebenen Grandville ergangen iſt, weiß weder Renneville noch Buquoy.

Der letztere war nun zwar in ſo fern klüger, als nach ſeiner Flucht aus dem Fort l'Eveque, daß er ſich in Frankreich nicht länger aufhielt, als zu ſeiner heimlichen Durchreiſe nothwendig war; allein im Ganzen hatte ſich der Verſtand noch nicht bey ihm eingeſtellet, ob er gleich nunmehr wohl die Jahre dazu hatte. Schon der erſte Schritt verräth es, indem er ſich durch Bourgogne nach der Schweitz begab; und durch die Vermittelung des Franzöſiſchen Geſandten, Grafen de Luc, mit dem Hofe wieder ausgeſöhnet zu werden ſuchte, ob er gleich hätte wiſſen können, daß man in Frankreich dergleichen Vergehen, wie die ſeinigen waren, niemahls zu vergeben pflegt. In den Briefen der Madame du Noyer befindet ſich eine den 22ſten Jul. 1709 unterzeichnete Bittſchrift, welche eine ſeiner Verwandten dem Könige übergeben haben ſoll. Iſt ſie ächt, ſo muß der Aberwitz in ſeiner Familie erblich geweſen ſeyn, ſo ſeltſam iſt ſie abgefaßt. Die Baſe vertheidigt nicht nur ihren Neffen in allen Stücken, ſondern rühmt auch ſeine perſönlichen Vorzüge und ſeine Verdienſte ſowohl um die Kirche als um den Staat. Seinen unternehmenden und unruhigen Charakter rechtfertigt ſie mit dem Beyſpiele der gröſten Heiligen, welche eben ſo unruhig und keck geweſen; und von

ſeinen Unbeſonnenheiten in Bourgogne ſagt ſie: „Er ſey des Königes treueſter Unterthan, aber „nur wenn der König ſeinen Ruhm und ſeine „Ehre bloß in der Tugend ſuche." Doch es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Bittſchrift von dem Grafen ſelbſt geſchmiedet worden; denn hätte die Baſe ſie würklich ſo überreicht gehabt, ſo würde ſie gewiß ſeine Stelle in der Baſtille haben einnehmen müſſen.

Da die Antworten, welche der Graf de Luc von ſeinem Hofe bekam, auf Schrauben geſtellet waren, ſo ſahe Buquoy wohl, daß er von ſeinem Vaterlande nichts mehr zu hoffen habe, daher er ſich an demſelben zu rächen ſuchte. Allein er machte dabey den unſinnigſten Entwurf, der je in den Kopf eines Privatmannes gekommen iſt, und mit welchem er, wie aus einigen Spuren nicht undeutlich erhellet, ſchon vor ſeinem Verhafte in dem Fort l'Eveque ſchwanger gegangen ſeyn muß. Dieſer Entwurf beſtand in nichts geringerm, als einen allgemeinen Aufruhr in allen Provinzen Frankreichs anzuzetteln, das Königreich zu theilen, oder wenigſtens eine ſeinem Wahne nach vernünftigere Regierungsform einzuführen, als die gegenwärtige deſpotiſche und tyranniſche ſey. Mit dieſem abenteuerlichen Entwurfe beſuchte er einige Deutſche Höfe, welche damahls Frankreich nicht wohl wollten, und begab ſich nach Holland, wo er von ſeinem Vorhaben ein lautes Geſchrey machte, und alle Miniſter der damahls mit Frankreich im Kriege be-

fangenen Mächte mit in ſeinen Plan zu verwi= ckeln ſuchte. Vermuthlich merkten ſie, wo es dem Fantaſten fehlte, allein im Kriege höret man alles an, was den Gegentheil beunruhigen kann, und daher ſcheinet es, daß einige Miniſter, be= ſonders Holländiſche, ihm Beyfall und Aufmun= terung gegeben. Allein es ward 1717 Friede, und nunmehr hörete man dergleichen Projektma= cher nicht weiter an.

Buquoy ward indeſſen mit dem General= feldmarſchall von Schulemburg bekannt, der ihn an einigen Deutſchen Höfen bekannt machte, wo man ſich ſeine Gabe zu ſchwatzen eine Zeit= lang gefallen ließ, und ihn dann mit einem Zehr= pfennige weiter ſchickte. So hielt er ſich eine Zeitlang zu Dresden und Braunſchweig auf. Vorzüglich glückte es ihm 1714 zu Hannover, wo der nachmahlige König George I. von Groß= brittannien vielen Geſchmack an ſeinem Witze fand, und ihn nicht nur mehrmals an ſeine Ta= fel zog, ſondern ihm auch ein Jahrgeld gab, da= her er ſich von dieſer Zeit an größtentheils zu Hannover aufhielt.

1721 lernte von Loen ihn zu Frankfurt kennen, und damahls war er Willens, nach Ant= werpen in ein Kloſter zu gehen, und die Welt völlig zu verlaſſen, welcher Vorſatz ihn doch bald wieder muß gereuet haben; wenigſtens hat er ihn nie vollzogen. Er hatte ſowohl in ſeinem Aeußern als in ſeinem Ausdrucke eben ſoviel Son= derbares und Seltſames, als in ſeiner Gemüths=

art. Er marterte ſich, witzig zu ſeyn, hatte aber dazu keine Fähigkeit. Was er für Philoſophie ausgab, war beleidigende Bitterkeit, nur zu oft mit dem Niedrigen gewürzt. Ueberall eiferte er wider Despotismus und Tyranney; allein aus allen Umſtänden erhellet, daß er alle Unterordnung in der bürgerlichen Geſellſchaft für tyranniſche Gewalt gehalten. Es fand ſich daher auch niemand leicht von ſeinen Ungezogenheiten beleidiget. „Es iſt ein Narre, hieß es, er „kann ſagen, was er will.“ Aber daß ſeine Declamationen wider die unumſchränkte Gewalt mehr eine Wirkung ſeiner Rache gegen Frankreich, als eines guten Herzens waren, erhellet unter andern aus einem Briefe, welchen er den 3ten Aprill 1717 von Hannover aus an die Herzoginn von Orleans, gebohrne Pfalzgräfin vom Rhein, ſchrieb, und durch ihre Vermittelung wieder nach Frankreich zu kommen ſuchte. Er ſchränkt darin alles, was er wider die despotiſche Gewalt des Franzöſiſchen Hofes geſagt und geſchrieben, auf die Regierung Ludwigs 14. ein, und macht der dermahligen Regierung die größten Lobeserhebungen, ungeachtet ſie gewiß eben ſo despotiſch war als die vorige.

Als der Lord Scarborough ſein Leben ſelbſt zu verkürzen gut fand, ließ er eine Aufgabe über den Selbſtmord in lateiniſchen Verſen in die Zeitungen ſetzen, mit dem Verſprechen, daß er demjenigen 100 thlr. bezahlen wollte, der ſeine Zweifel widerlegen würde. Allein man hat nicht ge-

Digitized by Google

höret, daß ſich jemand Mühe gegeben hätte, dieſe Prämie zu verdienen, vermuthlich weil er ſelbſt Richter ſeyn wollte, und man ſich leicht vorſtellen konnte, daß er ſeine Zweifel immer für unauflösſlich halten würde.

Wegen ſeiner boshaften Zunge und ſeiner ſchmutzigen Kargheit, welche ſo weit ging, daß er ſich zuletzt auch den Bart wachſen ließ, ward er in Hannover von jedermann gehaſſet und verachtet, und in dieſen Umſtänden ſtarb er plötzlich den 14ten Nov. 1740. in einem Alter von faſt 90 Jahren, und die daſige katholiſche Kirche erbte ſeine Verlaſſenſchaft, die ſich auf etwa 1000 Thaler belief. Man hat ihm ein Verdienſt daraus gemacht, daß er bis an ſein Ende in der katholiſchen Religion geblieben; allein da er eigentlich gar keine Religion hatte, ſo wüßte ich nicht, was ihn hätte bewegen können, ſich äußerlich zu einer andern Kirche zu bekennen.

Er hat ſehr viele Kleinigkeiten geſchrieben und drucken laſſen, ſo wohl über die Moral, als Politik und Religion, und darunter auch Verſe. Allein da jedes Schriftchen nur einen oder wenige Bogen ſtark iſt, ſo ſind ſie wenig bekannt geworden, und haben ſich bald vergriffen. Ich kann nur folgende nennen:

La Force d'Eſprit, ou la belle mort. Recit de ce qui ſ'eſt paſſé au decez d'Antoine Ulric, Duc de Brunſuic. Lüneburg. 1741, 8.

Lettre ſur l'autorité.

Penſées ſur l'exiſtence de Dieu.

Le véritable eſprit de la belle gloire. Auch in das Deutſche überſetzt.

Die ſchon oben gedachten Evênemens les plus rares, welche er 1719 mit einer Zuſchrift au Prince le plus généreux & du coeur le mieux bati de la part de la Franchiſe même heraus gab, in welcher er ſich unterſchreibet; le plus poli & cependant le plus ſincere Mr. de Buquoi, doch mit dem Beyſatze, avec meſure; welches zugleich ein Pröbchen ſeines Witzes und ſeines Geſchmackes iſt. Es befinden ſich darin zugleich einige ſeiner Gedichte und proſaiſchen Aufſätze.

Préparativ à l'Antidote à l'efroi de la mort, welche Schrift ein M. J. F. S. 1734, in 4. mit der Deutſchen Ueberſetzung herausgab.

Eſſai de méditation ſur la mort & ſur la Gloire. 1736.

---

29. Johann Elias Cornäus,

ein Teufelsbanner.

Beſchwörungsgeſchichten, wie die folgende, ſind in der Römiſchen Kirche nichts ſeltenes, und da, wo ihr Aberglaube durch keinen Strahl der Vernunft entkräftet wird, vergehet nicht leicht ein Jahr, wo man nicht wenigſtens eine Komödie dieſer Art aufführen ſollte. Die

folgende iſt indeſſen aus mehr als einer Urſache merkwürdig. Sie iſt ſehr umſtändlich, und hat daher den Vortheil, daß der dabey geſpielte Betrug auf mehr als einer Seite durchblicket. Sie iſt mitten in der erſten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhundertes an einem Orte aufgeführet worden, der ſeit der Mitte des vorigen Jahrhundertes ſo manchen wackern und aufgeklärten Mann in ſeinem Schoße hegte, ſo daß man glauben ſollte, man würde wenigſtens in Anſehung der Publicität einige Behutſamkeit angewandt haben. Ueberdieß haben ſo viele vornehme Geiſtliche von dem erſten Range daran Theil, daß man beynahe begreift, wie dieſe Herren entweder ihren Verſtand, oder auch ihren guten Willen durch eine Geſchichte, wo der plumpe Betrug ſo unverkennbar durchleuchtet, haben brandmarken können. Ich entlehne ſie aus einem auf ausdrücklichen Befehl des damahligen Churfürſten zu Mainz, Lotharii Franciſci, bekannt gemachten Tagebuche *), nur daß ich die große Weitſchweifigkeit abkürze, und die unaufhörlichen Wiederhohlungen vermeide. Der Prozeß dauerte vom April 1725 bis zum 19ten Febr. 1726 und da

*) Wahrhaſter Bericht und Relation, wie und was geſtalten Anna Eliſabetha Ulrichin — von dem böſen Feind, Oloff genannt, — beſeſſen — und liberiret worden Mainz, 1726, 4. welcher auch in eines gewiſſen J. Aeſopus epulans ſ. Diſcurſus menſales inter confratres Petrinos curatos, Frankfurt und Leipzig, (eigentlich Wien,) 1773, S. 301 f. wieder abgedruckt worden.

kann man ſich leicht vorſtellen, daß einerley Auftritt ſehr oft wieder vorkommen mußte.

Wer der Cornäus war, der in dieſer Geſchichte eine ſo wichtige Rolle ſpielt, kann ich nicht ſagen. Er heißt in dem unten angeführten Berichte Doktor der Theologie und Licentiat beyder Rechte, Prieſter, kaiſerlicher Capellan und Präbendat an dem Domſtifte zu Mainz. Beyläufig erfähret man, daß er ſich vorher als kaiſerlicher Capellan zu Wien befunden, und ſich daſelbſt ſchon durch mehrere Teufeleyen dieſer Art berühmt gemacht hatte. Alſo nur zur Geſchichte ſelbſt.

Ulrich, ein gemeiner Soldat, lutheriſcher Religion, bey dem Solmſiſchen Contingente in dem Städtchen Lich, hatte eine Tochter, Maria Anna Eliſabeth. Als dieſe den 20ſten Dec. 1724 in das eilfte Jahr trat, bekam ſie auf einmahl Verzuckungen, betrug ſich auf eine ungewöhnliche Art, und läſterte zugleich Gott und die Heiligen. Die Eltern wandten ſich anfänglich an den Arzt zu Laubach, der verſchiedene Mittel verſuchte, allein da die Verzuckungen und die Beängſtigung des Leibes immer heftiger wurden, ſo rieth der unwiſſende Mann auf Hexerey, und empfahl geiſtliche Mittel. Die Eltern wandten ſich nunmehr an die lutheriſchen Geiſtlichen zu Lich, die eben ſo abergläubig waren, und ſich 12 bis 16 Wochen mit dem Mädchen zu thun machten, ohne etwas auszurichten. Sie ward vielmehr immer unbändiger, entblößte ſich

unverſchämter Weiſe, und konnte dabey verbor: gene Sachen, die niemanden als dem Decans bekannt waren, daher dieſer ſie auch wirklich für beſeſſen hielt. Einer der Geiſtlichen war ver: nünftiger, und glaubte, das Mädchen habe die Milzkrankheit, daher er ihr auch Arzeney ein: gab, welche aber keine andere Würkung hatte, als daß ihr das Blut häufig aus den Ohren, der Naſe und dem Nabel floß, daher auch andere dem Vater riethen, keine ſolche Mittel mehr zu gebrauchen, weil das Mädchen ſich ſonſt zu To: de bluten würde. Ich kann dieſe und alle fol: gende Umſtände freylich nicht anders als nach Maßgebung des obigen Berichtes erzählen, der ſie unſtreitig ſehr zum Vortheil der geiſtlichen Ar: zeney gemodelt hat; allein iſt der Umſtand mit dem vergoſſenen Blute wahr, ſo iſt er ſicher der erſte Beweis eines geſpielten Betruges, der bey einer nähern Unterſuchung ſich ſchon weiter wür: de entdeckt haben.

Allein, mit einer ſolchen Unterſuchung war dem Vater nicht gedient, welcher bey der Gau: keley ohne Zweifel ganz andere Abſichten hatte. Da die lutheriſchen Geiſtlichen den Teufel nicht bändigen konnten, ſo wandte er ſich an die ka: tholiſchen, und zwar zuerſt an die Ciſtercienſer zu Arnsburg bey Mainz, welche dem Vater vor: läufig einige Mittel gaben, womit er unterſu: chen könnte, ob das Mädchen wirklich beſeſſen ſey. Sobald er damit zu Hauſe kam, wußte dieſe ſchon

ſchon, wo er geweſen, und was er bey ſich habe, und wie der Vater die Mittel an ihr verſuchte, ſo ſtellten ſich ganz natürlich alle Zeichen der leiblichen Beſitzung ein. Sie ſchrie bald wie eine Katze, bald wie ein Hund, bald wie ein Fuchs, und wollte dabey die Wand hinauf klettern. Die Ciſtercienſer zweifelten nunmehr nicht weiter an der Anweſenheit des Teufels, mochten ſich aber doch nicht weiter mit der Sache bemengen, ſondern wieſen den Vater an die Franciskaner zu Wetzlar, wohin ſich denn derſelbe auch begab. Allein dieſe gaben vor, ſie könnten nicht eher Herr über den Teufel werden, als bis ſich das Kind und deſſen Eltern zur katholiſchen Kirche bekannt hätten, wozu denn auch alles ſogleich willig war.

Ich glaube, das gibt den Schlüſſel zu dem ganzen von dem Vater geſpielten und von den Geiſtlichen unterſtützten Betruge. Der erſtere war, allem Anſcheine nach, ein liederlicher Kerl, welcher ohne Mühe etwas gewinnen wollte, und ſich dabey dieſes Mittels bediente, den Aberglauben der Römiſchen Kirche mit ihrem guten Willen zu brandſchatzen. Sonderbar iſt dabey, daß die Franciskaner zu Wetzlar keine Gewalt über den lutheriſchen Teufel zu haben vorgaben, daher ſich dieſer mit dem Mädchen erſt zur katholiſchen Kirche bekennen mußte. Ob er ſich dazu ſo freywillig verſtanden, oder wie er ſich dabey geberdet, wird nicht gemeldet; genug die Sache

war nunmehr zur förmlichen Komödie vorbereitet, und wir werden den Vorhang ſogleich aufziehen ſehen.

Auf Vermittelung des Kammergerichts-Präſidenten, Freyherren von Ingelheim, erhielt der Vater ſeinen Abſchied von dem Solmſiſchen Regimente, und ward indeſſen von freywilligen Almoſen reichlich unterhalten. Nachdem er mit ſeinem Kinde öffentlich zur katholiſchen Kirche übergetreten war, dieſes auch communiciret hatte, gieng die Teufelsbannerey an, wobey fünf bis ſechs Wochen lang alle Tage in der Kirche, wie das Kunſtwort lautet, gearbeitet wurde. Es ergaben ſich dabey alle Kennzeichen der wahren Beſitzung, welche in folgenden beſtanden haben ſollen. 1. Das Mädchen warf während der Beſchwörung den Umſtehenden heimliche Sachen und Verbrechen vor, welche insgeſammt wahr waren. 2. Sie läſterte Gott und alle Heiligen; (von einem eben zur rechtgläubigen Kirche übergetretenen Teufel freylich ein wenig ſonderbar) 3. Der Teufel führte ſie über ſieben Stufen der Treppe in der Luft. 4. Er warf die Beſeſſene bald in das Waſſer, bald in das Feuer, ohne daß es ihr geſchadet hätte. (Wo ſolches geſchehen, oder unter was für Umſtänden, wird weislich verſchwiegen.) 5. Sie offenbarte Dinge, welche an entlegenen Orten geſchehen waren, und die ſie natürlicher Weiſe nicht wiſſen konnte. 6. Sie erhob ein ſchreckliches Geheul, und machte Thierſtimmen nach. 7. Wenn die Teufels-

banner ihre geweihete prieſterliche Hände auf ihren Kopf legten, ſo fieng ſie an ganzem Leibe an zu zittern. 8. Sie hatte weder Tag noch Nacht Schlaf, ſondern ward mit den grauſamſten Erſcheinungen geplagt. 9. Wenn die geweihete Hoſtie auf den Altar ausgeſetzet ward, ſo machte ſie die fürchterlichſten Bewegungen, und zuweilen ſagte der Teufel durch ſie, daß er ſich ſo lange an dem Orte verbergen wollte, durch welchen er müßte ausgetrieben werden. Hoffentlich wird jedermann einſehen, daß in allen dieſen vorgegebenen Kennzeichen der wahren Beſitzung nichts iſt, was die Fähigkeiten ſelbſt des unwiſſendſten und dümmſten Menſchen überſteiget.

Es iſt dem Intereſſe des Aberglaubens gemäß, eine ſo wichtige Sache, als die Austreibung eines Teufels iſt, ſo feyerlich als möglich zu machen, und ſie durch einen ſo großen Raum zu verbreiten, als man kann. Nachdem nun die Franciskaner zu Wetzlar den Teufel, um mich eines Jägerausdruckes zu bedienen, bekreiſet und beſtätiget hatten, ſo gaben ſie vor, daß das Kapucinerkloſter Nothgottes im Rheingau der wahre Gnadenort ſey, wo der Teufel müſſe ausgetrieben werden. Der Vater begab ſich nunmehr mit einer Empfehlung von den Franciskanern dahin, und ſchickte bey ſeiner Ankunft dem P. Guardian den Brief hinein. Dieſer kam ſogleich heraus und fand das Kind auf der Erde mit dem Geſicht unter ſich liegend. Damit nun auch

er von ſeiner Seite den Teufel beſtätigen möchte, ſo machte er das Kreutz heimlich unter ſeiner Kutte, und fügte demſelben eine ſtille Beſchwörung im Namen Gottes bey; worauf das Kind ſich ſogleich aufrichtete, und zu dem Guardian ſagte: Du haſt das Kreutz unter dem Mantel gemacht. Nunmehr war die Anweſenheit des Teufels auſſer Zweifel; allein da der P. General ſeinem Orden alle Teufelsbeſchörungen verbothen hatte, ſo ſchickte er den Vater mit einem guten Almoſen wieder fort. Dieſer wanderte mit ſeinem Wunderthiere eine Zeitlang in der Gegend herum, ließ ihm ſeine Künſte für Geld machen, und kam darauf wieder nach Wetzlar. Da ſich der Kammer-Präſident einmahl in die Sache eingelaſſen hatte, ſo ſchickte er den Vater mit einer doppelten Empfehlung an den General von Fechenbach, und an den Domdechant zu S. Johannis, D. Anz, nach Wien, da denn erſterer ihn ſogleich unter ſein Regiment aufnahm, damit er Unterhalt haben ſollte, letzterer aber zu Austreibung des Teufels Anſtalt machte.

Er kam den 12ten April 1725 zu Mainz an, und ward von dem Weihbiſchof, Freyherrn von Honeck an die Jeſuiten Bayer und Hartung gewieſen, welche ſogleich Jagd auf den Teufel machten, aber nach einer Arbeit von vier Wochen auch nicht weiter kamen, als daß ſie ſich von deſſen Anweſenheit verſicherten. Da ſie zugleich ſahen, daß der anweſende Teufel von hartnäckiger Art ſey, ihre Geſchäfte aber ihnen zur

völligen Austreibung nicht Zeit ließen, ſo ſchick-ten ſie ihn zu den Franciskanern, welche ihn gleichfalls vier Wochen herumtummelten, ohne ſeiner habhaft werden zu können.

Endlich aber fand er doch ſeinen Mann, denn der Weihbiſchof übergab nunmehr die Beſeſſene dem Doktor Johann Elias Cornäus, der bereits mehrere Teufel in Wien ausgetrieben hatte, und alſo von dieſer Seite ſchon in einem guten Rufe war. Als ein Kunſtverſtändiger kehrte dieſer nunmehr alle Anſtalten vor, die Sache ſo feyerlich und geräuſchvoll zu machen, als nur möglich ſeyn wollte. Er bath ſich zwey Franciskaner und ſechs Weltprieſter aus, welche den Beſchwörungen jederzeit beywohnen, und alles was dabey vorgieng, niederſchreiben mußten. Zugleich ließ er das Mädchen von den Eltern nehmen, und es in das Hoſpital zum heil. Geiſt bringen, und es daſelbſt zwey Franciskaner-Nonnen übergeben, welche die Beſeſſene in ſeiner Abweſenheit nach ſeiner Vorſchrift behandeln und regieren ſollten. Endlich nahm die Jagd den 15ten Okt. ihren Anfang, und dauerte alle Tage fünf Stunden, nämlich $2\frac{1}{2}$ Vormittags und eben ſoviel Nachmittags. Ich erinnere ein für allemahl, daß jeder Auftritt mit einer Meſſe angefangen ward, und allemahl geweihte Kerzen angebrannt wurden, auch war an geweihtem Rauchwerke und Waſſer kein Mangel. Das Rauchwerk ward aus allerley Dingen zuſammen geſetzt, welche dem Teufel von Natur zuwider.

ſind. Aber das Weihwaſſer konnte er eben ſo wenig leiden, weil er dabey allemahl die luſtigſten Grimaſſen ſchnitte. Zuweilen mußte die Beſeſſene auch geweihetes Baumöhl einnehmen; vermuthlich die Wege zur bequemen Abfahrt fein ſchlüpfrig zu machen.

Die erſten neun Tage vom 15ten Oct. bis zum 24ſten gieng nichts beſonders vor, als daß das Mädchen von ihrem Teufel fürchterlich gepeinigt ward, und manchen von den Umſtehenden heimliche Gebrechen und Sünden vorwarf, welches ſich denn dieſe nicht anders erklären konnten, als der Teufel müſſe aus dem Mädchen reden. Da D. Cornäus Autumnarius des Stiftes war, ſo mußte er den 24ſten Oktober nach Hochheim in die Weinleſe, da er denn ſeinen Teufel inzwiſchen einigen Weltprieſtern zur Aufſicht übergab.

Nach ſeiner Rückkunft ging die Teufeley den 13ten Nov. wieder an, und da den 19ten das Feſt der heil. Eliſabeth einfiel, die Beſeſſene aber Eliſabeth hieß, ſo mußte ſie an dieſem Tage communiciren, worauf die erſte Hauptjagd angeſtellet wurde. Der Teufelsbanner beſchwor zuförderſt den Teufel, niemanden von den Anweſenden zu ſchaden, über alles, was er ihn im Namen Gottes fragen würde, die reine Wahrheit zu ſagen, auch nicht mehr zu ſagen, als ihm Gott zulaſſen würde. Ich bemerke noch, daß der ganze Kram von Anfang bis Ende allemahl in lateiniſcher Sprache geſchahe, weil das

durch den einfältigen Anweſenden deſto leichter Staub in die Augen geſtreuet werden konnte, wenn gleich das Mädchen die erlernte Rolle ein wenig plump ſpielen ſollte. Nachdem dieſe vorläufige Beſchwörung dritthalb Stunden gedauert hatte, ward der Teufel gefragt, in welchem Jahre, Monathe, Tage und Stunde er in das Mädchen eingefahren ſey, in welchem Gliede des Leibes er ſeinen Sitz habe, wie er heiſſe, aus welchem Chore der Engel er gefallen ſey, da er das Geſchrey der Thiere nachahme, was für eine Thierrolle er ſpiele, ob er auch Hexerey bey ſich habe, und ſie im Leibe der Beſeſſenen mache? u. ſ. f. Der Teufel, der nun ſchon ſo ziemlich kirre geworden war, beantwortete alles ſehr pünktlich. Ich bin, ſagte er, 1724 den 20ſten Dec. Vormittags um eilf Uhr zu Lich in Lieschen eingefahren, und zwar durch Hülfe einer alten Frau, Nahmens Anna Margaretha, welche mich in weiſſes Waſſer ſetzte, worin ſie Butter gewaſchen hatte, und dieſes Waſſer dem Kinde zu trinken gab, da es kaum eilf Jahr alt war, und von dieſer Zeit an gehöret ihr Leib und ihre Seele mir. Ich habe meinen Sitz in ihren Schamtheilen, (er nannte hier das pöbelhafte Wort,) und heiſſe Oloff. Ich bin aus dem erſten Chor der Engel gefallen, bin ein Fürſt der Teufel, und beſonders ein Geiſt der Unzucht, daher bin ich auch ein Fuchs. Ich habe zuweilen noch vier bey mir, habe aber in dem Mädchen keine Hexerey gemacht, ſondern es iſt alles

bloße Teufeley. Du haſt, fuhr er zu dem Exorciſten fort, zwar in Wien Teufel ausgetrieben, aber ich bin ein ganz anderer Kerl; einen Fuchs haſt du noch nicht ausgetrieben. — Nachdem dieſer erſte Auſzug vorbey war, fragte der Teufelsbanner das Mädchen, ob ſie auch verſtanden, was der Teufel aus ihr geredet habe, die aber von nichts wiſſen wollte. Sie wiederhohlte, daß der Teufel ihr an dem heimlichen Orte ſitze, und daß es ihr ſo ſey, als wenn ein Katzenkopf voller Nadeln, Diſteln und Dörner daſelbſt ſtecke, daher ſie denn auch große Schmerzen empfinde.

Auf dieſe Art dauerte die Komödie vier ganzer Monathe ununterbrochen fort. So oft das Mädchen von den Nonnen in die Kirche geführet wurde, erhob ſie bey dem Eintritte ein dreyfaches gräßliches Fuchsgeſchrey, und verübte andern Unfug mehr, der aber dem Teufel nicht ungerochen ausging, denn er mußte zur Strafe allemahl niederknien, die Erde küſſen, und vor der geweihten Hoſtie einen tiefen Referenz machen, welches denn ſelten ohne mancherley Bocksſprünge abging. Zuletzt ward der Teufel ſo boshaft, daß, wenn er ſeinen Reverenz mit dem Kopfe auf die Erde machen ſollte, er den Kopf des Mädchens ſo auf die Steine ſtieß, daß man es deutlich hörte.

Den 20ſten Nov. verſuchte D. Cornäus ein anderes Recept, aus dem P. Mengo Vitalienſi, mit den größern Litaneyen, wobey der Teufel wieder ſeinen Nahmen ſagen, und aller

Grimaſſen ungeachtet, das Evangelium küſſen mußte. Den 21ſten mußte er nach dem gewöhnlichen Vorſpiele die Zeit und Stunde ſeines Ausganges ſagen, worauf er antwortete, er ſey den 20ſten Dec. 1724 eingefahren, und müſſe den 20ſten Dec. 1725 wieder ausfahren. Allein der Erfolg zeigte, daß er den Doktor damit nur zum Beſten hatte. Die folgenden Tage wurden mit dem gewöhnlichen Poſſenſpiele zugebracht; aber den 25ſten führte ſich der Teufel ſo ungezogen auf, daß er auch dem Meßner das Rauchfaß mit dem Rauchwerk aus der Hand ſchlug, welcher Muthwillen ihm aber ſehr übel bekam, indem er die zerſtreuten glühenden Kohlen wieder aufleſen, und in das Rauchfaß legen mußte. Den 26ſten ward er unter den Umſtehenden einen lutheriſchen Barbier-Geſellen gewahr, dem er ſogleich zurief: Du Luther, du Luther, was machſt du da? du biſt mein. Den 27ſten ſollte der Teufel ſagen, durch weſſen Fürbitte bey Gott er am meiſten zum Abzuge gezwungen werde, und wer am meiſten zur Befreyung des Mädchens beytragen könnte, worauf er antwortete: die Dreckſau. Da der Exorciſt nicht wußte, wer damit gemeinet ſey, ſo ward er durch eine Menge Beſchwörungen gezwungen, ſich näher zu erklären, da er denn die Jungfrau Mariam nannte. Zur Strafe für dieſe Läſterung mußte er das Benedicta ſit ſancta Dei Genitrix ſprechen, welches denn endlich nach allerley Kapriolen geſchahe. Man bemerke, daß der Teufel ſich jederzeit ſo dumm,

plump und pöbelhaft ausdrückte, als es von einem eilfjährigen Soldatenmädchen nur immer geschehen konnte.

Den 28ſten wohnte ein reformirter Barbiergeſell der Operation bey, dem es aber nicht beſſer ging, als dem Lutheriſchen. Den 30ſten Nov. und 1ſten Dec. mußte der Teufel eine der vorigen Lektionen wiederholen. Den 2ten und 3ten Dec. wurden dem Mädchen allerley Reliquien auf den Kopf gelegt, die denn der Teufel ſogleich zu nennen wußte. Den 4ten übte er wieder einen Muthwillen aus, denn als der Exorciſt bey Ableſung des Evangelii Johannis an die Worte kam, et verbum caro factum eſt, ſo wiederhohlte der Teufel: et verbum caro factum eſt nit, zum Beweiſe, daß er ſchlecht im Latein bewandert geweſen ſeyn muß. Den 5ten ward ihm vornämlich mit Weihwaſſer und Rauchwerk zugeſetzt, und ob er gleich das Rauchfaß mehrmahls umkehrte, ſo mußte er doch allemahl die Kohlen wieder aufſammeln, und an ihren Ort legen.

Den 8ten Dec. als am Tage der Empfängniß Mariä, ward der Teufel mit verdoppelter Kraft beſtürmet. Das Mädchen mußte communiciren, und der Exorciſt nahm den Exorciſmum de B. V. Maria aus dem Gelaſio von Cylli vor. Der Teufel war dabey ſehr ungeberdig, zerbrach ein Glas, welches das Mädchen in der Hand hielt, und zwang daſſelbe die Stücken zu verſchlingen; aber D. Cornäus war mächtiger als

er, und zwang ihn, die Stücken ohne Schaden des Mädchens wieder von ſich zu geben. Den 9ten blies er während der Beſchwörung das Mädchen auf, wie einen Froſch; doch ein Paar Beſchwörungen brachten alles wieder in Ordnung. Den 10ten mußte er der geweiheten Hoſtie wieder ein Compliment machen, und da er bey den Worten benedictus ſit Deus immer ſein nit anflickte, ſo ward er ſo lange geängſtiget, bis er daſſelbe wegließ. Den 11ten als die Beſeſſene ihre Nothdurft zu verrichten, aus der Kirche geführet ward, wälzte der Teufel ſie in dem Schnee herum. Nachdem das Mädchen wieder in die Kirche gekommen war, geſtand ſie, daß ihr nichts nöthig geweſen ſey, ſondern daß der Teufel ſie gezwungen habe, hinaus zu gehen, damit er einmahl friſche Luft ſchöpfen könne. Allein der Doctor beſchwor ihn, dergleichen Winkelzüge nie wieder zu gebrauchen, ſondern allemahl ſo lange auszuhalten, bis der Exorcismus vorbey ſey, welchem er denn auch in der Folge pünktlich nachkam. Den 12ten Dec. ward er unter andern mit geweihetem ſtinkenden Rauchwerke bewirthet, wobey er ſich denn, ungeachtet er des Geſtankes gewohnt ſeyn ſoll, ſehr ungeberdig anſtellete, und das Mädchen aufblies, daß man glaubte, ſie würde berſten. Allein das Zeichen des heil. Kreuzes wußte ihn bald zu bändigen. Den 13ten mußte er die Geſchichte ſeiner Einfahrt wiederhohlen, wobey er denn hinzuſetzte, daß die alte Frau Anna Margaretha ihn in ei-

nen Rotz eingewickelt gehabt, als ſie ihn in das Butterwaſſer geſetzt. Den 14ten zwang er das Mädchen eine Stecknadel hinunter zu ſchlucken, die ſie aber wieder ausſpeyen mußte. Den 15ten mußte er den lateiniſchen Spruch: hic depoſuit potentes de ſede et exaltavit humiles, exponiren. Da er dabey dem Mädchen das Geſicht verzerrete, ſo befahl der Exorciſt ihm, ſein teufeliſches Geſicht der ganzen Verſammlung zu zeigen. Der Teufel antwortete, wenn du mein wahres teufliſches Geſicht ſehen ſollteſt, ſo würdeſt du des Todes ſterben, und der Beſchwörer war ſo geſcheid, es dabey bewenden zu laſſen. Den 17ten ward ein neues Recept aus dem P. Valerio Bolidario verſucht, und da der Teufel ſich dabey ungewöhnlich ſperrete, ſo mußte das Mädchen ſich auf die Erde legen, und unſer Held hatte den Muth, ihr auf den Kopf zu treten, und dabey die Worte zu ſprechen: du vermaledeyeter Geiſt, das geſchiehet nicht der Creatur, ſondern dir. Der Teufel war dabey ſo zahm, als ein Lamm; aber als man das Mädchen aus der Kirche wieder die Treppe hinauf bringen wollte, führte der Teufel ſie zwiſchen den Nonnen weg, und in der größten Geſchwindigkeit die Treppe hinauf, ſo daß ſie ſchon oben ſtand, als die beyden Nonnen hinauf kamen. Sie ſagte hernach, es ſey ein ſchwarzer Hund vor ihr hergelaufen, und habe gerufen: Victoria, heute iſt nichts daraus geworden!

Da der Teufel den 20ſten Dec. ausfahren wollte, ſo verdoppelte der Charlatan ſeine Arbeit den 18ten und 19ten und ſuchte allen geiſtlichen Hocus = Pocus aus allen Teufelsbannern ſeiner Kirche zuſammen. Er gab dem Mädchen eine brennende Loretto Kerze in die Hand, welche der Teufel gern ausgelöſchet hätte, ſie aber doch mit großem Zittern und Geheul halten mußte. Den 20ſten nahm der Doktor den Teufel vier Stunden hinter einander in die Arbeit, aber wer nicht ausfuhr, das war er; denn er gab jezt vor, ſeine Zeit ſey noch nicht gekommen, und der Oberſte (Gott) wolle es nicht haben, wofür er ſich von dem Geiſtlichen weidlich mußte aushunzen laſſen. Genug, das Spiel gefiel allen Theilen, daher ſie daſſelbe noch ein paar Monathe fortſetzten.

Die Beſchwörungen hatten nunmehr alle Tage drey bis vier Stunden lang ihren Fortgang, daher ich das ewige Einerley nicht wiederhohlen mag, ſondern nur ſolche Umſtände, welche ſich vor andern auszeichnen, anführen werde. Um den Zuſchauern, die, wie man ſich vorſtellen kann, ſehr zahlreich waren, einen Zeitvertreib zu machen, mußte der Teufel mit unter allerley Künſte machen, z. B. Münzen, Reliquien u. ſ. f. welche man dem Mädchen auf den Kopf legte, errathen, u. ſ. f. welches er denn meiſterlich that. Den 21ſten ſollte er ſagen, wenn er ausfahren würde, worauf er zur Antwort gab: „wenn „man Hoja Popaja ſingt, wenn man das H...

„wiegt“; für welche Läſterung er wieder einen Reverenz auf die Erde machen mußte, welchen er aber mit dem ihm eigenen Fuchsgeſchreye begleitete.

An eben dieſem Tage nahmen auch die heiligen Bäder ihren Anfang, die von funfzehnerley wohlriechenden geweihßten Kräutern bereitet wurden, welche fünf Stunden lang in geweihtem Waſſer gekocht werden mußten, um alle durch die Weihe hineingebrachte Kraft herauszuziehen. In dieſem Bade mußte das Mädchen $3\frac{1}{2}$ Stunden zubringen, ſo ſehr auch der Teufel aus ihr ſchrie, daß es ihn brenne. Den 28ſten ward er wieder gefragt, wenn es ihn auszufahren beliebe, und da war denn die Antwort bald im ſchwere Nothsmonath, bald im Peſtilenzmonath, bald wenn man das Kind wiegt. Das an dieſem Tage wiederhohlte Bad brachte ihn zu dem wichtigem Geſtändniſſe, daß er alle Tage zwey mahl ſpatziren gehe, und eben von der See komme, wo er einen heftigen Sturm erreget habe. Den 24ſten führte er das Mädchen in den Ofen ihres Zimmers, ohne daß ſie von dem Feuer wäre verletzet worden; vermuthlich, weil keines mehr darin war. Den 25ſten konnte er gar ein paar Griechiſche Worte nachbethen, die man ihn ohne Zweifel vorher gelehret hatte; aber ob man gleich an dieſem Tage, ſeinem Ausdrucke nach, Hoja Popaja ſang, und ihm auch mit verdoppelten Kräften zugeſetzet wurde, ſo hatte er noch immer keine rechte Luſt auszufahren; doch fieng

er ſchon an zu accordiren. Erſt forderte er die Kanzel zu Lich, und auf Befragen, was er damit machen wolle, war die Antwort: weil die Prädicanten wenig darauf predigten, ſo wolle er hinauf ſteigen und ihnen predigen. Da ihm das verſagt ward, ſo verſetzte er: „ich muß einen „Raub mit in die Hölle bringen, ſonſt komme „ich bey dem Lucifer in Ungnade und kriege „Schläge.“ Einen tümmern einfältigern Teufel muß man nicht leicht erlebt haben; er war dabey ſo treuherzig, daß er den 26ſten ſogar die Urſache ſagte, warum er nicht ausfahren könne, welche dann keine andere war, als daß es ſo viele Ungläubige in Mainz gebe, die ſich nicht überreden wollten, daß er das Mädchen wirklich beſitze.

Den 27ſten Dec. ward ſie mit geweiheten ſtinkenden Rauchwerke auf einem Nachtſtuhle ſitzend, geräuchert, wobey denn wieder allerley Bocksſprünge vorfielen. Den 28ſten gab der Teufel es näher und forderte nur ein Fach aus dem Kirchfenſter, welches ihm aber auch abgeſchlagen ward. Indeſſen ward ihm an dieſem Tage mit dem ſtinkenden Rauchwerke ſo zugeſetzet, daß er auch ſeinen Lieblingsort (die Schaamtheile) verlaſſen mußte, und ſich in den Nabel hinauf zog. Den 29ſten nachdem er das Mädchen wieder wie einen Froſch aufgeblaſen hatte, ward er mit der Monſtranz aus einem Orte des Leibes in den andern gejagt. Da er nunmehr ſchon wackelnd geworden war, ſo ſchöpfte der Teufels,

banner guten Muth, und verdoppelte die folgenden Tage ſeine Künſte. Als den 30ſten das geweihete Bad wieder verſucht ward, lernte der Teufel gar Hebräiſch reden, denn er ſchrie, Ah Ahum, Ah Achum, und dieſes mußte ſoviel heiſſen, als: „ſoll ich bekennen meine Sünden?" Da es nun ſchon mit ihm auf die Neige zu kommen ſchien, ſo verſchrieb er ſich Sukkurs aus der Hölle, denn das Mädchen ſahe den Abend nach dem Bade eine Menge anderer Teufel in der Stube, die aber bald wieder in ihre alten Schlupfwinkel zurück gebannet wurden.

Den 1ſten Jan. 1726 ward dem Teufel während der Beſchwörung zugleich ein Collegium über die Menſchwerdung und Beſchneidung Chriſti geleſen, welches er denn ſehr andächtig mit anhörete, und auf Befragen, warum er noch nicht weiche, zur Antwort gab: er werde weichen, wenn man ein allgemeines Gebeth anſtelle, und die Kirche voller Leute wäre, die das Weiſſe (die Hoſtie) empfingen. Da dieß dem Weihbiſchof hinterbracht wurde, ſo ließ er in allen Kirchen und Klöſtern öffentliche Gebethe zur Befreyung des Mädchens anſtellen. Der Teufel ward nunmehr ſo andächtig, wie Klopſtocks Abbadonna, ſo daß er auch den 2ten Jan. geſtand, daß, wenn er in den Himmel kommen und ſelig werden könnte, er gern eine mit lauter Schermeſſern beſetzte Säule, welche von der Erde bis zum Himmel reichte, bis an den jüngſten Tag

auf-

auf- und abſteigen wollte; allein es ſey alles umſonſt. An eben dem Tage kam der Dom-Scholaſter und Statthalter zu Mainz, Graf Waldboth von Baſſenheim zu der Beſeſſenen, da denn der Teufel auf Befehl ſeines Beſchwörers wieder mancherley Künſte machen mußte, aber dabey zugleich ſo muthwillig ward, daß er faſt einem jeden der Anweſenden eines anhing. Zum Beweiſe wie wenig Feinheit D. Cornäus bey ſeiner Gauckeley bewieß, diene folgendes. Teufel Olof verdrehte dem Mädchen in Gegenwart des Dom-Scholaſters die Hand, die dabey ſo hart und feſt war, daß keine Gewalt ſie aufbrechen konnte. Der Teufelsbanner überreichte dieſe Hand dem Domherrn, der ſie nicht aufbrechen konnte, worauf er zu ihm ſagte, er ſollte nur ſprechen: im Nahmen Jeſu Chriſti weiche du vermaledeyeter Geiſt; ſo werde die Hand ſogleich wieder weich werden. Der Domherr überließ das Experiment dem Doktor, und kaum hatte dieſer die gedachten Worte geſprochen, ſo war der Teufel fort, und die Hand war wieder weich. Den 3ten Jan. mußte das Mädchen geweihtes Oehl und ein Stückchen von einem Agnus Dei in geweihtem Waſſer einnehmen, welches denn den Meiſter Olof weidlich krimmete. Den 4ten ſchnitte er durch die Hand des Mädchens im Dunkeln in der Geſchwindigkeit vier Drachen in Papier aus, worunter der eine mit acht Flügeln ihm leibhaftig glich. Den 6ten ward das

Schweißtuch Chriſti mit großem Pompe aus der Domkirche gehohlt und dem Mädchen auf den Kopf gelegt, da denn der Teufel ſo wüthete, daß vier Prieſter kaum das Mädchen halten konnten. Er verſtummete zugleich ſo, daß man ſeiner Abfahrt alle Augenblicke entgegen ſahe. Allein es beliebte ihm noch nicht, und da man das gewöhnliche Bad des Abends mit geweihetem Oehle und Agnus dei verſtärkte, ſo ſchrie er wieder gräßlich über Hitze, gegen welche das Feuer der Hölle nichts ſey.

Den 7ten und die folgenden Tage ward der Teufel wieder ſehr ungezogen, indem er den Roſenkranz, den das Mädchen bethen ſollte, dem D. Cornäus an den Kopf warf, und ein paar Prieſter, die ihm zu Beyſtänden dienten, mit Ohrfeigen regalirte. Den 12ten hielt der Geiſtliche dem Teufel wieder eine ſcharfe Bußpredigt, wobey er denn ſehr gerührt war, und geſtand, daß die Verzögerung ſeiner Ausfahrt blos daher rühre, weil Gott ſeine (des Geiſtlichen) Beſtändigkeit prüfen wolle, und weil noch nicht genug gebethet werde. Zugleich fing er wieder an zu capituliren, und forderte ein Fach von dem Kirchenfenſter, welches ihm aber abgeſchlagen ward. Den 14ten lief er dem Mädchen wieder in dem ganzen Leibe herum, und quakte dabey bald wie ein Froſch, bald grunzte er wie eine Sau; aber der Teufelsbanner wußte ihn bald wieder zu Ruhe zu bringen. Den 16ten ward der Exorciſt böſe, und befahl dem Teufel,

im Nahmen Gottes und aller Heiligen, den Augenblick auszufahren, widrigenfalls ſeine Pein in der Hölle ihm zehnhunderttauſendfältig verſtärkt werden ſollte. Aber der Teufel blieb hartnäckig, doch geſtand er, daß er am Kertzelestage (am Feſt der Reinigung Mariä ausfahren müſſe. Die folgenden Tage ſtellte er ſich wieder ſehr ungeberdig, weil, wie er ſagte, ſo viele Ungläubige zugegen wären, die ihn für keinen rechtſchaffenen Teufel halten wollten. Dieß ſey auch die wahre Urſache, warum er nicht ausfahren könne; für einen Teufel gewiß eine ſehr erbauliche Urſache. Der Verfaſſer des Aufſatzes, welchen ich vor mir habe, macht dabey eine weitläufige Anmerkung, worin er ſehr ernſthaft die Parthie des Teufels nimmt, und aus Marc. 6 und Matth. 7 beweiſet, daß der Unglaube der Umſtehenden dem Exorciſten die Sache allerdings ſchwer mache, beſonders bey den unreinen Geiſtern, deren dieſer einer war.

Je näher indeſſen der Kertzelestag kam, jemehr häufte Doktor Cornäus in ſeinen täglichen Beſchwörungen ſeine Gaukeleyen, und das Mädchen fieng nunmehr auch ſelbſt an, ſich zu geiſſeln, und allerley Bußwerke zu verrichten, wodurch denn dem Teufel von allen Orten und Enden zugeſetzt wurde. Den 2ten Febr. als am Tage der Reinigung Mariä geſchahe endlich der Hauptſturm. Das Mädchen mußte communiciren, und während des Exorciſmi eine groſſe

geweihete brennende Kerze aus dem Dom in der Hand halten, welches anfänglich mit vielem Zittern geſchahe. Am Ende des langen verſtärkten Exorciſmi ward ihr die Monſtranz auf den Kopf geſetzt, wogegen ſich der Teufel nur ſchwach ſperrete. Endlich höreten alle bisher gewöhnliche Bewegungen auf, und der Teufel gab auf die Fragen des Exorciſten ſchon keine Antwort mehr. Dieſer ſchloß daraus, daß ſein Abſchied nicht mehr weit ſey, und beſchwor ihn, ſeinen Nahmen zu ſagen, da er denn mit ſchwacher kranker Stimme antwortete, Oloff heiſſe ich. Der Exorciſt befahl ihm hierauf ſein Fuchsgeſchrey zu machen, welches aber eben ſo lahm und kraftlos ausfiel; womit denn die Arbeit dieſes Tages beſchloſſen ward. Indeſſen mußte er ſich wieder ein wenig erhohlet haben, denn den folgenden Tag fing er nach einer Beſchwörung, welche drittehalb Stunden gedauert hatte, wieder an zu kapituliren, und verlangte die Kanzel zu Lich, die ihm aber abgeſchlagen ward, worauf er ſich denn zufrieden gab. Den 4ten befand der Geiſtliche für gut, um den Teufel recht zu kränken, nach dem gewöhnlichen Exorciſmus, die von ihm aus Papier geſchnittenen Figuren zu beſpeyen, mit Füßen zu treten, und darauf auf geweihetem Feuer mit geweihetem Schwefel und ſtinkenden Rauchwerke zu verbrennen, mit dem chriſtlichen Fluche, daß dieſes Feuer ſeine teufliſche Subſtanz ewig peinigen und brennen ſolle; worauf dieſer mit einem matten Fuchsgeſchrey antwor-

tete. Den 5ten war er den ganzen Exorciſmus über ruhig, daher der Geiſtliche ihn beſchwor, ein Zeichen ſeiner Gegenwart zu geben, worauf er ſtöhnte, als einer der in den letzten Zügen liegt. Damit nun dem todtkranken Teufel niemand aus der Hölle zu Hülfe kommen möchte, ſo wurde allen Teufeln der Weg durch eine neue Beſchwörung verrennet. Auch im Bade verhielt er ſich ruhig, und geſtand auf Befragen, daß er zwar noch zwiſchen den Rippen des Mädchens ſitze, aber keine Gewalt mehr habe, ſie zu plagen. Die folgenden Tage gingen eben ſo ruhig vorüber, indem der Teufel, wenn er ein Zeichen ſeiner Gegenwart geben ſollte, nur noch wie ein krankes Schwein grunzete. Aber den 9ten war er wieder ſo ungezogen, daß er einen Prieſter, der mit dem Mädchen den Roſenkranz bethen wollte, weidlich bey den Haaren rupfte; doch hatte er keine weitere Gewalt über ihn. Die folgenden Tage wurden die Zeichen ſeiner Gegenwart immer ſchwächer, ein gelindes Zittern, ein ohnmächtiges Fuchsgeſchrey, und ein leiſes Grunzen war alles was man aus ihm heraus bringen konnte. Den 19ten ward er daher nach dem gewöhnlichen Exorciſmus durch die Kraft des heil. Sacramentes im höchſten Grade beſchworen, den Augenblick aus dem Mädchen zu weichen, worauf dieſe in einen tiefen Schlaf fiel, während deſſen der Exorciſt ſeine Beſchwörung tapfer fortſetzte. Endlich that die Beſeſſene zwey bis drey Stöſſe mit dem Leibe gegen das Venerabile,

man merkte auch, als wenn ihre Schürze zerriſſen würde, und endlich hörte man ein Krachen gegen dem Fenſter zu, warum der Oloff mehrmahls gehandelt hatte, und — weg war der Teufel. Das Mädchen wachte ſogleich auf, und ſagte ſelbſt, daß er fort ſey. Der Exorciſt, der dem Teufel nicht trauete, ſetzte ſeine Arbeit noch bis zum 24ſten fort, um zu ſehen, ob nicht noch ein Stückchen von ihm zurück ſey; allein er war mit Sack und Back ausgezogen, und war dabey ſo matt, daß er auch nicht Kräfte genug hatte, den ihm ſonſt gewöhnlichen Geſtank zu hinterlaſſen. Das Nachſpiel dauerte indeſſen noch bis zum 12ten März, während deſſen täglich allerley Gebethe und Segen über das Mädchen geſprochen, mit unter auch noch allerley kleine Exorcismi angebracht wurden; worauf endlich mit einem feyerlichen Te Deum geſchloſſen wurde.

Wenn dieſe Geſchichte nicht von ſechs Prieſtern als Zeugen unterſchrieben wäre, ſo könnte man zweifeln, ob es unſere Nachkommen glauben werden, daß man noch im Jahr 1726 mitten in einer großen Univerſitätsſtadt, vor den Augen ſo vieler angeſehenen und zum Theil aufgeklärten Männer, ein ſolches plumpes und armſeliges Poſſenſpiel aufführen können, und daß ein Doktor der Theologie und kaiſerlicher Hofprediger die unbegreifliche Geduld gehabt, eine ſolche ärgerliche Fratze ſechſthalb Monathe hin-

durch alle Tage drey bis vier Stunden zu unterhalten.

30. Elie Marion, ein Inſpirirter *).

In Nieder-Languedoc liegt ein hohes mit tiefen Thälern durchſchnittenes Gebirge, welches die Sevennes genannt wird, und in welches ſich zur Zeit als die Reformirten in Frankreich ſo heftig verfolget wurden, einige Gemeinden flüchteten, um in dieſen unzugänglichen Gegenden Sicherheit zu finden, die ſie auch eine Zeitlang wirklich fanden, und vermuthlich noch länger würden genoſſen haben, wenn ſie nicht durch ihren ſchwärmeriſchen Unfug den Hof auf ſich aufmerkſam gemacht, und zu neuen Verfolgungen gereitzet hätten. Da ſie keine ordentlichen Pre-

*) Ich entlehne die Geſchichte dieſes Fantaſten, welcher zu ſeiner Zeit Aufſehen genug in der Welt gemacht hat, aus dem ſeltenen Theatre Sacré des Sevennes ou recit de diverſes Merveilles opérées dans cette partie de la Province de Languedoc. Prémiere Partie. London, 1707, 8; von welcher ſchwärmeriſchen Schrift der leichtgläubige und aus ſeiner Reiſebeſchreibung hinlänglich bekannte Miſſon Herausgeber iſt, in welcher Geſtalt er auch die Vorrede unterſchrieben hat. Der Aufſatz rühret von dem Marion ſelbſt her, daher Miſſon ihn auch in der erſten Perſon reden läßt. Da dieſe Geſchichte aber nur bis 1707 gehet, ſo werde ich den Ueberreſt aus andern Quellen entlehnen, welche ich gehörig anzeigen werde.

diger hatten, ſo fingen ſie ſehr bald an zu verwildern, zumahl nachdem um 1685 einige aus ihrer Mitte, die eben ſo roh und ungebildet waren, als die meiſten übrigen, anfingen, den übrigen zu predigen, und damit Beyfall fanden. Es kann ſeyn, daß die wilde romantiſche Gegend Einfluß auf ihre Einbildungskraft hatte, genug, es riß auf einmahl die plumpeſte Schwärmerey unter dieſen verwilderten Haufen ein, und es fanden ſich viele, welche unmittelbare Eingebungen und Offenbahrungen haben wollten, weiſſagten, Wunder thaten, und die ohnehin ſchwachen Köpfe völlig verrückten. Das Gerücht davon breitete ſich ſehr bald in die umliegende Gegend aus und kam endlich bis nach Paris, wo man jetzt erſt ihr Daſeyn erfuhr, und ſie mit Gewalt zur Römiſchen Kirche zurück zu führen beſchloß. Der Graf von Broglio ſchickte als Intendant der Provinz zuerſt einige Truppen wider ſie aus; allein die Sevenner ſtellten ſich wider die Gewohnheit ſolcher Schwärmer zur Wehre, und da ſie alle Vortheile des unzugänglichen Bodens für ſich haben, ſo wurden die Truppen geſchlagen. Der Hof verdoppelte ſeinen Ernſt, und ſchickte den Marechal de Montreuil mit 2000 Mann dahin, welcher den Sevennern, oder wie man ſie auch nannte, Camiſards, anfänglich einen Frieden anboth, aber da ſie denſelben verwarfen, und ein Manifeſt herausgaben, worin ſie behaupteten, daß ſie ihre Gewiſſensfreyheit mit Gewalt vertheidigen müßten, eine blutige Verfolgung

wider ſie eröffnete, indem er alle diejenigen, welche ihm in die Hände fielen; peinlich behandeln, und eine große Anzahl derſelben hinrichten ließ. Es iſt eine bekannte Bemerkung, daß jede Art der Schwärmerey unter der Verfolgung nur neue Kräfte gewinnet, und dieſe Erſcheinung iſt nicht ſchwer zu erklären. Die Schwärmerey iſt die Frucht einer ausſchweifenden und überſpannten Einbildungskraft; geſellen ſich empörte Leidenſchaften dazu, ſo gehet ſie in Fanatismus und Wuth über. Durch die Verfolgung werden ſowohl die Einbildungskraft als die Empfindungen noch mehr erhitzt, was Wunder, daß ſich auch die darauf gegründeten Vorurtheile ausbreiten und verſtärken.

Kurz, die Verfolgung machte die Sevenner nur noch hitziger; ſie wählten einen aus ihrer Mitte, Nahmens Rouland, zu ihrem Anführer, und thaten eine ſo verzweifelte Gegenwehr, daß die königlichen Truppen, ihrer Ueberlegenheit ungeachtet, in mehrern Gefechten den Kürzern zogen. Da ſie dadurch neuen Muth bekamen, ſo ſpannten ſie auch ihre Entwürfe höher, und erklärten in einem öffentlichen Manifeſte, daß ſie die Waffen nicht eher niederlegen würden, als bis das aufgehobene Edickt von Nantes wieder hergeſtellet würde.

Es iſt natürlich, daß die Verbitterung ihrer Feinde dadurch zunahm, und man that den Camiſards, welche ihnen in die Hände fielen, alle nur erſinnliche Marter an. Dieſe rächeten

ſich hingegen, wenn ſie konnten, verbrannten die katholiſchen Kirchen, und vergalten denjenigen von den königlichen Truppen, welche ihnen in die Hände fielen, ihre Grauſamkeit mit Wucher. Zugleich waren ſie gegen die königlichen Truppen von Zeit zu Zeit glücklich, ſo daß ſich Montreuil vor ihnen ſogar auf das Schloß Carignon zurückziehen mußte.

Der Hof gab nunmehr alle Hofnung, dieſe Leute mit Gewalt zum Gehorſam zu bringen, beynahe auf, daher Montreuil auf Befehl des Hofes den 21ſten Jul. 1703 auf das neue mit ihnen in Unterhandlung treten mußte. Er verſprach ihnen, daß ſie Freyheit haben ſollten, ungehindert aus dem Lande zu ziehen, wobey man ihnen nicht allein Lebensmittel und Fuhrwerk geben, ſondern auch einem jeden von ihnen einen Louisd'or auf der Gränze reichen wollte. Sie ſchlugen auch dieſes Anerbiethen unter dem Vorwande aus, daß ſie ſchon mehrmals hintergangen worden, daher ſie den Worten des Hofes nicht trauen könnten; zugleich verlangten ſie, man ſollte ihnen die freye Uebung ihrer Religion laſſen, ſo wollten ſie ſich als getreue Unterthanen ruhig verhalten.

Allein das war es eben, was man ihnen nicht bewilligen wollte, daher der Krieg ſeinen Fortgang hatte. Montreuil ließ keine Grauſamkeit unverſucht, ſie in Schrecken zu ſetzen, und kein Mittel, ſie zu unterdrücken. Allein alle ſeine Bemühungen waren eine geraume Zeit

Digitized by Google

vergebens, indem ſich einer Nahmens Johann Cavalier zu ihrem Anführer aufwarf, dem es, eine reichliche Doſin Schwärmerey mit eingerechnet, nicht an Muth und Geſchicklichkeit fehlte, ſeine ſchwärmeriſchen Brüder zu vertheidigen, daher auf beyden Seiten viel Blut vergoſſen, und manche Grauſamkeit ausgeübet ward.

Der Hof ward über dieſen ſchlechten Erfolg ungehalten, und da er glaubte, die Schuld liege an der Ungeſchicklichkeit des Marechals de Montreuil, ſo ward dieſer zurück berufen, und den 12ten April 1704 dem Marechal de Villars das Commando übergeben. Um die Sevenner zugleich einzuſchläfern, gab man öffentlich vor, Montreuil werde bloß darum zurückberufen, weil der Hof deſſen übertriebene Strenge mißbillige. Villars machte den Anfang gleichfalls mit der Güte, trat mit den Häuptern der Sevenner, Cavalier, Rouland, Ravanel und Calinat in Unterhandlung, und verſprach ihnen alles, was er wollte oder konnte, wenn ſie die Waffen niederlegen oder aus dem Lande gehen wollten. Cavalier capitulierte und erhielt freyen Abzug, allein die übrigen wollten noch immer die Wiederherſtellung des Ediktes von Nantes erzwingen, daher der Krieg und mit ihm auch die Grauſamkeiten ihren Fortgang hatten. Endlich wurden die Mißvergnügten durch die unaufhörlichen Gefechte geſchwächt, ihre beſten Anführer blieben entweder, oder capitulierten und bekamen freyen Abzug, daher denn auch 1706 die übrigen ſich

nach und nach verlieſen, und ſich theils in die Schweiz, theils in Deutſchland und Holland, theils aber auch in England zerſtreueten.

Es war nothwendig, dieß von der Geſchichte der Sevenner überhaupt voraus zu ſchicken, weil ſonſt die folgende Geſchichte ſehr unverſtändlich ſeyn würde. Marion war einer der vornehmſten unter ihnen, weil er von einem beſſern Stande war, als die meiſten übrigen, auch ein wenig ſtudiert hatte, vornämlich aber, weil er es in der Schwärmerey am weiteſten gebracht hatte, oder vielmehr, um mich in der Sprache der Kunſt auszudrücken, weil der Geiſt Gottes zwiefach auf ihn ruhete, und ihn vorzüglicher Offenbahrungen würdigte.

Er war aus Barre in den obern Sevennes gebürtig, wo er um 1679 gebohren war, und ward von ſeinen Aeltern nach Toulouſe geſchickt, ſich den Rechten zu widmen, hatte ſich auch bereits drey Jahr bey einem Parlaments-Advokaten aufgehalten, um ſich zur Praxi geſchickt zu machen. Er war in der reformirten Religion erzogen worden, allein, da dieſe damahls ſehr gedruckt wurde, ſo mußte er ſich äuſſerlich katholiſch ſtellen; in die Meſſe gehen und alle Gebräuche der römiſchen Kirche mitmachen, worin ſeine Eltern ihm mit ihrem Beyſpiele vorleuchteten. Es ſtiegen ihm zugleich allerley Zweifel bald wider die eine, bald wider die andere Religion auf; allein, da er nicht im Stande war, ſich ſelbige zu beantworten, ſo blieb er in einem Zuſtande

der Unſchlüſſigkeit. Indeſſen nahmen die Begeiſterungen und Offenbahrungen in ſeinem Vaterlande überhand, das Gerücht davon erſcholl bis nach Toulouſe, und nunmehr gingen ihm auf einmal die Augen auf. Er lernte die Abgötterey der römiſchen Kirche auf das lebhafteſte einſehen, und faßte den feſten Entſchluß, oder vielmehr, Gott ſelbſt legte den feſten Eutſchluß in ſein Herz, einen ſo abgöttiſchen Ort, als Toulouſe war, zu fliehen, und wieder in ſein Vaterland zu gehen. Er reiſete daher um den Anfang des Oktobers 1701 von da ab, und als er in Barre anlangte, ſo hörete er, daß der Geiſt der Weiſſagung ſich der ganzen Gegend bemächtiget habe, und daß beſonders junge Leute und ſelbſt kleine Kinder häufige Entzückungen und Offenbahrungen bekämen, und in denſelben ganz herrliche Sachen ausſprächen. Das machte ihn ſtutzig, noch mehr aber, als eine Perſon in ſeiner Gegenwart in Entzückung fiel, da er denn noch nicht wußte, was er davon denken ſollte. Allein nachdem er einigen Verſammlungen ſolcher Inſpirirten beygewohnet hatte, worin ſie ſich auf eine unausſprechlich ſtarke und pathetiſche Art ausdrückten, ſo riß die göttliche Sprache dieſer bewundernswürdigen Kinder ihn mit einer unwiderſtehlichen Gewalt dahin, und er wünſchte ſich gleichfalls wieder zu werden, wie ein Kind.

Als er bald darauf einer Verſammlung beywohnte, welche er ſelbſt zuſammen berufen hatte, und worin ein gewiſſer Caſtanet eine vor-

trefliche Rede hielt, ſo empfand er eine ihm bis dahin ganz unbekannte Bewegung, und zugleich eine geheime Freude, nebſt einem innern Gefühl der Gnade Gottes, ſo daß er ſo vergnügt war, als wenn er ſich in dem Himmel befunden hätte. Ein gewiſſes Feuer bemächtigte ſich ſeiner Bruſt, und verurſachte ihm eine Art von Bedrückung, die ihm doch nicht beſchwerlich war, die ihm aber dennoch tiefe Seufzer auspreßte. Zugleich hatte ſich ſein Körper ein wenig verdrehet, und er befand ſich eine ſtarke Viertelſtunde in dieſem Zuſtande, hatte aber dabey nur noch ſehr wenige Verzuckungen.

Nun das war doch ſchon ein guter Anfang, woraus ein Kunſtverſtändiger bald ſehen konnte, was aus dem Knaben werden würde. Man ſagt gemeiniglich, die Schwärmerey ſteckt an, wie der Schnupfen, und ſagt darin ſehr wahr. Sie beſtehet in einer erhitzten Einbildungskraft und Empfindung, welche eben dieſe Wirkung ganz natürlich auch auf den Zuſchauer hervorbringet, wenn er ſich nicht mit ſein bischen Vernunft gegen die Ueberraſchung waffnet.

Doch die kleine Freude wäre ihm bald verſalzen worden. Die Verfolgungen gegen den Geiſt Gottes, wie man es in den Sevennes nannte, hatten bereits ihren Anfang genommen, und ſo bald der Abt von Chaylar, und der katholiſche Pfarrer des Orts, Meidge, erfuhren, daß er den Verſammlungen beygewohnet habe, ſo ließen ſie ihn in Verhaft nehmen. Allein er kam

dasmahl noch ſo leidlich davon, weil beyde ſich mit 20 Louisd'or abſpeiſen ließen, die ſein Vater bezahlen mußte, da man ihn denn wieder in Freyheit ſetzte; doch mußte er verſprechen, wieder nach Toulouſe zu gehen, und ſeines Berufes abzuwarten, ein immer ſehr kluger Schritt, indem hinlängliche Beſchäftigung des Verſtandes das ſicherſte Mittel wider die Schwärmerey iſt.

Der Tropf reiſete auch wirklich nach Toulouſe ab, allein er war ſchon zu tief angeſchoſſen, daher er ſehr bald das andächtige Heimwehe bekam, und im Julius 1702 wieder nach Barre reiſete, in der Abſicht, wenn es ja nicht anders ſeyn könnte, lieber das Königreich zu verlaſſen, als länger an einem ſo abgöttiſchen Orte zu bleiben. Kaum war er zu Hauſe angekommen, ſo erfuhr er, daß der Geiſt der Weiſſagung ſchon ſeine beyden jüngern Brüder ergriffen hatte, und man kann ſich vorſtellen, was das für eine Freude für ihn geweſen ſeyn muß. Der Vater, der vermuthlich den Segen in ſeiner Familie eben ſo gern ſahe, hatte ihm ſchreiben wollen, daß er zu Hauſe kommen ſollte; allein einer ſeiner Söhne ſagte in der Begeiſterung, es ſey nicht nöthig, daß man dem Bruder ſchriebe, weil er ohnehin kommen würde; und da das nach einigen Tagen glücklich eintraf, ſo war die Offenbahrung auſſer allem Streite.

Elie hatte ſeinen Vater beredet, ihn mit ſeinen beyden Brüdern auf Reiſen gehen zu laſ-

ſen, damit ſie ihren Offenbahrungen in völliger Freyheit nachhängen könnten. Allein den Abend vor ihrer Abreiſe hörte ſein Bruder die Stimme des Geiſtes, welche zu ihm ſprach: „Ich ſage „dir, mein Kind daß wenn ihr jetzt abreiſet, „ihr euren Feinden in die Hände gerathen werdet. „Allein in kurzem ſollen eure Feinde ſelbſt euch „ſicher an den Ort bringen, welchen ihr nur ſelbſt „wollen werdet.“ Die Reiſegeſellſchaft gehorchte, und achtzehn Monathe darauf traf die Weiſſagung des jüngern Bruders glücklich ein, weil Elie capitulierte, und darauf mit ſeiner ganzen Familie ſicher nach Genf gebracht ward.

Zu Anfange des Jahres 1703 bekam der unſrige, da er ſich eben in einer Verſammlung befand, in welcher ſein Bruder wieder eine Offenbahrung hatte, auf einmal eine große Hitze, welche ſich ſeines ganzen Herzens bemächtigte, und ſich durch ſeinen ganzen Leib verbreitete. Er befand ſich dabey gleichfalls wieder ein wenig beängſtigt, welches ihm denn heftige Seufzer auspreßte, die er, um der Geſellſchaft willen, ſo lange zurück hielt, als er nur konnte. Einige Minuten darauf bemächtigte ſich eine Macht, der er nicht widerſtehen konnte, ſeiner ſo ſehr, daß er auch ein lautes, mit heftigen Schluchzen unterbrochenes Geſchrey ausſtieß, und Ströhme von Thränen vergoß. Die Urſache dieſes Paroxismus waren die unzähligen Bilder ſeiner Sünden, welche ihm auf einmahl in ſchwarzer

ſcheus-

ſcheuslicher Geſtalt erſchienen, die ihn wie eine ſchwere Laſt ſo niederdrückten, daß er auch den Kopf mußte ſinken laſſen. Jemehr ſie drückten, deſto heftiger ward ſein Geſchrey und deſto häufiger ſeine Thränen. Die Bilder erfülleten ſeinen Geiſt mit Abſcheu, und in ſeiner Angſt konnte er weder reden noch zu Gott beten. Bey dem allen empfand er doch ſo etwas gutes und ſeliges, daß es ihm nicht möglich war, weder zu murren, noch zu verzweifeln.

Ich glaube, der Pinſel hat in dieſer ganzen Geſchichte den ganz begreiflichen Fortſchritt einer angeſtrengten und ſtufenweiſe erhitzten Einbildungskraft und Empfindung wider ſeinen Willen ſo wahr geſchildert, daß man das Natürliche darin nicht wird verkennen können. Man bringe einen lebhaften vollblütigen Menſchen in dieſem Zuſtande ſeiner Seele in eine volle Verſammlung anderer Schwärmer, die ſich aus Furcht vor ihren Verfolgern in engen, abgelegenen und vielleicht dumpfigen Orten verſammeln müſſen, dabey alle ihre Einbildungskraft auf die Folter ſpannen, und folglich die Ausdünſtung und Dicke der Luft dadurch noch vermehren, ſo mag ich für die Folgen nicht ſtehen.

Sein Bruder, der ſchon geübter war, merkte, wo es dem armen Sünder fehlte, und um ihm Luft zu machen, ſo bekam er eine zweyte Entzückung, in welcher er den Ausſpruch that, daß ſeines Bruders Sünden ihm die gegenwär-

tige Angſt auspreßten, und nunmehr folgte ein langes, weitläufiges Verzeichniß derſelben, welches er vor jedermann laut herſagte.) Elie begleitete daſſelbe mit Heulen und Schluchzen, und als das ſchöne Regiſter zu Ende war, ſo fand er ſich um ein vieles leichter. Nach und nach ward er auch ruhiger, und kam in den Stand, Herz und Stimme zu Gott erheben zu können. Er brachte die Nacht ſehr angenehm zu, aber bey dem Erwachen bekam er die erſten Bewegungen, welche mit häufigen Seufzern vermiſcht waren. Und dieſes begegnete ihm nunmehr vier Wochen lang, alle Tage drey bis vier mahl; dieſe ganze Zeit brachte er mit Faſten und Beten zu, und am Ende derſelben war der Schwärmer fertig. Es war natürlich, daß er jetzt ein ganz anderer Menſch war; was ihm vor dieſem Durchbruche das angenehmſte geweſen war, ward ihm nunmehr zuwider. In den gedachten vier Wochen hatte er nur ſtumme Entzückungen gehabt, allein nunmehr ward auch ſeine Zunge entbunden, und der Geiſt konnte ſie gebrauchen, wie er wollte. Der Narr war vor Freude auſſer ſich, als er auf einmahl einen Strohm heiliger Worte aus ſeinem Munde flieſſen hörte, die er nicht erfinden konnte, und welche ſeine Ohren entzückten. Gleich in der erſten Inſpiration, deren er gewürdigt ward, ſagte der Geiſt zu ihm: „mein „Sohn, ich habe dich von deiner Mutter Leibe „an zu meiner Ehre beſtimmt;“ man kann denken, wie ſich der Fantaſt dabey wird gebrü-

ſtet haben. Aber der Geiſt, auf deſſen Einfluß er ſo ſtolz war, war gewiß nicht von der friedfertigſten Art, denn er befahl ihm zugleich zu den Waffen zu greifen, und zu ſeinen Brüdern zu gehen, welche bereits ſeit ſechs Monathen tapfer für die Sache Gottes ſtritten. Er ging alſo zu Anfang des Februars aus Barre in das Gebirge, und ließ ſich bey einem Haufen Camiſards anwerben, welchen er nachmahls ſelbſt anzuführen bekam.

Es kommt bey dieſer Gelegenheit ein Beyſpiel der ſeltſamen Kriegeszucht vor, welche dieſe Schwärmer beobachteten, und welche ganz darauf geſtimmt war, blinde und verzweifelte Verfechter ihrer Vorurtheile aus ihnen zu bilden.

Um Oſtern 1703 ſtieß der Haufe des Bruders Caſtanet zu dem Haufen des Abraham Mazel. Salomon Couderc, der mit Abraham commandirte, und unter andern Gaben auch vortrefflich ſchwatzte, und ihr beſter Prediger war, bekam von dem Geiſte Befehl, die beyden vereinigten Haufen zu reinigen, weil ſich viele darunter befänden, welche ſich noch auf gewiſſe weltliche Art zu vergnügen ſuchten, andere aber den Befehlen ungehorſam geweſen waren. Zugleich befahl der Geiſt ihm, dieſen vereinigten Haufen, welcher aus 4 bis 500 Mann beſtand, in Linien zu ſtellen, und diejenigen heraus zu ziehen, wel-

che ihm der Geiſt andeuten würde. Er gieng hierauf vom Geiſte ergriffen, mit heftigen Bewegungen durch die Glieder, ſahe Mann für Mann ſtarr an, wobey der Geiſt ihm jedesmahl diejenigen heimlich andeutete, welche verworfen waren, die er denn aus den Gliedern zog, worauf ſie an einen beſondern, ihnen angewieſenen Ort treten mußten. Die armen Teufel, welche eben ſolche Schwärmer waren, als ihre Vorgeſetzten, gehorchten mit vielen Thränen, und warfen ſich an dem Orte, wohin ſie gewieſen wurden, auf die Knie. Unſer Marion hatte bereits ein kleines Commando, daher war er nicht verbunden, ſich mit denen, welche ſolcher Geſtalt in den Schmelztiegel geworfen wurden, in Reihe und Glieder zu ſtellen, welches ihn denn ſehr wohl behagte, indem dieſe fürchterliche Execution, ſo bald Bruder Salomo ſie bekannt machte, ihm ſchon Zittern und Beben verurſachte. Er ſchlich ſich daher mit noch einigen andern hinter die Fronte, wo er dem Auftritte mit Beten und Schluchzen zuſahe. Der Verworfenen waren 60 bis 70. Indem dieſe auf dem ihnen angewieſenen Platze auf den Knieen lagen und heulten und weinten, hielt Bruder Salomo, der noch immer von dem Geiſte ergriffen war, eine herrliche Rede an die übrigen, deren gutes Verhalten war belohnet worden. Gleich darauf empfieng er einen geheimen Wink von dem heiligen Geiſte, worauf er den Aus-

Digitized by Google

geſchiedenen Befehl gab, näher zu treten. Die ganze Verſammlung zerfloß in Thränen, und wartete der Dinge, die da kommen ſollten. Die armen Sünder naheten ſich mit Zittern und Schluchzen, und mußten nunmehr zuvör- derſt eine derbe Strafpredigt des Geiſtes an- hören, worauf er ihnen erklärte, daß das Opfer des zerknirrſchten Geiſtes Gott angenehm geweſen wäre, und daß ſie wieder zu Gna- den wären aufgenommen worden. Nunmehr weinte alles vor Freude; die Ausgeſchiedenen traten wieder in ihre Glieder, und Salomo beſchloß die Execution mit einem herrlichen Ge- bete. Nachdem dieſes zu Ende war, gerieth der Geiſt über unſern Marion, der indeſſen hinter der Fronte auf ſeinen Knien gelegen hatte, und der nunmehr allerley ſchöne Sachen ſagte, und häufige Thränen der Freude ver- goß. Allein es waren nicht Thränen von der gewöhnlichen Art, ſondern blutrothe Thränen, welche auf ſeine Kleider, auf ſeine Flinte, und ſelbſt auf die Erde fielen. Die Sache muß wahr ſeyn, denn ſie geſchahe, wie er hinzu ſetzet, zu les Vernedes am hellen Mittage.

Da dieſe Schwärmer keine ordentlichen Geiſtlichen unter ſich hatten, ſo ſahe es mit ihrem Gottesdienſte ſehr unordentlich aus; al- lein der innere Geiſt wußte auch hier Rath. Es befand ſich unter ihnen einer Nahmens la Valette, welcher unter andern auch die Gabe des Predigens beſaß, und einen gehei-

men Befehl bekam, das heil. Abendmahl auszutheilen. Allein, als er die Wichtigkeit einer ſolchen Handlung näher überlegte, ſo ſetzte ſeine Unwürdigkeit ihn in Schrecken. Allein indem er ſich ſo mit ſeinen Zweifeln plagte, ergrif der Geiſt ihn, ſchüttelte ihn tüchtig, und ließ ihn dann die Worte mit lauter Stimme ausſprechen: es ſey der Wille Gottes, daß ſein Diener ſeinen Befehl vollziehen, und nach den erhaltenen Befehlen ſein Volk tröſten ſollte. Nach dieſem Befehle bereitete ſich alles zu gehorchen; aber da die armen Tropfen nicht einmahl wußten, wie das Abendmahl ausgetheilet werden müßte, ſo fragten ſie erſt andere darum, welche ein wenig mehr Erfahrung hatten. La Valette machte den Geiſtlichen, und theilte dem Volke Brod und Wein aus, Marion aber ſtellte den Diaconus vor, und reichte ihm den Kelch. Vorher und nachher wurden herrliche Predigten gehalten, denn der Geiſt zeigte ſich bey dieſer feyerlichen Gelegenheit vorzüglich geſchäftig, und legte ihnen die erbaulichſten Dinge in den Mund.

Gegen Abend erhielt Marion eine Inſpiration, in welcher der Geiſt ihn mit lauter Stimme ſagen ließ: „Ich ſage dir, mein „Sohn, und verſichre dir, daß ſich die Engel im Himmel über euch an dieſem Tage ge„freuet haben.“

Von dieſer Zeit an theilten ſie das Abendmahl alle drey Monathe aus, und der Bruder

Abraham verrichtete dabey auf Befehl des Geiſtes ein ſonderbares Amt. Er ſtellte ſich allemahl an den Altartiſch, richtete die Augen auf die Verſammlung, und wies alle diejenigen ab, von welchen der Geiſt ihm ſagte, daß ſie ſich nicht hinlänglich vorbereitet hätten, da er ſie denn ermahnete, erſt hinzugehen, und zu beten, und alsdann wieder zu kommen.

Um wieder auf unſern Schwärmer zu kommen, ſo ward er gegen den Anfang des Maimonathes 1703 in dem Dorfe Ferrieres bey Barre an dem hellen Mittage von dem Geiſte ergriffen, da er denn, nachdem er tüchtig von demſelben war geſchüttelt worden, folgendes Geſicht hatte. Zuvörderſt mußte er folgende Worte ausſprechen: „Ich ſage dir, „mein Sohn, daß eben jetzt ein Menſch zu „einem deiner Feinde gegangen iſt, und ſich „erbiethet, dich ihm auszuliefern. Dieſer „Menſch wohnet dir zur linken Hand, und er „wird morgen der erſte in der Verſammlung „ſeyn. Ich werde dir ihn zeigen.“ Sogleich zeigte der Geiſt ihm dieſen Menſchen, wie er mit dem Hrn. Campredon, Subdelegirten des Intendanten von Barre herum ging, und er ſahe ihn ſo leibhaftig, als wenn er in eben demſelben Zimmer geweſen wäre. Aber er ſahe nicht nur, ſondern er hörte ihn auch ſehr deutlich und vernehmlich reden. Er hörte und ſahe noch mehr; er ſahe die Gattinn des Campredon, wie ſie ab- und zuging, und ſich zu-

weilen in das Geſpräch miſchte. Campredon erkundigte ſich bey dem Bauer nach dem Marion und la Valette, welcher jetzt ihr vornehmſter Prediger war, und ſagte, wenn man nur dieſe beyde bekommen könnte, ſo würde das das beſte Mittel ſeyn, die Ruhe in der Gegend wieder herzuſtellen. Der Subdelegirte ſagte ferner zu dem Bauer: Du wirſt dir Freunde machen, und ſowohl der Intendant als auch der Marſchall von Montreuil werden dich belohnen, du kannſt dich darauf verlaſſen; ich für meinen Theil will dir zehn Thaler geben, und machen, daß du deinen Prozeß gewinnen ſollſt. Der verſprach alles, und verſicherte, daß er den folgenden Tag in die Verſammlung gehen, und nach derſelben den Aufenthalt der beyden gedachten Perſonen ausſpüren wollte, damit Campredon ſie daſelbſt könne aufheben laſſen.

Nachdem dieſe Operation des Geiſtes vorüber war, erzählte Marion ſein Geſicht dem la Valette und beſchrieb ihm den Verräther, ſo wie er ihm war offenbahret worden, Haarklein. Den folgenden Tag ging er in die Verſammlung, und als man eben einen Pſalm ſang, ergrif der Geiſt ihn, und ließ ihn mit lauter Stimme ausrufen, daß der Verräther eben in die Verſammlung getreten ſey. Zugleich wiederholte er das ganze Geſpräch, welches den Tag vorher mit dem Subdelegirten vorgefallen war. Nachdem er von ſeiner Ent-

Digitized by Google

zückung wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, ſahe er den falſchen Bruder an, den er nach dem in der Offenbahrung von ihm geſehenen Bilde ſogleich erkannte, und der blaß und zitternd da ſtand.

Da der Geiſt dem Marion in Anſehung der Beſtrafung nichts verordnet hatte, ſo beſchloß er, ihm nach der Verſammlung bloß einen Verweiß zu geben; allein, als man indeſſen mit andern Dingen beſchäftiget war, entwiſchte er. Marion und la Valette ließen ihn indeſſen durch ein paar andere Perſonen zur Rede ſtellen, und da geſtand er zwar die Unterredung, behauptete aber, daß er nie Willens geweſen ſey, das Verlangen des Subdelegirten zu erfüllen. Marion ließ es billig dabey bewenden, weil der Geiſt ihm in Anſehung dieſes Punktes keinen Aufſchluß gegeben hatte.

Durch ſolche armſelige Kunſtgriffe wußten ein paar Verſchlagene das arme unwiſſende Volk in der Täuſchung und dem Aberglauben zu erhalten. Allein einer ſeiner Brüder hatte es in dergleichen Gaukeleyen noch ein wenig weiter gebracht. Dieſer bekam einmahl in ſeines Vaters Hauſe in einer anſehnlichen Geſellſchaft eine Entzückung, in welcher er wider den Unglauben und beſonders wider den Geiz declamirte, und damit auf eine gewiſſe Frau zielte, welche ſich in der Geſellſchaft befand. Nachdem die Predigt eine Zeitlang gedauert hatte, ſagte der Geiſt aus ihm: „damit, mein Sohn, die Leute überzeu-

Digitized by Google

„get werden, daß ich es bin, der aus dir redet, „ſo ſollſt du dich mit Meſſern in die Bruſt ſtoſ„ſen, ohne daß du ſollſt verwundet werden. „Fürchte dich nicht, denn du ſollſt dich nicht ver„letzen. Hierauf forderte der Taſchenſpieler Meſſer, allein es war nur eins da, welches aber groß, ſcharf und ſpitzig war, und womit er ſich mit der gröſten Heftigkeit auf die Bruſt, den Magen und den Unterleib ſtieß, ohne ſich zu verletzen, denn das Meſſer prallte ab, als wenn ſein Leib von Eiſen geweſen wäre. Jedermann ward darüber bis zu Thränen gerührt; beſonders das alte Mütterchen, welches nunmehr vermuthlich ihr Geld gerne hergab.

Da Marion einen ſo groſſen Einfluß unter den aufrühriſchen Camiſards hatte, ſo war es kein Wunder, daß man ihm vorzüglich nachſtellete. Die Franzöſiſchen Beamten beobachteten dabey das Haus ſeines Vaters zu Barre ſehr ſorgfältig, und der unſrige geſtehet ſelbſt, daß er und ſein Anhang aus demſelben mit Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen ſey verſorget worden. Allein der heilige Geiſt, der ſeine Brüder fleißig beſuchte, ſorgte für alles und bewachte das ganze Haus. Es lag eine Beſatzung in dem Flecken, welche alle Ausgänge beſetzt hielt, und jedermann, der aus dem Orte ging, genau durchſuchte, ob er auch den im Gebirge befindlichen etwas zuſchleppte. Allein von der Familie des unſrigen ward niemand entdeckt, weil ſie allemahl den heiligen Geiſt um Rath fragten, der denn

auch gleich fertig mit der Antwort war. Folgendes Beyſpiel beweiſet es zur Genüge.

Marions jüngerer Bruder, Nahmens Peter, grif auf Befehl des Geiſtes zu den Waffen und ſchlug ſich zu den Rebellen, und nunmehr ward das Haus ihres Vaters ganz natürlich verdächtiger als jemahls, daher ſeine Feinde auch den Entſchluß faßten, ihn ohne allen Prozeß in der Stille hinrichten zu laſſen, zumahl, da ſich das Gerücht verbreitete, daß der alte Marion die Beſatzung, welche aus ungefähr 400 Mann beſtand, den Aufrührern in die Hände liefern wollte. Ein Freund der Camiſards erfuhr den Anſchlag des Campredon und gab dem Alten ſogleich Nachricht davon, rieth ihm auch, ſich auf der Stelle aus dem Staube zu machen. Allein dieſer hatte einen andern unſichtbaren Rathgeber. Er rief ſogleich ſeinen jüngſten Sohn und befahl ihm, den Geiſt zu befragen. Sobald dieſer ein paar Stunden gebetet hatte, fiel er in eine Entzückung, und bekam heftige Convulſionen, in welchen der Geiſt folgendes aus ihm ſprach: „Habe guten Muth, mein Sohn, „ich ſage dir, daß weder dein Vater noch irgend „jemand aus dieſem Hauſe etwas zu fürchten „hat. Ich ſage dir, daß ich einen ſeiner Feinde „erwecket habe, welcher ſelbſt für ihn bitten, und „Gnade für ihn erhalten wird.“ Der Alte bekam nunmehr feſten Muth und blieb zu Hauſe, und wirklich legte der Befehlshaber der Beſatzung, Hr. Doiſe, eine Vorbitte für den alten Marion

ein, und ſtellete vor, daß er ſonſt ein guter Mann ſey, der vielen Menſchen Gutes thue; vornehmlich aber, daß ſeine bey den Rebellen befindlichen Söhne den Tod des Vaters rächen und das Städtchen plündern würden. Zugleich verſicherte er, daß er ſich mit ſeiner Beſatzung dieſer Gefahr nicht ausſetzen, ſondern ſich ſogleich wegziehen wolle, wenn Campredon bey ſeinem Vorhaben bleiben ſollte. Dieß machte Eindruck, und man beſchloß, den Alten dießmahl bloß zu ſchrecken, daher man ihn in Verhaft nahm, ihn aber mit einem Verweiſe wieder fortſchickte.

Am Oſterfeſte 1704 fiel Abraham Mazel in der Verſammlung in eine heftige Verzuckung, in welcher der Geiſt unter andern aus ihm ſagte: „Ich ſage dir, mein Sohn, daß einer „deiner vornehmſten Brüder, welcher hier gegen„wärtig iſt, und die Gabe des Predigens be„kommen hat, von der Hand ſeiner Feinde ſter„ben wird.“ Nachdem die Entzückung vorbey war, ſahe er alle, die die Gabe zu predigen hatten, einen nach dem andern an, und heftete darauf ſeine Augen auf den Bruder Moulines, welcher einen kleinen Haufen commandirte. „Bru„der, ſagte er zu ihm, bereite dich, denn du „biſt es, den Gott meinet.“ Dieſer nahm den Befehl mit tiefer Verbeugung an, und ward den 15ten oder 16ten May wirklich erſchoſſen.

Aber die Gabe der Prophezeihung war nicht die einzige Wundergabe, deren ſich dieſe Fantaſten rühmten. Manche derſelben waren auch

feſt, ſo daß die Kugeln vor ihnen niederfielen, oder in ihren Kleidern ſtecken blieben, aus welchen ſie ſelbige nur herausholen durften. Marion erzählet davon verſchiedene Beyſpiele. Allein die Gabe der Prophezeihung war doch ihr größtes Palladium, denn ſie vertrat ihnen die Stelle der Geſetze und der Anführer, und Marion verſichert ſehr ernſthaft, daß, wenn ihnen zuweilen etwas widriges begegnet ſey, es daher gerührt habe, daß ſie den Befehlen des Geiſtes nicht pünktlich gehorchet hätten, oder etwas ohne deſſen Befehl unternehmen wollen. Auf Befehl dieſes Geiſtes hätten ſie den Satan (ihren rechtmäßigen König,) bekrieget, und alle Reichthümer verachtet, daher ſie auch die zeitlichen Vortheile, welche ihnen von den Feinden angebothen worden, jederzeit ausgeſchlagen und verſchmähet, und wenn ſie Städte eingenommen, nie geplündert, ſondern die größten Schätze mit kaltem Blute verbrannt hatten. Auch die Anführer wurden auf Befehl des Geiſtes gewählet, der ihre ganze Kriegeszucht leitete. Auf deſſen Befehl hielten ſie allemahl das erſte Feuer des Feindes auf den Knien aus, und griffen ihn dann unter lautem Singen der Pſalmen an. Wenn einer von ihnen in einem Gefechte blieb oder hingerichtet wurde, ſo beklagte man ihn nie. Ihre Eingebungen lehrten ſie bloß, über ihre Sünden und über die Zerſtörung der Stadt Gottes weinen. Unter der Leitung dieſes Geiſtes waren ſie in den größten Gefahren unerſchrocken und fröhlich, und

ließen nie den Muth ſinken, wenn ſie gleich in den Wüſten und Höhlen der Felſen mit Hunger und Froſt zu kämpfen hatten. Wenn ihnen die Laſt zu ſchwer werden wollte, ſo war eine einzige Entzückung im Stande, ſie ihnen ſo leicht wie eine Feder zu machen. Eben ſo ſtandhaft bewieſen ſich diejenigen, welche von dem Feinde gefangen und bald gerädert, bald lebendig verbrannt wurden, indem ſie niemahls zagten, ſondern den Geiſt unter beſtändigen Geſängen und Lobe Gottes aufgaben. — Mit ſolchen Leuten läßt ſich allerdings etwas machen, und die Geſchichte aller Zeiten beſtätiget es, daß Schwärmer allemahl die gefährlichſten Feinde ſind.

Allein endlich mußte der Geiſt es doch überdrüſſig werden, dieſe Schwärmer zu unterſtützen, daher ſie nach und nach ſo geſchwächt wurden, daß die übrigen ſich nicht länger vertheidigen konnten, daher ſich 1705 die meiſten von ihnen verliefen und auſſer Frankreich zerſtreueten. Marion war ſchon vorher einmahl in die Enge gekommen, und hatte capituliren müſſen, da er ſich denn mit dem la Valette und einigen andern nach Genf begab. Allein auf Zureden des Holländiſchen Reſidenten gingen ſie wieder nach Sevennes, ihre verlaſſenen Brüder zu unterſtützen. Marion geſtehet zwar, daß das ein förmlicher Bruch ſeiner Capitulation geweſen, ſchiebt aber die ganze Schuld auf den Geiſt, der das Verlangen, und vielleicht auch die Dukaten des Holländiſchen Reſidenten unterſtützt habe. Und

freylich ein Geiſt, der den Aufruhr gegen ſeinen rechtmäßigen Landesherrn anbefahl und unterſtützte, konnte wenig Bedenklichkeiten finden auch den Bruch förmlich beſchworner Traktaten zu begünſtigen.

Als die Camiſards darauf immer mehr in das Gedränge kamen, fand Marion, der ſich zum Martyrertode noch nicht reif fand, nebſt einigen andern für gut, zum zweytenmahle zu capituliren, da er denn nebſt dem Abraham Mazel, Atgier la Valette, David David, Durand Fage und einigen andern gegen das Ende des Auguſts 1705 wieder zu Genf ankam, von da er ſich nach Lauſanne begab, wo ſich ſein Vater bereits aufhielt. Hier hielt er ſich zehn bis eilf Monath auf, da er denn endlich von Gott in verſchiedenen Verzückungen Befehl erhielt, nach England zu gehen, wohin ſich bereits viele ſeiner ehemahligen Brüder geflüchtet hatten. Da eben einige ſeiner Bekannten aus Lauſanne dieſe Reiſe antreten wollten, ſo machte ſich die ſchöne Geſellſchaft den 23ſten Jul. 1706 auf den Weg und langte den 16ten Sept. in London an.

Hier befand ſich bereits eine Gemeinde Franzöſiſcher Flüchtlinge unter dem Namen der Savoyiſchen Kirche. Als die Vorſteher dieſer Gemeine erfuhren, daß verſchiedene von den Anführern der Sevenner in London angekommen wären, ſo ließen ſie ſelbige den 1ſten Okt. zu ſich bitten, und ließen ſich von ihnen den ganzen Vorgang in Niederlanguedoc erzählen, verſprachen

ihnen auch allen nöthigen Beyſtand von Seiten ihrer Gemeine. In einem der folgenden Beſuche bey dem Hrn. J. du Bourdieu, einem der Aelteſten der Gemeine, wollte Marion ſeine Künſte zeigen, und bekam eine Entzückung, worüber dieſer erſchrack, und ſein Mißfallen nicht undeutlich an den Tag legte. Es wurden in der Folge noch mehrere Conferenzen zwiſchen der Franzöſiſchen Gemeinde und den Häuptern der Camiſards, worunter ſich auch der berüchtigte Johann Cavalier befand, gehalten, da denn die Gemeinde immer mehr hinter die Schliche dieſer Schwärmer kam, und ſie nicht für ihre Glieder zu erkennen beſchloß.

Dieſe ließen ſich dadurch nicht abhalten, das gemeine Volk in London durch ihre Inſpirationen und Entzückungen zum Erſtaunen zu bringen, und beſonders war Marion darin ſehr geſchäftig, und ſeine ſchwärmeriſchen Paroxismi wurden nunmehr weit feyerlicher, damit ſie in einer ſo großen Stadt als London deſto mehr Aufſehen machen möchten.

Er erzählet einen ſolchen ſelbſt, welchen er bald nach ſeiner Ankunft in London vom 4ten Nov. 1706 an hatte. Er bekam eine Offenbahrung, daß er drey Tage faſten, und damit den folgenden Tag anfangen ſollte. Vermuthlich wollte ihm das Faſten nicht ſo recht in den Kopf, denn er glaubte anfangs, daß er ſich nur bey Tage der Speiſen enthalten ſollte, aber Abends

eſſen

eſſen könnte. Aber der Geiſt wußte ihm den Kopf bald zurechte zu ſetzen, denn er befahl ihm ſehr beſtimmt, ſich dreymahl 24 Stunden lang alles Eſſens und Trinkens völlig zu enthalten. Er gehorchte, und um ſeine Einbildungskraft noch mehr zu erhitzen, wohnte er alle Morgen und Abend den Betſtunden in den Franzöſiſchen Kirchen bey, und füllte die Zwiſchenzeit mit Beten und Betrachtungen aus. Am Ende des dritten Tages aß er ein wenig, bekam aber ſogleich Befehl noch drey Tage zu faſten, und nachdem dieſe vorüber waren, und er Abends ein wenig Speiſe genommen hatte, mußte er zum drittenmahle wieder eben ſolange faſten. Dabey war es denn kein Wunder, daß er alle Tage ſeine gewöhnlichen Inſpirationen, und den letzten deren gar drey hatte, welche allemahl mit heftigen Verzuckungen verbunden waren. Am Ende dieſer Zeit hatte er ganz außerordentliche Offenbahrungen, deren Inhalt er aber nicht gut fand, bekannt zu machen.

Daß dergleichen Auftritte in London vieles Aufſehen machen mußten, kann man ſich leicht vorſtellen. Eben ſo begreiflich iſt, daß die Urtheile in einer ſo großen und aus Einwohnern von ſo verſchiedenen Geiſteskräften beſtehenden Stadt ſehr ungleich ausfallen mußten. Kluge und vernünftige Perſonen hielten dieſe vorgegebenen Offenbahrungen und Inſpirationen für das was ſie waren, für plumpen Betrug, und beſon-

ders zeichneten ſich die Vorſteher der Savoyiſchen Gemeinde durch ihr kluges Verhalten in dieſer Sache aus. Sie wandten alle Mühe an, den Marion und deſſen Landesleute durch gütliche Vorſtellungen zur Vernunft zurück zu führen; allein als alle Hofnung dazu verſchwand, ſo ließen ſie den 5ten Jan. 1707 eine Erklärung an die Thüren ihrer Kirchen anſchlagen, worin ſie verſicherten, daß ſie mit dieſen betrüglichen Schwärmern in keiner Verbindung ſtänden, und daß dieſe nicht zu ihrer Gemeinde gehörten.

Die erſten vorgegebenen Entzückungen und Offenbahrungen dieſer Unholden gingen dahin, die Engliſche Nation zur thätigen Unterſtützung ihrer hinterbliebenen Brüder in den Sevennes zu bewegen. Allein als ſie ſahen, daß der Eindruck, welchen ſie etwa bey dem Volke machen konnten, zu ſchwach war, dieſe Wirkung hervor zu bringen, die Klügern und Großen aber dergleichen Gaukeleyen verachteten, ſo ſtimmten ſie den gewöhnlichen Ton aller Schwärmer an, predigten Buße, droheten den Unbußfertigen die Gerichte Gottes, verſprachen den Frommen, d. i. ſolchen Schwärmern wie ſie waren, goldene Zeiten, verkündigten den Untergang des Papſtthums und eine bevorſtehende herrliche Erlöſung, wobey überall viele Zeichen und Wunder geſchehen ſollten. Zugleich gaben ſie ſich öffentlich für Propheten aus, welche der Geiſt Gottes zu ſeiner lieben Engliſchen Nation geſchickt habe, ihr dieſe Abenteuer bekannt zu machen. Alle dieſe Pro-

phezeihungen und Offenbahrungen waren von den heftigſten Bewegungen und Verzuckungen des Leibes begleitet, beſonders an Kopf und Bruſt, wobey ſie oft ſtehend oder ſitzend bald plötzlich in die Höhe fuhren, bald ſich mit der größten Gewalt auf die Erde warfen, die Augen verdreheten, und wie Beſeſſene ſchäumten.

Da nichts leichter und heftiger anſteckt, als die Schwärmerey, ſo bekamen ſie in London mehrere Anhänger, welche in kurzem eben dergleichen Verzuckungen und Offenbahrungen bekamen, und zwar nicht bloß aus der Claſſe des niedrigen Volks, ſondern ſelbſt unter Perſonen, von welchen man mehr gemeinen Menſchenverſtand hätte erwarten ſollen. Unter dieſen befanden ſich beſonders Maxim. Miſſon, Verfaſſer einer Reiſe durch Italien, und Herausgeber des bereits erwähnten Théatre ſacré des Sevennes; Jean Daude, Nicol. Facio, und Carl Portales. Allein die meiſte Verwunderung erregte ein Irländiſcher Ritter Richard Bulkeley, und ein reicher Engländer, John Lacy, als ſie ſich zu dieſen Wahnſinnigen ſchlugen. Der letztere war bisher eines der vornehmſten Glieder der Engliſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Gottſeligkeit geweſen, und hatte ſchon in derſelben gezeiget, daß er einen nicht kleinen Hang zur Myſtik hatte, der aber nunmehr alle Gränzen überſchritt, daher er noch in dem Jahre 1707 ſeine eigenen Offenbahrungen unter dem Titel Prophetiſche

Warnungen in drey Theilen heraus gab, ſo wie Bulkeley zu gleicher Zeit die Wahrheit dieſer Offenbahrungen ſchrieb.

Dieſer Unfug machte nun zu London immer mehr Aufſehen, je länger er dauerte, daher auch der Biſchof von London dem Conſiſtorio der Savoyiſchen Gemeinde auftrug, dieſe Sache genau zu unterſuchen. Das Conſiſtorium hatte verſchiedene Conferenzen mit den Schwärmern, hörte Zeugen ab, und that alles, der Sache auf den Grund zu kommen, welches denn bey einem ſo plump geſpielten Betruge nicht ſchwer war. Nachdem daſſelbe nochmahls vergebliche Verſuche gethan hatte, dieſe Leute zur Mißbilligung ihres Unfuges zu bringen, ſo that es endlich den Ausſpruch, daß die vorgegebenen Entzückungen und Offenbahrungen, welche ohnehin der Weisheit des heil. Geiſtes unanſtändig wären, freywillige und ganz natürliche Bewegungen wären, und daß auch ihre vorgegebene Weiſſagungen ungereimte und widerſprechende Dinge enthielten, welche zum Theil ſchon durch den Ausgang wären widerleget worden. Dieſes Urtheil ward den 10ten April in den Savoyiſchen Kirchen abgeleſen, und auch ein Exemplar davon den übrigen Franzöſiſchen Kirchen zugeſchickt.

Doch dieſer Schritt hatte keine andere Wirkung, als daß unſere Inſpirirten noch unbändiger wurden. Sie antworteten dem Savoyiſchen Conſiſtorio den 24ſten April durch eine Gegenerklärung, worin ſie alles für die abſcheulichſten

Verläumdungen erklärten, und ſich auf Gott, als den Kenner der Herzen und Geſinnungen beriefen. Dieſe Erklärung war von Marion, Durand Fage und Johann Cavalier unterſchrieben *). Auſſerdem gaben Facio, Daude und Portales noch in eben dieſem Jahre 1707 des Marion Weiſſagungen unter dem Titel Advertiſſements prophetiques heraus, in deren Vorrede ſie ſehr heftig wider die Acte des Savoyiſchen Conſiſtorii eiferten, und die Wahrheit ſowohl ihrer Prophezeihungen, als auch der von Gott durch ſie gewürkten Wunder auf das hartnäckigſte behaupteten. Unter den Wundern, welche ſie anführten, befanden ſich auch die, daß Kinder von drey bis ſieben Jahren, ja ſelbſt Kinder, welche noch nicht reden können, unter ihnen geprediget hätten; ſie hätten ganze Armeen Engel geſehen, welche vor ihnen geſtritten hätten; des Nachts wäre ihnen der Weg in dem Gebirge durch himmliſche Lichter und Feuerkugeln gezeiget worden; gemeine Hirten hätten mit ihren Schleuderſteinen und Pſalmen ganze Regimenter Franzöſiſcher Truppen in die Flucht getrieben u. ſ. f. In eben dieſer Abſicht gab auch Miſſon in dieſem Jahre ſein Theatre ſacré des Sevennes heraus, worin alle dieſe Poſſen beſtätiget werden.

Da dieſe Leute ſolcher Geſtalt von der Savoyiſchen Gemeinde waren ausgeſchloſſen worden,

*) Sie ſtehet am Ende des Theatre ſacré des Sevennes, S. 143. welches die Geſchichte damit beſchließt, daher ich das folgende aus andern Quellen entlehne.

ſo fingen ſie an, ſich unter ſich ſelbſt zu verſammeln, und eine eigene Gemeinde zu errichten. Dadurch ward das Aufſehen in London noch gröſſer, zumahl da ſie, gleich den erſten Quäkern, in ihren Verſammlungen die heftigſten Convulſionen und Verzuckungen bekamen, welche die Neugier des großen Haufens reitzten, und vielen von ähnlicher Stimmung den Kopf verrückten. Das Savoyiſche Conſiſtorium ſahe ſich nunmehr genöthiget, den weltlichen Arm zu Hülfe zu nehmen, und eine förmliche Klage wider den Elie Marion, Jean Daude und Nicolaus Facio anzuſtellen, worauf im December 1707 das Urtheil wider ſie gefället wurde, daß ſie als überführte falſche Propheten zwey Tage an dem Pranger ſtehen ſollten, welches auch an ihnen vollzogen ward.

Durch dergleichen Strafen laſſen ſich Schwärmer nicht leicht beſſern, zumahl wenn Betrug mit in dem Spiele iſt, wie hier augenſcheinlich war. Ihre Anhänger prieſen die Verurtheilten für heilige Märtyrer, und hielten ſie dadurch für die empfundene Schande, für welche ein Schwärmer ohnehin kein Gefühl hat, ſchadlos. Indeſſen ſahen ſie doch wohl, daß, wenn ihr Anſehen unter dem Volke nicht ganz ſinken ſollte, ſie ſich durch etwas Vorzügliches würden auszeichnen müſſen, und ſie waren plump genug, auszuſprengen, daß einer aus ihrer Mitte ein Wunder thun ſollte, dergleichen weder Chriſtus noch ſonſt ein Wunderthäter des alten und neuen Te-

ſtamentes je gewirket habe. Das Wunder beſtand darin, daß einer ihrer verſtorbenen Anhänger, Thomas Emes, ein Socinianiſcher Medicus, von den Todten erweckt werden ſollte, wenn derſelbe bereits einige Monathe würde im Grabe gelegen haben. Der Ritter Lacy war das auserwählte Rüſtzeug, welches dieſes Wunder thun ſollte, und der 25ſte May 1708 war dazu angeſetzt. Man kann denken, wie hoch die Erwartung des leichtgläubigen Volkes auf dieſen Tag geſpannet ward. Er kam endlich, und es verſammelte ſich eine unzählige Menge bey dem Grabe des Emes, dieſe Erweckung mit anzuſehen; allein es ging ihr, wie der Verſammlung des Hans Nord. Lacy kam nicht, ſondern entſchuldigte ſich damit, daß er noch keinen Befehl von dem Geiſte zu dieſem Wunder erhalten habe; allein im Grunde war ihm die Verſammlung zu zahlreich, und zu ſcharfſichtig, als daß er hoffen durfte, ſie durch einen Betrug von der gewöhnlichen Art zu hintergehen.

Dadurch fiel das Anſehen dieſer Gaukler völlig, wenigſtens bey allen, welche noch einiges vernünftigen Nachdenkens fähig waren, oder kein perſönliches Intereſſe hatten, den Betrug fortzuſetzen. Selbſt die Quaker, welche bisher einen hohen Begrif von ihnen gehabt hatten, entzogen ſich ihrer jetzt, und hielten ſie ihrer Achtung unwürdig. Man vergaß ſie, daher man auch in den beyden folgenden Jahren in London nichts von ihnen hörete.

Sie ſahen nun wohl, daß London der Boden nicht war, auf welchem ihr Same keimen ſollte, daher ſie ſich ein fruchtbareres Feld ſuchten. In Deutſchland wurden um dieſe Zeit mehrere Orte von ähnlichen Schwärmern geplagt, welche der übel verſtandene und übertriebene Pietismus veranlaſſet hatte, und ſie ſchloſſen daraus, daß ſie in dieſem Lande eine günſtigere Aufnahme finden würden, als in England. Elie Marion, Facio, Portales und Jean Allut, auch einer dieſer Fantaſten, erhielten daher im Junius 1711 von dem Geiſte Befehl, ihren Samen in den Chur Brandenburgiſchen Landen auszuſtreuen, welche auswärts durch den Pietismus von dieſer Seite am bekannteſten geworden waren.

Sie gingen daher den 5ten Jul. 1711 von London ab, und kamen den 24ſten bereits zu Berlin an. Allein ihre erſten Auftritte waren gleich ſo plump, und der Betrug fiel ſo ſehr in die Augen, daß ſie auf königlichen Befehl die Stadt ſogleich wieder räumen mußten. Sie kamen darauf im Auguſt nach Leipzig, wo man ſie aber auch nicht lange duldete, daher ſie dieſer Stadt alles Unglück androheten, und ihr weiſſagten, daß ihre Obrigkeit werde vertrieben werden. Von hier gingen ſie über Coburg und Erlangen nach Nürnberg, und da ihr Weitzen auch hier nicht blühen wollte, ſo begaben ſie ſich über Regensburg nach Wien, wo ſie den 11ten Oct. 1711 anlangten. Die Unholde hätten ſich leicht

vorher vorſtellen können, daß Wien kein Ort für proteſtantiſche Schwärmer war, ſie müſſen hier auch ſehr übel seyn empfangen worden, weil ſie in ihrem Cri d'Alarme, deſſen ich ſogleich gedenken werde, dem ganzen Oeſterreiche den völligen Untergang androheten.

Sie hatten nunmehr in kurzer Zeit ganz Deutſchland durchſtrichen, und die reiche Ernte, welche der Geiſt ihnen verſprochen hatte, war nicht erfolget. Der Hunger trieb ſie alſo wieder nach London, wo ſie den 17ſten Dec. 1711 anlangten, und daſelbſt eine Beſchreibung ihrer Reiſe unter dem Titel: Cri d'Alarme en Avertiſſement aux Nations, 1712 in 8. herausgaben *), worin zugleich alle Entzückungen und Offenbahrungen enthalten ſind, welche jeder von ihnen auf dieſer Reiſe gehabt hat, und welche oft ſo unſinnig und abgeſchmackt ſind, als man ſich nur denken kann. Z. B. wenn Allut die bevorſtehende Ausrottung aller Gottloſen aus der Welt vorſtellen wollte, ſo zog er ſich nackend aus, focht auf die rechte und linke Seite, und fiel endlich wie todt auf den Rücken. Durch ſolche Poſſen konnte man endlich wohl dumme Sevenner, aber, Dank ſey es unſerm bischen Vernunft, keine Deutſche mehr fangen.

Vermuthlich glaubten ſie, daß ihre halbjährige Abweſenheit, und die davon bekannt gemachten Abenteuer ihnen wieder den Reitz der

*) S. Unſchuld. Nachr. 1712, S. 81 f.

Neuheit geben ſollten, welchen ſie dadurch noch zu erhöhen ſuchten, daß ſie jetzt ungewöhnlich viele und heftige Offenbahrungen hatten. Allein, es wollte dergleichen immer nichts erfolgen, daher der Geiſt ihnen befahl, ihr Glück in Schweden zu verſuchen. Hatte er ſie das erſtemahl mit Deutſchland getäuſcht, ſo betrog er ſie in Anſehung Schwedens noch derber, denn ihr Aufenthalt in Stockholm, wohin ſie 1712 über Holland, Hamburg und Lübeck gingen, war noch kürzer. Indeſſen tröſteten ſie ſich damit, daß ſie dem Geiſte gehorſam geweſen wären, und ihre Weiſſagungen in Stockholm vollbracht hätten, deren Wirkung ſie ihm ſelbſt überlaſſen müßten.

Da nun in Norden nichts weiter für ſie zu thun war, und ſie vermuthlich ſich ſchämeten, zum zweyten Mahle getäuſcht wieder nach England zu kommen, ſo mußte wohl ein verzweifelter Streich gewagt werden. Der Geiſt befahl ihnen nehmlich, nach Conſtantinopel und Rom zu gehen, und dort ihre Weiſſagungen auszuſtreuen. Der Unſinn brachte ſie auch wirklich auf den Weg, und es ſcheint, daß ſie durch Pohlen haben nach Conſtantinopel gehen wollen. Allein ſie kamen dießmahl nicht weiter, als bis Dirſchau in Preuſſen, wo man ſie in dem damahligen Kriege mit Schweden für Spione anſahe, ſie in Verhaft nahm, und nach Elbingen brachte, wo ſie bis in das Jahr 1713 gefangen ſaßen, worauf man ſie wieder in Freyheit ſetzte. Da ſie auf dieſe Art Pohlen für ſich verſchloſſen fanden, ſo nah-

men ſie einen Umweg, wenn anders ein Schwärmer umgehen kann, und gingen über Danzig, Stargard, Cüſtrin und Leipzig nach Halle, wo ſie den 17ten May 1713 ankamen, und von einem Franzöſiſchen Sprachmeiſter, der aber nicht genannt wird, ſowohl aufgenommen wurden, daß ſie bis zum 23ſten Jun. 1714 daſelbſt blieben.

Endlich fiel es ihnen wieder ein, daß ſie von dem Geiſte Befehl hatten, nach Conſtantinopel zu gehen, und ſuchten nunmehr die verſäumte Zeit durch ihre Geſchwindigkeit einzubringen. Da ſie, wie die meiſten Schwärmer dieſer Art, nur zu Fuße reiſeten, ſo müſſen ſie in der That ſehr geeilet ſeyn, denn ſie waren bereits im Auguſt in Conſtantinopel, wohin ſie ihren Weg über Wien und durch Ungarn nahmen. Was ſie daſelbſt angegeben haben, iſt mir nicht bekannt; allein ihr Aufenthalt war daſelbſt eben ſo kurz, als ihre Reiſe eilfertig geweſen war. Denn ſie gingen nach ein paar Tagen gegen das Ende des Auguſts nach Italien zu Schiffe, auch hier ihre Sendung zu vollbringen, und langten im October zu Livorno an.

Hier fand Marion endlich das Ende ſeiner unſinnigen Abenteuer. Da ſie, ſo wie alle Ankömmlinge aus der Türkey hier die Quarantaine halten mußten, ſo wurden ſie in das dazu beſtimmte Lazareth gewieſen. Vermuthlich thaten die Beſchwerden der Reiſe und die unaufhörliche Anſtrengung ſeiner Einbildungskraft, nebſt den

damit verbundenen gewaltſamen Anſtrengungen ſeines Körpers, bey ihm ihre gewöhnliche Wirkung. Genug, er bekam bald nach ſeiner Ankunft ein hitziges Fieber, woran er ſtarb.

Seine drey Gefährten wurden dadurch, wie es ſcheint, nicht weiſer, denn ſie begaben ſich nach ausgehaltener Quarantaine den 5ten Dec. wirklich nach Rom, hielten ſich aber, wie der Geiſt ihnen weislich befohlen hatte, nicht länger als ſechs Tage daſelbſt auf, in welchen ſie doch der Stadt weiſſagten, daß ſie in zehn Tagen untergehen würde, vermuthlich ſehr leiſe, ohne daß es jemand hörte, weil ſie ſonſt ſchwerlich dem Holzſtoſſe würden entgangen ſeyn.

Sie ſtrichen hierauf noch einige Zeit in Italien in der Irre herum, und hatten noch Zeit, wenn anders Schwärmer und Betrüger der Scham fähig wären, ſich ihrer verfehlten Weiſſagung über Rom zu ſchämen; ſie gingen endlich, da ihr Unkraut nirgends wuchern wollte, über Holland wieder nach England zurück, wo Facio im Jahr 1715 eine Nachricht von dieſer letzten Reiſe, nebſt allen auf derſelben vorgefallenen Offenbahrungen bekannt machte, worauf man weder von ihm, noch von ſeinen beyden Gefährten weiter etwas gehöret hat *).

*) Ich habe die letzten Nachrichten von dem Jahre 1708 an aus der Unparth. Kirchen-Hiſt. Th. 2, S. 1111. f. entlehnet, wo noch einige andere Schriften angeführet werden, welche von dieſen Inſpirirten Nachricht ertheilen.

Aber das ausgeſtreute Unkraut keimte doch hin und wieder, beſonders zu Halle, Halberſtadt und Berlin, wo ſich um dieſe Zeit und die folgenden Jahre mehrere, beſonders aus dem gemeinen Volke, zu Propheten und Inſpirirten aufwarfen, denen von den Sevenniſchen Fantaſten die Köpfe waren verrücket worden, deren Geſchichte aber nicht weiter hierher gehöret.

---

31. Durand Fage.

auch ein Inſpirirter *).

Das vorige Beyſpiel iſt unter andern auch um deswillen merkwürdig, weil es den natürlichen Stufengang einer ungeleiteten Einbildungskraft von den erſten ſchwächſten Ausbrüchen an, bis zur plumpeſten Schwärmerey, und von da bis zum gröbſten Betruge ſchildert, daher es zur nützlichen Lehre werden kann, dieſe Fähigkeit nie ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſondern ſie jederzeit unter dem Zügel der Vernunft zu halten, indem ſie ſonſt ſo gefährlich werden kann, als ſie unter der gehörigen Leitung wohlthätig iſt. Die folgende Geſchichte wird dieſen Stufengang wenigſtens zum Theil beſtätigen, denn ob gleich die

*) Ich entlehne dieſe Nachricht gleichfalls aus dem im vorigen bereits angeführten Théatre Sacré des Sevennes, wo ſie S. 104 f. ſtehet.

Schwärmerey bey dem Fage nicht bis zum offenbaren Betruge ausarten konnte, weil er bey Zeiten ernsthaftere Beschäftigungen bekam, so iſt doch der Fortſchritt der erhitzten Einbildungskraft in ſeiner Geſchichte nicht weniger merklich. Ueberdieß hängt ſie mit der vorigen genau zuſammen, denn der Held derſelben war gleichfalls einer von den Anführern der Inſpirirten in den Sevennen.

Durand Fage, war um 1681 zu Aubays, bey Sommieres in Nieder-Languedoc gebohren. Wie ſeine Erziehung oder was ſeine Beſtimmung geweſen, wird nicht gemeldet. Seine Geſchichte gehet erſt mit dem Jahre 1702 an, da er im 21ſten Jahre ſeines Alters das erſte mahl einer Verſammlung der Inſpirirten beywohnte. Es iſt merkwürdig, daß ſeine Einbildungskraft vorzüglich von dem andern Geſchlechte verſchoben worden, welches freylich am geſchickteſten iſt, theils ſelbſt in dieſem Stücke auszuſchweifen, theils auch das männliche Geſchlecht dazu zu verführen. Die gedachte Verſammlung wurde in der Nacht auf dem freyen Felde bey S. Laurent de Cruſe gehalten; lauter Umſtände, unter welchen ſich mit einer lebhaften Einbildungskraft ſchon etwas ausrichten läßt, und welche denn auch hier ihre Wirkung thaten. Ein junges Mädchen von eilf Jahren, welches nicht leſen konnte und auch ſonſt ſehr ſchüchtern war, ward plötzlich von dem Geiſte ergriffen, wobey ſie einige Verzuckungen, beſonders an der Bruſt bekam, unter welchen ſie

mit lauter Stimme ausrief: „Demüthige dich, „du Volk Gottes! wirf dich vor ihm nieder, und „unſere Hülfe ſey im Nahmen des Herrn“! Sie that hierauf ein langes Gebeth, und hielt eine Ermahnung, welche ungefähr drey Viertel Stunden dauerte, uud welche Fage ſehr rührend und vortrefflich fand, und ſich ſteif und feſt einbildete, daß das Mädchen nicht im Stande ſey, ſo etwas von ſich ſelbſt hervorzubringen. Fage bemerkt hierbey, daß diejenigen von den Inſpirirten, welche die Gabe der Ermahnung hatten, nur im Anfange ihrer Rede von Heulen und Schluchzen unterbrochen wurden, und wenn dieſer Anfang einmahl überſtanden war, ſo floß alles ſo leicht und herrlich, daß man hätte blind ſeyn müſſen, wenn man nicht hätte ſehen wollen, daß ihr Mund bloß das Werkzeug einer höhern Macht war. Der Vater des Mädchens, welcher Dumas hieß, war, wie es ſcheint, noch einer der vernünftigſten Camiſards, weil er mit dem Inſpirations-Weſen ſeiner Tochter nichts zu thun haben wollte, und daher den Geiſt durch Einſperrung und Züchtigung auszutreiben ſuchte. Allein er war dem Geiſte zu ſchwach; das Mädchen lief ihm davon und kam nach S. Laurent de Gouſe, wo man ſich ihrer annahm.

Nach verſchiedenen andern Uebungen der Gottſeligkeit, wie Fage ſie nennet, melche in eben derſelben Verſammlung vorfielen, bekam das Mädchen noch eine Entzückung. Fage war eben hinaus gegangen, allein ſeine Freunde ſagten ihm

den folgenden Tag, das Mädchen hätte in der Offenbahrung von ihm geſagt, daß er einmahl auch eine Gabe von Gott erhalten könnte, wenn er die heiligen Verſammlungen fleiſſig beſuchen würde. Faae war zwar ſchon halb angeſchoſſen, daher wünſchte er eine ſolche Gabe von ganzem Herzen; allein weil er bisher ſo verſchiedene Urtheile von den Inſpirirten gehöret hatte, ſo war er noch ſchüchtern. Er ging darauf wieder nach Aubays zu ſeinem Vater, und hatte die Kränkung, daß er unter der Miliz wider die Camiſards dienen mußte, womit ſechs bis ſieben Monathe verſtrichen.

Im Februar des folgenden Jahres hatte er Gelegenheit, nach Grand-Galargues zu gehen, und hier hatte ein Mädchen von 23 Jahren das Glück, das groſſe Werk in ihm zu vollenden, welches das vorige von eilf Jahren angefangen hatte. Sie hieß Margaretha Bolle, und bekam in dem Hauſe, in welchem er ſich befand, eine Entzückung, in welcher ſie unter andern ſagte, daß der Degen, welchen er trüge, dienen würde, die Feinde der Wahrheit auszurotten. Die Lockſpeiſe war für einen jungen lebhaften Menſchen zu ſtark, und da man gleich darauf von ihm verlangte, daß er etwas Andächtiges leſen ſollte, und er die Worte ausſprach: vermehre in uns den Glauben, ſo fühlte er plötzlich eine ſchwere Laſt auf ſeiner Bruſt, welche ihm auch das Athmen benahm. Zugleich brachen

Digitized by Google

chen Ströme von Thränen aus ſeinen Augen, ſo daß der Narr kein Wort weiter ſprechen konnte. Die Anweſenden, die die Laune des Geiſtes ſchon kannten, nahmen das für bekannt an, und blieben in ihrer Gelaſſenheit. Nachdem der Geck anderthalb Stunden geſchluchzet und Rotz und Waſſer geheulet hatte, bekam das Mädchen eine neue Inſpiration, in welcher ſie ſagte, daß er ſeine Sünden beweine, und Fage betheuert, daß ſie wahr geredet habe.

Der Schwärmer war nun halb fertig, und es war billig, daß er davon ein Probeſtück ablegte, und das geſchahe noch denſelben Abend um ſechs Uhr. Es überlief ihn zuerſt ein plötzlicher Schauer, der ſich über alle Theile ſeines Körpers erſtreckte, und mit einer gewiſſen Erſchütterung derſelben verbunden war. Aber die Laſt auf ſeiner Bruſt und dem Magen, (ohne Zweifel waren es die Sünden) war bey weitem nicht mehr ſo drückend, als das erſte mahl. Zugleich empfand er einen angenehmen Wind, welcher aus ihm ſelbſt kam, und ihn in Verwunderung ſetzte, ob er gleich in dieſem Zuſtande keiner Ueberlegung fähig war. Zu gleicher Zeit wurden ſeine Zunge und ſeine Lippen gezwungen, mit Heftigkeit zu ſprechen, und er wunderte ſich, daß er alle Worte verſtand, da er doch vorher nicht darauf ſtudiert, auch ſich gar nicht vorgenommen hatte, zu reden. Was er in dieſer Entzückung ſprach, waren Ermahnungen zur Buße, und das Ding

Bayerische Staatsbibliothek München

dauerte ungefähr drey bis vier Minuten. Gleich darauf fiel er in eine Art Ohnmacht, welche doch nicht lange dauerte, worauf ein kurzer Schauer folgte, nach welchem er ſich leicht und in ſeinem gewöhnlichen Zuſtande befand. Die folgenden vierzehn Tage hatte er häufige Erſchütterungen und Neigungen zu ſchluchzen und zu ſeufzen, welche er nicht unterdrücken konnte. Sein Geiſt war immer auf Gott gerichtet, und die Zerſtreuungen der Jugend wurden ihm unerträglich. Dabey hatte er es aber immer noch mit ſeinen Sünden zu thun, denn dieſe waren es eben, die das Schluchzen und die Erſchütterungen verurſachten, und welche machten, daß der Narr unaufhörlich Gnade! Gnade! Barmherzigkeit! ſchrie. Nachdem er es auf dieſe Art drey Wochen getrieben hatte, ſo bekam er eine neue Inſpiration, welche aber weit ſüſſer war, als die vorigen, und ihn von nun an mit Gemüthsruhe und einem ſanften Vergnügen erfüllete, welches er vorher noch nie empfunden hatte; und nun war der Fantaſt völlig fertig. Das folgende wird es hinlänglich beweiſen.

Er wollte bald darauf mit der eben gedachten Margaretha Bolle, die an ſeiner Erleuchtung ſo vielen Antheil hatte, und zwölf bis funfzehn andern Perſonen, in der Nacht in die Verſammlung gehen; allein die Geſellſchaft verlohr den Weg und gerieth in Verlegenheit. Doch Margaretha Bolle wußte bald Rath, ſie fiel auf die Erde, bekam eine Entzückung und der

Geiſt ſagte aus ihr: „Ich ſage dir, mein Kind, „daß ich werde ein Licht fallen laſſen, welches „euch den Ort zeigen ſoll, welchen ihr ſuchet.“ Gleich darauf fiel wirklich ein Licht von dem Himmel, welches die Gegend erleuchtete, da ſie denn fanden, daß ſie nur noch eine Viertelſtunde von dem Verſammlungsorte waren. Als ſie noch fünfhundert Schritte davon waren, hörten ſie ſchon die Pſalmen ſingen, und geriethen darüber in Entzücken. Von ſolchen Abenteuern iſt ſeine ganze Geſchichte voll.

Er befand ſich einmahl mit einem Haufen Camiſards bey Vall-Longue zwey Stunden von Nismes, und da es anfing Tag zu werden, ſo mußten ſie ſich bey einem Bauer verbergen. Kaum traten ſie in das Haus, als die Bäuerin ihnen mit den Worten entgegen kam: „ſeyd willkommen, meine Brüder!“ Fage erſtaunte und fragte ſie, woher ſie denn wiſſe, daß ſie es wären? und erhielt zur Antwort, daß der Geiſt es ihr den Abend vorher geſagt, und ihr befohlen habe, ſich darauf vorzubereiten. Das war denn nun kein Wunder, denn die Frau hatte fünf Kinder, wovon das älteſte nicht über zwölf Jahre alt war, und alle hatten die Gnade empfangen. Der älteſte legte gleich darauf ſein Meiſterſtück ab, bekam den Gäſten zu Ehren eine Inſpiration mit Schluchzen und Verzuckungen, that in derſelben ein vortrefliches Gebeth, und hielt darauf eine auserleſene Ermahnung,

Digitized by Google

welche über eine halbe Stunde dauerte. Alles das war unter den Camiſards nichts ungewöhnliches, zumahl da der Bube ſchon zwölf Jahr hat war. Allein Fage hat ganz kleine unmündige Kinder geſehen, welche noch nicht reden konnten, aber deſſen ungeachtet an der Mutter Bruſt Inſpirationen bekamen, und die herrlichſten Reden hielten, damit erfüllet würde, was die Schrift ſagt: aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge haſt du dir ein Lob bereitet. Gott ehre mir einen ſolchen Glauben!

Man weiß ſchon aus der vorigen Geſchichte, daß alle Befehle in dem kleinen Kriege der Camiſards gegen die Franzöſiſchen Truppen durch Inſpirationen gegeben wurden, und daß der Geiſt auſſerdem auch die ganze Kriegeszucht über ſich genommen hatte. Bruder Cavalier, ein Vetter von dem Johann Cavalier, deſſen in der vorigen Geſchichte gedacht worden, war der oberſte Anführer der Camiſards, und folglich auch vorzüglich ſtark in Offenbahrungen und Inſpirationen: Als ſich ſein Hauſe einmahl zwiſchen Ners und Las-Cour-de-Crevinz befand, bekam er eine ſolche Entzückung, und rief in derſelben aus: „Ach, mein Gott, ich habe ein Geſicht „geſehen, daß der Marechal von Montreuil, wel„cher ſich jetzt zu Alez befindet, einen Courier „mit Briefen zu unſerm Nachtheil nach Nismes „geſchickt hat. Eilet ihm nach, ihr werdet „den Courier an dem Ufer des Gardon antref„fen“; wobey er zugleich die Kleidung des Cou-

rirs, und die Farbe ſeines Pferdes beſchrieb. Den Augenblick ſetzten ſich ihrer drey zu Pferde, trafen den Courier an dem beſtimmten Orte an und brachten ihn zu dem Cavalier, der ihm die Briefe abnahm, und daraus alle Anſchläge erſahe, die wider ſie gemacht waren. Des Couriers Pferd ward für eine gute Beute erkläret, und ihn ſchickte man zu Fuße wieder zurück.

So ein guter Geiſterſeher nun auch Cavalier ſeyn mochte, ſo war doch ſein Proviantmeiſter, der Bruder Clary ein wahrer Wunderthäter. Im Auguſt 1703 berief General Cavalier an einem Sonntage eine Verſammlung bey Serignan, in welcher Gott ein auſſerordentliches Zeichen wirkte. Bruder Clary, der erſt dreyßig Jahre alt war, aber auſſerordentliche Gaben empfangen hatte, bekam eine Entzückung, welche mit heftigen Convulſionen begleitet war, und in welchen er unter andern ſagte, daß es zwey falſche Brüder in der Verſammlung gebe, die ſie verrathen wollten, und wenn ſie ihr Vorhaben nicht bey Zeiten bereueten, ſo wolle er ſie im Nahmen Gottes in Verhaft nehmen. Held Cavalier gerieth darüber ſogleich in einen heiligen Eifer, commandirte ſeinen Haufen, der aus etwa 600 Mann beſtand, und ließ die ganze Verſammlung umringen, damit keiner entkommen ſollte. Clary blieb indeſſen in ſeiner Entzückung, ging mit verſchloſſenen Augen, unter beſtändigem Schluchzen und Kopfwackeln in der Verſammlung herum, bis er an den einen Verrä-

ther kam, auf welchen er ſogleich die Hand legte. Der andere erſchrack darüber, gab ſich ſelbſt an, und warf ſich dem General Cavalier zu Füſſen, und bath um Gnade. Allein dieſer ließ ſie binden, und erwartete, was der Geiſt weiter über ſie verordnen würde.

Indeſſen müſſen doch nicht alle Camiſards ſo tumme Teufel geweſen ſeyn, daß ſie ſolche Poſſen für Evangelia annahmen, wenigſtens nicht alle von denen, welche von dem Geiſte keine Gaben bekommen hatten; wenigſtens zeigte es ſich hier ſehr deutlich. Clary und Cavalier mochten eine Fratze dieſer Art nothwendig finden, um den Haufen in der Abhängigkeit und in dem Gehorſame zu erhalten; allein ſie mochten den Betrug ein wenig zu plump geſpielet haben, denn es erhob ſich in der Verſammlung ein Murren, und man ſagte ziemlich laut, daß die Sache zwiſchen dem Clary und den beyden vorgegebenen Verräthern verabredet worden, um die Verſammlung zu täuſchen. Das war freylich ein verzweifelter Streich, der leicht das ganze Spiel hätte verderben können, daher nichts geringers als ein Wunder erfordert wurde, den Fehler wieder gut zu machen. Clary blieb in ſeiner Entzückung, und ſagte in derſelben, daß es in der Verſammlung Ungläubige gebe, welche ein Mißtrauen in die Macht Gottes ſetzten. „Um dieſe „zu überzeugen, fuhr der Geiſt aus ihm fort, „wobey ſich ſeine Convulſionen verdoppelten, will „ich vor ihren Augen ein Wunder thun. Zündet

„ſogleich ein Feuer an, und wirf dich hinein,
„und die Flammen ſollen dich nicht verſehren.
„Fürchte dich nicht, mein Sohn, gehorche mei-
„nem Befehle, und ich werde mit dir ſeyn.“
Den Ungläubigen gingen ſogleich die Augen auf,
ſie erhoben ein groſſes Geſchrey, und betheuerten,
daß ſie nicht den geringſten Zweifel hätten, und
baten Gott, daß er ſein Wort wegen der Feu-
erprobe zurück nehmen wolle. General Cava-
lier, mit dem die ganze Sache vermuthlich ver-
abredet war, rathſchlagte ein wenig, befahl aber
endlich, daß das Feuer angezündet würde, und
Fage war einer mit von denen, welche das Holz
zuſammen trugen. Der Holzſtoß kam in wenig
Augenblicken zu Stande, und ſobald er angezün-
det war, ging Clary, der immer in ſeiner Ent-
zückung blieb, mitten in das Feuer, und ſtand
mit aufgehabenen Händen in demſelben, ſprach
auch etwas, welches aber niemand hörete, weil
auſſer den 600 Mann Truppen, noch eben ſo
viel von allerley Geſchlecht und Alter in der Ver-
ſammlung waren, welche einen groſsen Kreis
um das Feuer ſchloſſen, und ein liebliches Con-
cert von Heulen, Schluchzen, Pſalmen ſingen
und Gnade ſchreyen machten. Fage betheuert,
daß er bey dieſem Wunder gegenwärtig geweſen,
und geſehen, wie die Flamme ihn nicht allein auf
allen Seiten umgeben, ſondern auch weit über
ſeinem Kopfe zuſammen geſchlagen habe. Er
blieb in demſelben, bis das Feuer ausgelöſchet
und alles Holz verzehret ward, da er denn her-

aus ging und unverſehrt befunden ward. Ob ſich noch jemand gefunden, der an dieſem Wunder gezweifelt, wird nicht geſagt; aber ſoviel weiß ich, daß, wenn ich gegenwärtig geweſen wäre, ich mich wohl würde gehüthet haben, zu zweifeln, damit man mich nicht etwa möchte genöthiget haben, dieſes Wunder nachzumachen.

Cavalier beſchloß das Poſſenſpiel, (denn weiter war es, des Fage Uebertreibung abgerechnet, doch nichts,) damit, daß er den zwey Verhafteten in eigener Perſon die Beicht hörete, und da ſie ihr Vergehen bereueten, und es auf ihre Armuth ſchoben, ſie mit einer guten Ermahnung fortſchickte.

Um den guten Eindruck zu erhalten, welchen dieſes Wunder wenigſtens bey vielen gemacht haben mußte, bekam Cavalier in einer Inſpiration Befehl, das Abendmahl auszutheilen, vorher aber ſeine Leute die Muſterung paſſiren zu laſſen, und diejenigen bis auf eine andere Zeit zu verweiſen, die der Geiſt ihm als noch nicht genug vorbereitet anzeigen würde. Er ließ hierauf ſogleich den Haufen zuſammen kommen, und nachdem er ſich mit demſelben auf die Knie geworfen und gebetet hatte, ſtand er auf, und gerieth in Convulſionen, da denn von dem Haufen immer zwölfe vor ihm niederknieten, da er denn unter lauter Verzuckungen diejenigen ausſonderte, die

er des Abendmahles würdig hielt, welches ſie denn auch empfingen.

Die Gelindigkeit, welche Cavalier gegen die obigen zwey vorgegebenen Verräther an den Tag legte, beſtätiget den Verdacht ſehr, daß beyde, da ſie arme Teufel waren, ſich durch Geld blenden laſſen, ſich eines Verbrechens ſchuldig zu geben, von welchem ſie doch nichts wußten; denn in andern Fällen ließ er Verbrecher dieſer Art nicht ſo wohlfeil davon kommen. Im September 1703 kam er mit ſeinem Haufen, bey welchem ſich damahls auch Fage befand, ſehr in das Gedränge, ſo daß er ſchon zwey Tage lang war verfolgt worden, und ſich zuletzt in einen Wald flüchten mußte. In dieſen Umſtänden bekamen ſowohl er, als verſchiedene andere von ſeinen Leuten die einſtimmige Offenbahrung, daß la Salle, einer von des Cavalier Leibwache ſich habe beſtechen laſſen, ihn umzubringen. Da der Geiſt nicht lügen konnte, ſo nahm man ihn feſt, und ſchlug ihm ohne Umſtände den Kopf ab. Fage ſetzt hinzu, in andern Fällen habe man Verbrecher dieſer Art durch die Flinten gejagt, d. i. ſo wie ich es verſtehe, man ſchoß ſolange nach ihnen, bis ſie fielen. Allein jetzt, da ſie den Feind in der Nähe hatten, befürchteten ſie, ſich durch das Knallen der Gewehre zu verrathen. Es erhellet hieraus wenigſtens ſoviel, daß es bey dieſem heiligen Haufen mit Reue und Thränen nicht allemahl ausgerichtet war, ſondern daß der

Digitized by Google

Geiſt, welcher ſie trieb, auch Blut ſehen konnte. Es kommt in dieſer Geſchichte noch ein Umſtand vor, welcher es wahrſcheinlich macht, daß la Salle auf einen bloſſen, und vielleicht ungegründeten Verdacht hingerichtet worden. Cavalier war nach der Execution mehrere Tage traurig und niedergeſchlagen, und wenn man ihn nach der Urſache fragte, ſo gab er vor, es geſchehe darum, weil er dem Geiſte ungehorſam geweſen, der ihn vorher dreymahl vor der Untreue ſeines Bedienten gewarnet habe, indem er in einem Geſichte geſehen, daß derſelbe dreymahl nach ihm ſchieſſen wollen, daß ihm aber ſein Piſtol eben ſo oft verſagt habe. Ohne Zweifel ſollte dieſe Erdichtung dem Murren begegnen, welches vielleicht der Tod des la Salle, als eines ſonſt treuen und herzhaften Menſchen unter ſeinem Haufen veranlaſſet hatte. Auch während der Execution ſelbſt bekam Cavalier eine der ſchrecklichſten Entzückungen, in welcher der Geiſt ihn auf das unbarmherzigſte ſchüttelte, und folgende Worte aus ihm ſprach: „Ich ſage dir, mein „Sohn, daß ich dich verſtoſſen werde, wenn „du wider meinen Befehl murreſt. Ich habe dir zu erkennen gegeben, daß der Verräther hingerichtet werden ſolle, du aber haſt „mir widerſtanden. Hüthe dich, mein Sohn, „denn ich ſage dir, daß ich dich verſtoſſen werde, wenn du meinen Befehlen nicht gehorcheſt, und ich werde die Anführung meiner

„Herde einem andern anvertrauen.“ Wider ſolche Beweiſe von der Schuld des la Salle war denn freylich nichts weiter einzuwenden.

Einen Monath darauf hielt Cavalier eine ähnliche Execution. Ein Sergent von den Franzöſiſchen Truppen, Nahmens Languedoc, ging zu den Camiſards über, und verſprach, die Sache Gottes unter ihren Fahnen zu vertheidigen. Allein zwey Tage darauf erklärten mehrere Inſpirationen ihn in völliger Verſammlung für einen Verräther, und eine ſagte ſo gar, daß man die Beweiſe davon in ſeinem Aermel finden würde. Man ergrif und durchſuchte ihn, und fand wirklich in ſeinem Rockärmel einen Brief von dem General-Lieutenant la Lande, worin er ihm verwies, daß er ſein Verſprechen noch nicht erfüllet habe. Da der Beſchuldigte den Finger Gottes nicht verkennen konnte, ſo geſtand er alles, ward hingerichtet, und ſtarb, wie es heißt, ſehr erbaulich.

Bey dieſer Gelegenheit erzählt Fage noch verſchiedene Umſtände von dieſem Cavalier, der verſchiedene Jahre der Schrecken Frankreichs war, und von der Art, wie er ſeine Leute regieret, woraus denn erhellet, daß er einer der verſchlagenſten Köpfe dieſer Art war. Er hatte nicht die geringſte Kenntniß vom Kriegesweſen, und Fage ſetzt offenherzig hinzu, er habe auch von andern Dingen keine Kenntniſſe gehabt; allein er hatte von Gott ganz

auſſerordentliche Gaben der Offenbahrung und Inſpiration erhalten, und dieß war die einzige Urſache, warum man ihn zum General wählte, und er machte ſich dieſes Vorurtheil meiſterlich zu Nutze, und regierte ſeinen Haufen, ſelbſt in den geringſten Kleinigkeiten durch Inſpirationen. Wenn ein bedenklicher Fall kam, in welchem ſeine Untergebenen keine Offenbahrung hatten, ſo gingen ſie nur zu dem Bruder Cavalier, der ſich ein paar Minuten in ſich ſelbſt hineinkehrte, Verzuckungen bekam, und denn im Nahmen des heil. Geiſtes ſeinen Spruch vorbrachte, der denn allemahl pünktlich befolget wurde. Luſtig genug muß es freylich geweſen ſeyn, wenn er in den Gefechten mit dem Degen in der Hand, um ſeine Leute herum galloppirte, und ſo lange das Gefecht dauerte Inſpirationen und Verzuckungen auf dem Pferde hatte, und in denſelben ſeine Befehle ertheilte, die zwar zuweilen ein wenig aberwitzig waren; allein, weil der Geiſt ſie gegeben hatte, ſo wurden ſie ohne Grübeln befolgt, und gelangen. In wichtigen Fällen verſammelte er ſeinen ganzen Haufen, trug den Fall vor, und verordnete ein allgemeines Gebet, damit Gott ihnen offenbaren möchte, was zu thun ſey, und ehe man es ſich verſahe, ward hier und da einer von dem Geiſte ergriffen, jeder ſprach ſeinen Spruch, und die übrigen drängten ſich um ihn her, das Orakel zu hören. Das merkwürdigſte war, daß alle

dieſe Inſpirationen einſtimmig lauteten. Spä-ter ſagten freylich mehr als einmahl, das wären befohlne Inſpirationen geweſen, die Cavalier mit ſeinen Vertrauten verabredet gehabt. Allein Fage proteſtiret ſehr feyerlich dawider, und behauptet, daß ſie unmittelbare Wirkungen Gottes geweſen, und er muß es freylich am beſten wiſſen, denn er war auch einer von den Unter-Inſpirirten des Cavalier. Dieſer ließ ſich von den übrigen zwar nur Bruder nennen; allein er hatte eine Leibwache von funfzig der auserleſenſten Leuten, und man gehorchte ihm pünktlicher als einem Könige. Das Vertrauen des groſſen Haufens auf ſeine Offenbahrungen war ſo feſt, daß in einem Gefechte alles blind auf den Feind eindrang, und alles zuſchlug, was nur Hände hatte; ſelbſt die Weiber warfen mit Steinen nach dem Feinde und ſungen Pſalmen dazu.

So weitläufig Fage in ſeiner Geſchichte auch bey den Heldenthaten ſeiner Collegen iſt, ſo ſagt er doch von ſeinen eigenen nicht viel. Er bemerkt nur, daß, als er 1704 nebſt vielen andern capituliren müſſen, er ſich nach Holland begeben habe, in der Hofnung, bey dem Regimente mit anzukommen, welches der König von England und die General-Staaten dem Cavalier gegeben hatten. Allein vermuthlich brauchte dieſer keine Officiers von der Art mehr, denn er entſchuldigte ſich damit, daß alle Stellen bereits vergeben wären. Fage

begab ſich daher nach London, in der Hoffnung bey einem der neuen Regimenter anzukommen, welche man damahls in England errichtete, und hier ſetzte er die obige Nachricht von ſeinem Leben unter den Camiſards auf. Ich finde ſeiner in der Folge nicht weiter gedacht, daher es ſcheinet, daß ernſthaftere Beſchäftigungen ihn nach und nach wieder zur Vernunft zurück geführet haben.

---

32. Johannes Cario, ein Sterndeuter *).

Iſt je ein Mann ohne, ja ſelbſt wider ſein Verdienſt berühmt geworden, ſo iſt es gewiß Cario, denn aus dem folgenden wird

*) Die erſte Nachricht von ihm gab Heinr. Pantaleo, in ſeiner proſopographia Th. 2, S. 180, welche aber noch ſehr kurz und mangelhaft iſt. Ein wenig vollſtändiger iſt die in Adami's Vit. Philolog. woraus auch Jöcher die ſeinige in dem Gel. Lex. entlehnet hat. Bayle hat von ihm gleichfalls einen Artikel, der aber bloß das unter ſeinem Nahmen bekannte Chronicon betrift. Jöcher führt unter den Schriften, die von ihm handeln ſollen, zwar auch Becmanns Notitiam Univerſitatis Francofurt. an; allein es wird ſeiner darin mit keinem Worte gedacht, und aus dem folgenden wird erhellen, daß ſeiner auch nicht darinn gedacht werden können. Dan. Wilh. Mollers Diſp. de *Io. Carione*, Altorf, 1697, 4. habe ich nicht geſehen, zweifele aber, daß ſein Leben darin in ein beſſeres Licht geſetzt

Digitized by Google

erhellen, daß er weiter nichts als ein elender Sterndeuter geweſen, der dabey dem Trunke ergeben war, welcher auch ſeinen Tod beſchleunigte, daher er die rühmlichen Beywörter nicht verdienet, welche ihm noch ſo oft beygeleget werden. Die Nachrichten von ſeinem Leben ſind ſparſam und zum Theil noch dunkel, daher ich auch keine vollſtändige Lebensbeſchreibung von ihm verſprechen kann.

Er war 1499 zu Bietigheim im Herzogthum Würtemberg gebohren, denn das iſt ſein wahrer Geburtsort, den auch Küſter in Bibl. Brandenb. S. 422. aus Joh. Fabri alten und neuen Miniſterio in dem Herzogthum Würtemberg, S. 119 ſo angiebt. Cario ſelbſt pflegte ſich auf ſeinen Schriften zwar Burticamenſem, oder aus Burtikaym, zu nennen; allein, wenn anders diejenigen, welche dieſe Titel abgeſchrieben, nicht Burtikaym für Buetikaym geleſen haben; ſo iſt das vermuthlich einer der alten Nahmen dieſes Ortes, der in Urkunden auch zuweilen Butingkon und Butnigkein genannt wird *); daher es ein Irrthum iſt, wenn Jöcher und andere ſeinen Geburtsort Buchichheim nennen, dergleichen mir keiner in Schwaben bekannt iſt;

worden, als bey andern. Andere Schriftſteller, welche ſeiner gelegentlich gedenken, oder nur einzelne Umſtände von ihm anführen, werde ich im folgenden bemerken.

*) S. Chriſt. Fried. Sattlers Beſchreib. des Herzogth. Würtemb. S. 130. f.

denn daß er ein ehrlicher Schwabe geweſen, ſagt Melanchthon, in einem Briefe an den Camerarius ausdrücklich *). Das Geburtsjahr 1499 geben auſſer dem Pantaleo alle an. In dem Europ. Staatswahrſager und im Jöcher wird noch der 22ſte März als ſein Geburtstag angegeben; allein ich weiß nicht, woher ſie dieſes haben.

Wer ſeine Eltern geweſen, finde ich nicht gemeldet. Pantaleo ſagt nur, daß er von ſeiner erſten Jugend an dem Studieren gewidmet worden, und nachdem er die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften erlernet, auf verſchiedenen Deutſchen Univerſitäten, beſonders aber zu Wittenberg ſtudieret habe. Hier ward er ohne Zweifel dem Melanchthon bekannt, welche Bekanntſchaft ihm in der Folge ſo nützlich war; allein daß ſein Studieren von keiner Bedeutung geweſen, und ſich bloß auf die Aſtrologie erſtreckt habe, wird aus dem folgenden erhellen.

Von ſeiner nachfolgenden Beförderung ſagt Pantaleo kein Wort; Adami hingegen verſichert, daß er Profeſſor der Mathematik zu Frankfurt an der Oder geweſen, und dieſes haben ihm alle, die des Cario gedenken, auf Treue und Glauben nachgeſchrieben. Andere ſetzen

*) Vir eſt (*Cario*,) quantum ego quidem cognovi candidus, et *Suevicae* ſimplicitatis plurimum referens. *Epiſt. ad Camer.* S. 163.

noch hinzu, daß er vorher ein Mönch zu Berlin, und dann erſt Churf. Brandenb. Hofmathematikus und Profeſſor zu Frankfurt geworden. Es iſt nothwendig, dieſe beyden Umſtände ein wenig genauer zu unterſuchen.

Daß er ein Mönch zu Berlin geweſen, iſt ſehr unwahrſcheinlich; zwar nicht aus dem Umſtande, weil er zu Wittenberg ſtudiert hatte, denn aus dem folgenden wird erhellen, daß er die katholiſche Religion nicht verlaſſen hat, und es ſtudierten um dieſe Zeit vermuthlich mehrere zu Wittenberg, welche um deswillen nicht gleich die Reformation annahmen. Allein es giebt andere Umſtände, welche dieſem Vorgeben allen Glauben benehmen. Er befand ſich, wie aus dem folgenden erhellen wird, bereits 1522, da er folglich nicht älter als 23 Jahr ſeyn konnte, als Churfürſtlicher Hof=Aſtronom zu Berlin, folglich muß er unmittelbar von Wittenberg dahin gekommen ſeyn; und folglich ſehe ich nicht, wenn und wo er ein Mönch werden können. In Berlin, welches damahls noch ganz katholiſch war, hätte er es zwar werden können; allein ſeine daſige Beförderung ſcheinet daſſelbe zu widerlegen. Es kommt dazu, daß Cario auf ſeinen Schriften ſich zwar beſtändig einen Churfürſtlichen Diener und Mathematiker, aber nie ein Glied eines Kloſterordens nennet. Ja aus ſeiner Zuſchrift vor ſeiner 1529 unterzeichneten Weiſſagung und Offenbarung aus himmliſcher Influenz

ſcheinet vielmehr zu erhellen, daß er, ungeachtet ſeiner Beharrlichkeit in der Römiſchen Religion, eben kein Freund von den Kloſterorden geweſen. Er eifert darin, daß man ſeine Prophezeihungen mit Anhang etlicher loſer Fratzen, Lotharts, Brigite, Methodii ꝛc. nachgedruckt habe, und ſetzt hinzu, daß man nicht nöthig gehabt hätte, Münch = Nolbrüder = oder Nonnenträume in ſeine Praktik hinein zu ſchreiben. Er würde ſich gewiß mit mehr Achtung ausgedrückt haben, wenn er ſelbſt ein Mönch geweſen wäre.

Daß er Profeſſor der Mathematik zu Frankfurt an der Oder geweſen, iſt wenigſtens eben ſo unwahrſcheinlich, wo nicht unſtreitig ungegründet. Schon der eben angeführte Umſtand, daß er ſich im 23ſten Jahre ſeines Alters bereits Churfürſtl. Aſtronom in Berlin nennet, und von dieſer Zeit an, von Jahr zu Jahre unter dieſer Benennung vorkommt, macht es unwahrſcheinlich. Vorher konnte er es wohl nicht geworden ſeyn, weil er da noch ein ſehr junger Menſch war; nachher aber noch weniger, weil er ſeitdem bis allenfalls ein paar Jahre vor ſeinem Tode, nicht von Berlin weggekommen iſt, ſich auch nie einen Profeſſor, ſondern jederzeit nur Magiſter und Churfürſtl. Mathematikum oder Aſtronom nennet. Was dieſes Vorgeben noch mehr widerlegt, iſt, daß in Becmanns Notitia Univerſ. Francof. S. 73, wo die Profeſſores der Mathematik von der Stiftung der Univerſität an, nach

der Reihe angeführet werden, kein Cario vorkommt. Ja ich finde in dem ganzen Buche ſeiner mit keinem Worte gedacht, ſo ſorgfältig ich es auch durchgeplättert habe. Wenn alſo im Jöcher unter dem Artikel des Cario Becmanns Notitia angeführet wird, ſo iſt es vermuthlich aus der irrigen Vorausſetzung geſchehen, daß er wirklich Profeſſor daſelbſt geweſen, und daß alsdann daſelbſt von ihm müſſe gehandelt werden.

Cario war alſo weiter nichts als Kalendermacher in Berlin und dabey des Churfürſten Joachim I. Aſtronom oder vielmehr Aſtrologe. Daß er dieſe Stelle bereits 1522 bekleidet, erhellet aus einer in dieſem Jahre von ihm gedruckten Prognoſticatio, wo er auf dem Titel ausdrücklich Churfürſtlicher Aſtronomus heißt. Es iſt dieſes die älteſte von ſeinen Prophezeihungen, die mir bekannt geworden, und von dieſer Zeit an hat er deren mehrere herausgegeben, die ich am Ende anzeigen werde. Beſonders gab er alle Jahre die damahls üblichen Praktiken d. i. Kalender mit aſtrologiſchen Prophezeihungen heraus, daher man nicht irret, wenn man ihn für einen eigentlichen beſoldeten Kalendermacher hält. Man weiß, wie ſehr die Aſtrologie noch im 16ten Jahrhunderte das Steckenpferd des menſchlichen Verſtandes war, und es gab damahls wohl nicht leicht einen regierenden Herrn, ſollte ſein Ländchen auch noch ſo klein geweſen ſeyn, der nicht einen oder ein paar ſolcher Sterndeuter gefüttert

hätte. Churfürſt Joachim I. wird von ſeinen Geſchichtſchreibern wegen ſeiner Beredſamkeit und Gelehrſamkeit erhoben; gewiſſer iſt, daß er im höchſten Grade abergläubig war, und daher nicht nur den Cario nach Berlin zog, ſondern ſich auch von ihm in der Aſtrologie unterrichten ließ. Er muß es auch darin allerdings weit gebracht haben, wenn es wahr iſt, was man vorgegeben hat, daß er nehmlich ſeinen Nachkommen die Preuſſiſche Krone prophezeihet habe *).

Cario ſcheinet von ſeinen Prophezeihungen ſehr beſcheiden zu urtheilen, wenn er in der 1529 unterzeichneten Weiſſagung ſagt, daß es dabey

*) Das Vorgeben gründet ſich auf Nic. Leutingers Brandenb. Geſchichte, wo er S. 22 der Küſterſchen Ausgabe, von dieſem Churfürſten ſagt: Aſtrologiae vero ita ſe dederat, ut cum doctiſſimis illius artis comparetur. In his magiſtro utebatur *Iohanne Carione*, qui auctor eſt Chronicorum, quae a *Phil. Melanchthone* poſtea ſunt locupletata. Exſtant illius vaticinia et prognoſtica, quae partim eventum ſuum ſortita ſunt, partim in poteſtate Dei poſita. Inter alia ſpondet principi Familiae Brandenburgicae regiam et ſummam inter Chriſtianos dignitatem. Das illius kann freylich ſowohl auf den Churfürſten, als auf den Cario gehen; allein man ſiehet leicht, daß es auf den letztern gehen muß, von welchem noch jetzt mehrere vaticinia und prognoſtica übrig ſind, dagegen man von dem Churfürſten keines kennet. Nun iſt zwar von dem Cario keine Prophezeihung bekannt, in welcher er dem Hauſe Brandenburg die königliche Würde verſprochen hätte; allein es kann deſſen ungeachtet ſeyn, daß er dem ehrgeitzigen Churfürſten damit geſchmeichelt, und dann hat er unter der regia et ſumma inter Chriſtianos dignitate gewiß eher die kaiſerliche als eine andere Würde verſtanden und verſtehen müſſen.

Digitized by Google

auf ein Jahr auf und ab nicht ankomme, indem es ſchwer ſey, die Begebenheiten auf ein Jahr zu berechnen. Auch könnten ſich die Einflüſſe innerhalb vier bis fünf Meilen ſehr verändern. Allein, wenn man erwäget, wie wenig ſeine Prophezeihungen im Ganzen eingetroffen ſind, ſo wird das, was anfänglich Beſcheidenheit ſchien, unwiſſender Stolz. Nur ein paar Beyſpiele zur Probe.

In der oben gedachten und 1522 herausgegebenen Prognoſtikatio weiſſaget er auf das Jahr 1524 eine ungeheure Waſſerfluth, weil in dem Februar dieſes Jahres 20 Conjunctionen der Planeten vorfallen würden, von welchen 16 in dem wäſſerigen Zeichen der Fiſche ſeyn würden. Aus der Ueberſchwemmung ſollten Mißwachs, Hunger und eine Menge anſteckender Krankheiten entſtehen. Noch mehr, es ſollte in dem gedachten Jahre Zwietracht und Uneinigkeit unter Geiſtlichen und Weltlichen, eine gänzliche Veränderung und Reformation der Kirche, mächtig Blutvergießen und Unterdrückung großer Häupter vorfallen. Von allem dieſem iſt nun in gedachtem Jahre und ein paar Jahre darauf nichts eingetroffen. Ungeachtet nun der Unhold nichts von dem errathen konnte, was zwey Jahr darauf erfolgen würde, ſo wollte er doch wiſſen, was in hundert und zweyhundert Jahren geſchehen würde. Denn in eben dieſer Prophezeihung drohet er auf das Jahr 1693 mit einer der größten Conjunctionen am Himmel, da ſollte denn der

Antichriſt erſcheinen. Dieſer ſollte zu Corizon gebohren und zu Bethlehem erzogen werden, in Caphernaim aber ſollte er ſein Regimeht errichten. Noch unbarmherziger ſollte es in dem Jahre 1789 ergehen; das ſollte das ſchrecklichſte unter allen ſeyn, indem in demſelben große und wunderbare Geſchichte, Veränderungen und Zerſtörungen vorfallen würden. Allein, ſo ſehr ſich der Narr in Anſehung des 1693ſten Jahres betrogen hat, ſo ſehr wird er vermuthlich auch 1789 zum Lügner werden.

In einer andern ſeiner jährlichen Prophezeihungen beſtimmte er das Jahr und den Tag, wenn Luther würde verbrannt werden; von welcher Prophezeihung in Luthers Tiſchreden Kap. 37 unter der Aufſchrift: Carions erſtunkene Sterngückeriſche Weiſſagung von D. Martin Luther, gehandelt wird.

Eine ſeiner berüchtigſten Weiſſagungen iſt diejenige, in welcher er die Schickſale des Reiches von dem Kaiſer Maximilian an, bis 1550 beſtimmen wollte, und worin er ſtatt der Nahmen der regierenden Herren oder ihrer Staaten die Nahmen ihrer Wapenbilder ſetzte, weil das Ding auf dieſe Art ein räthſelhafteres Anſehen bekömmt, ſich auch deſto leichter auf alle nur mögliche Erfolge drehen und recken läßt. Er machte ſie zuerſt um 1525 bekannt, denn in der zweyten Ausgabe, deren Zuſchrift 1529 unterzeichnet iſt, ſagt er, daß er ſie ohngefähr vor vier Jahren gemacht habe. Sie wurde nicht nur gleich anfangs

ſehr oft wieder aufgelegt und nachgedruckt, ſondern ſie hat ſich auch bis auf die neuern Zeiten fortgepflanzet, indem ſie ſich unter andern auch in dem zu unſern Zeiten ſo oft gedruckten Europäiſchen Staatswahrſager befindet; obgleich nicht zu begreifen iſt, was ſie jetzt noch nutzen kann, indem Cario in der Zuſchrift ausdrücklich ſagt, daß er ſie nur bis 1550 fortgeführet *). Dieſer Umſtand iſt um deswillen nicht aus der Acht zu laſſen, weil man ſonſt leicht Kaiſer Karln, aus dem Hauſe Baiern darin prophezeihet finden könnte. Da ſie nicht gar zu lang iſt, ſo will ich ſie, ſo wie ſie in der Ausgabe, Erfurt, 1567, 8. ausſiehet, ganz herſetzen, und die Bedeutung der Wapenbilder ſogleich in Parentheſi dazu ſetzen. Er gehet mit derſelben um ein Beträchtliches zurück, indem er mit dem Kaiſer Maximilian anfängt, vermuthlich, damit die bereits geſchehenen Vorfälle, die der Narr leicht wiſſen konnte, denen, welche er als bevorſtehend prophezeihete, deſto mehr Glauben verſchaffen möchten. Sie lautet ſo:

„Ein trauriger Adler (K. Maximilian) flohe in
„viel Mühe und Arbeit lange Zeit.

*) In der Ausgabe deren ich mich bediene, Erfurt 1567, 8. iſt dieſe Jahrzahl mit Worten und nicht mit Ziffern ausgedruckt; daher diejenigen Schriftſteller irren, welche behaupten, er habe ſie bis 1560 ausgedehnet, es müßte denn dieſes in einer der ſpätern Ausgaben geſchehen ſeyn, denn man hat faſt in allen daran geändert und gekünſtelt, um ſie den inzwiſchen vorgefallenen Begebenheiten nur einigermaßen anzupaſſen.

„Setzet ſeiner jungen Neſt (Philipp) auf einen „gůldenen Thurn, (Caſtilien.)

„Aber ſeine angeborne Kleidung war mit drey= „en Theilen, weiß nach der zwerch in rot, „(Oeſterreich.)

„Der Adler pflůcket die Lilien (Frankreich,) und „verderbet ihre Blåtter, (1514.)

„Und verwůſtet ſeine eigen Federn, die da gliſ= „ſen von ſchwårze, und viel Thier mit jm lit= „ten ſchaden.

„Er biß die Schlange (Mailand,) und ward wi= „derumb von jr gebiſſen.

„Nach vieler Můhe gab er ſich zur Ruhe. „(† 1519.)

„Seine Jungen (Philipp) auf dem gůlden Thurm „blieben nicht lange leben.

„Doch verließen ſie andere Jungen, (Carln 5. „Ferdinand, Eliſabeth und Maria.)

„Die weiblichen flohen inn Ende der Chriſtenheit, „eins (Eliſabeth) zu dem blauen Lewen in „dem gůlden Stall, (König Chriſtiern von „Dånemark.)

„Welche die Neſſelblåtter ůbel verbrannten. (Chri= „ſtiern ward 1523 verjagt.)

„Die andere (Maria) under dem Schutze des „weiſſen zwiſachen Creutzes, (König Ludwig „von Ungarn.)

„Welche die ungezempten Hund (die Tůrken) „hart betrůbten, (beſonders 1526.)

„Die ermordeten (1526) iren liebſten Winden
„mit einem gülden Halsbande, (den König
„Ludwig.

„Und die zween jungen Adler (Carl 5. und
„Ferdinand,) werden in ſanfter Ruhe er=
„zogen.

„Sie werden aber ſo ſie zu ihren Jahren kom=
„men, ire Flügel müde machen.

„Der älteſt Adler (Carl 5.) empfähet die Kron,
„(ſchon 1520.)

„Wird ſich legen in die Lilien und die verwüſten,
„(1525 Schlacht bey Pavia, Gefangen=
„ſchaft des Königes Franciſci.)

„Wird mit jungen Lilien ſein Haupt ſchmücken,
„(vielleicht die von Franciſco zu Geißeln ge=
„gebene Prinzen.)

„Er wird gehen durch die güldnen Pforten, und
„da freud empfahen, (Vermählung mit der
„Portugieſiſchen Prinzeſſin Iſabella,) wird
„ſterken den gülden Thurn, (Caſtilien,) und
„das Creutz des ſchlahenden Feuereiſens, (Bur=
„gund.)

„Wird auch zahm machen den gelen Lewen im
„blauen Feld, (Geldern.)

„Er wird der Schlangen (Mailand) ihre Zän
„ausbrechen, daß ſie nicht beiſſen wird.

„Und dem Haupt aller Städte (Rom) ire Au=
„gen ausſtechen, und die zum raub ſeinen
„Thieren geben, (Eroberung Roms 1527.)

„Aber der Adler wird weich Federn haben,
„tugendhaft und mild, und von andern

Digitized by Google

„leicht bewegt, gern folgen, doch letzlich auch
„betrogen.

„Wird ſich unterſtehen, den Chriſten zu helfen,
„aber er wird wendig gemacht.

„Er wird haben einen treuen Vogel unter jm,
„einen roten Adler mit einem weiſſen Rad,
„(Erzbiſchof Albert von Mainz,) der jm nicht
„arges rathen wird.

„Ihm wird ab= und zufallen der gülden Lewe im
„roten ſtall, und ein wancklich leben mit
„ihm haben, aber nicht groß unrecht wird
„der gülden Lewe haben.

„Ein roter Lewe neben dem gülden Schild und
„roten Lilien (Schottland) werden dem Adler
„auf dem gülden Thurn anfeinden, aber der
„Adler iſt ihm zu hoch geſeſſen.

„Der Adler wird ein Neſt in des Jägers (Wür=
„tembergs,) Haus machen, und den from=
„men Weidman (Herzog Ulrich von Wür=
„temberg) mit vielen Thieren verfolgen.

„Der Weidman wird wohnen bey den dreyen
„fliegenden weiſſen Adlern (Lotharingen)
„und bey dem gülden und bundten Lewen,
„(Heſſen.)

„Aber dem Jäger iſt blau und weiß (Baiern)
„entgegen; er wird ſich aber darein kleiden,
„und die Farb wird ihm wohl ſtehen, und
„wird mit jm ſeyn.

„Die Hunde (die Türken,) werden dem zwiefa=
„chen Kreuz (Ungarn) Schaden thun, ſie
„werden dem Adler ſeine angeborne Kleidung

Digitized by Google

„mit dreyen teilen, weiß (Oeſterreich) nach
„der zwerch zerreiſſen.

„Die Hunde wollten gern beiſſen den weiſſen Le-
„wen mit dem duppelten ſchwantz (Böhmen)
„aber es wird inen nicht geſtattet.

„Böſe Tücke werden die Thier, ſo dem weiſſen Ad-
„ler im rothen Vogelhauſe (Pohlen) under-
„worfen, beweiſen, ſie werden des weiſſen
„Adlers verläugnen, und wollen Hund und
„andere Thier an ſeine Statt ſetzen. Aber
„das geſchlecht der Adler verleſſet einander nicht,
„ſondern ein rother Adler (Markgraf von
„Brandenburg) erhielte den jungen weiſſen
„Adler in ſeinem Neſte.

Bis hierher wenigſtens werden lauter Be-gebenheiten angeführet, welche 1529 bereits ver-gangen waren, ſich alſo leicht prophezeihen lieſ-ſen. Was folgt, ſollte von 1530 bis 1550 geſchehen; und wer die Begebenheiten in der Ge-ſchichte wird aufſuchen wollen, wird ſich hoffent-lich vergebliche Mühe machen; auſſer daß einige der folgenden Begebenheiten damahls ſchon ange-fangen hatten, deren Ausgang denn eben auch nicht ſchwer vorher zu ſehen war.

„Nach dieſem allen wird ſich nahen das End,
„werden ſchwere Krieg und groſſe Verenderung
„der Welt.

„Der ſchwartze Adler wird Ungemach leiden mit
„ſchwerer Leibskrankheit und abgehen derer

„die jm lieb ſeyn, wird auch des jungen Ad„ler, der doch nicht Adler iſt, ſchaden ſehen. „Dann wird ihm das zwiefache Kreutz (Ungarn) entfallen, und dann wird das Volk „on Haupt einen Herrn wehlen.

„Und der gülden Stierkopf mit den zweyen ſilbern Hörnern, inn dem roten Feld, (die „Wallachey) wird einen groſſen Nahmen „haben.

„Und wird ſich das gülden Feld mit der roten „Straſſen (Baden) über ort müſſen gebrauchen laſſen. Aber es wird im vergolten „vielfach.

„Und dann wird der ſchwarz Lewe im gülden Feld „(Cleve) und die güldene Scepter von einander getrennt, und zwo Herrſchaften geheiſſen.

„Das Haus mit den fünf ſchwarzen Balken inn „dem güldenen Feld (Sachſen) wird beſchediget an ſeinen eigenen Säulen, und niemand „wird im ſchaden, denn ſein eigen Tach.

„Und wird ſich allda das klare Wort erhören laſſen. Aber es wird wieder von inen genommen, dann ſie vergreiffen ſich unwiſſend in „der Ordnung irer Kirchen Knecht. So das „recht wird geordnet, wer es Gott ein Ehr, „und der Welt ein Nutz. Ich mein es gut, „verſtehe mich recht.

„Der rot Adler (ein Markgraf zu Brandenburg) wird ſteigen inn Ehren, und wird „mit Hülf zweyer gülden Lewen (Braun-

Digitized by Google

„ſchweig) Ehr erlangen, und ein ſchwarzer
„Püffelskopf (Mecklenburg) und ein roter
„Greiff in einem weiſſen Feld (Pommern)
„werden im anhangen.
„Ein roter und ſchwarzer Adler wird in anfechten,
„mit ſamt halb weiß und roten Kleidern, wer-
„den aber nichts an jm vermögen.
„Dann der ſchwarz Adler, mit dem weiſſen Mann
„in dem gülden Feld will ſein Hülf nicht dar-
„geben.
„Es wird der blaue Lewe in den roten Roſen-
„blettern ſchwach werden, und ſeine kleine
„Thier werden von jm eſſen.
„In dieſen Zeiten wird der ſchwarz Adler ſein
„Scepter und Kron niederlegen, und einer
„im blauen und weiſſen wirds aufnehmen.
„Soll ſie aber ſein bleiben, hat er Glück. Denn
„der rot Adler und zween gülden Lewen, und
„die fünf ſchwarzen Balcken werden darum
„kriegen. Darum iſt geſchrieben: viel wer-
„den ein Königreich regieren.
„Das Rautenkräntzlin, das vor langeſt verdun-
„kelt iſt geweſen, wird auf das neue gewun-
„den; aber mit Neſſeln vermengt. Doch
„wird die Neſſel dorren, und bleibt die Raut
„über Winter grün.
„Ein gülden Lew in einem blauen Stall wird
„das weiß Rad aufheben.
„Und dann wird Unfried, und wird das rot
„Creutz einem Menſchen verliehen, der eines
„argen Lebens iſt, und wird wenig Trew hal-

„ten. Darumb wird er von dem Ampt des „ſchwarzen Adlers mit dem Apfel gezüch„tiget.

„Dann wird der weiß und rot bundte Lewe et„was aus dem ſeinen verlieren.

„Und dann iſt der ſchwarz Adler mit bekleidet mit „dreyen Strichen, weiß und rot.

„Der weiß Lew mit duppelten Schwantz wird „auch gedachte Kleidung nicht mehr führen.

Unbegreiflich iſt, was den Narren bewogen haben mag, den größten Theil dieſer ſogenannten Prophezeihung mit vergangenen Begebenheiten anzufüllen, wenn es nicht in der ſchon gedachten Abſicht geſchehen, dadurch den Leſer zu täuſchen, und ihn zu verleiten, das Vergangene und Zukünftige mit einerley Augen anzuſehen. Da er in dieſer Prophezeihung dem Hauſe Oeſterreich manches Unangenehme verkündiget hatte, ſo gab ſolches dem Andreas Perlach, Profeſſor der Aſtronomie zu Wien Gelegenheit, wider den Cario zu ſchreiben, und ihn nicht allein der Beleidigung kaiſerlicher Majeſtät, ſondern auch der Zauberey und anderer verbothenen Künſte zu beſchuldigen, worüber er ſich in der Vorrede zur gedachten Weiſſagung bitterlich beſchweret.

Aber wenn nun Cario ein ſchlechter Aſtronom und ein noch ſchlechterer Prophet war, ſo könnte er denn doch wohl ein guter Geſchichtſchreiber geweſen ſeyn, und wenn er das war, ſo würde er von dieſer Seite Achtung verdienen, und

man würde ihm ſeine aſtrologiſchen Thorheiten als Schwachheiten überſehen müſſen. Dem gemeinen Rufe zu folgen, würde man ihm den Nahmen eines wo nicht groſſen, doch wenigſtens nützlichen Geſchichtſchreibers nicht verſagen können, denn wer kennet nicht das unter ſeinem Nahmen bekannte Chronicon, welches beynahe zweyhundert Jahr lang, wo nicht das einzige, doch das vornehmſte Handbuch der Univerſal-Geſchichte war, und noch jetzt nicht ohne Werth iſt, ob es gleich in den neuern Zeiten durch andere mehr zweckmäßige Bücher dieſer Art überflüßig gemacht worden. Allein bey einer genauern Unterſuchung wird ſich zeigen, daß er auch hier ohne alles Verdienſt iſt, indem ſeine Kenntniß der Geſchichte eben ſo ſeicht und unbedeutend war, als ſeine mathematiſche Gelehrſamkeit und ſeine Wiſſenſchaft künftiger Dinge. Sein ganzes Verdienſt um dieſes Buch beſtehet darin, daß er durch ſeine Sudelarbeit die erſte Veranlaſſung zu einer unendlich beſſern Arbeit war, welche ein unendlich beſſerer Kopf als er, ausführte, ihm aber aus einer beynahe beyſpielloſen Beſcheidenheit und Nachſicht den Nahmen des erſten Stümpers erhielt.

Was einen ſolchen Skribler zu ſeinem Geſchreibe veranlaſſet, könnte auf alle Fälle ſehr gleichgültig ſeyn, allein da die vorgegebene Veranlaſſung zu einer Mißdeutung Gelegenheit gegeben, ſo muß ich ſie anführen. Adami ſagt in ſeinem Leben des Cario, Churfürſt Philipp

von der Pfalz habe ſchon eine ſolche Univerſal-Geſchichte gewünſcht, und daher die beyden gelehrten Männer, den Biſchof von Worms, Johann Dalburg, und den Rudolph Agricola dazu aufgemuntert, welche ſich derſelben auch wirklich unterzogen, wie denn auch ihre Arbeit noch handſchriftlich in der Churpfälziſchen Bibliothek befindlich ſey. Das habe denn vermuthlich den Cario bewogen, ein gleiches zu unternehmen. Er ſagt zwar nicht, woher er dieſe Nachricht habe; allein ſie iſt ohne Zweifel aus Melanchthons Zuſchrift der Ausgabe des Chronici Carionis vom Jahre 1558 entlehnet, wo er ſie weitläufig anführet, doch nur um unter andern damit den Werth und die Wichtigkeit einer Univerſal-Geſchichte zu beweiſen. Er ſetzet hinzu, daß er dieſen Umſtand von dem Capnio habe: Saepe audivi narrare *Capnionem* &c. Caſpar Sagittarius führet in ſeiner Introductione in Hiſtoriam eccleſiaſticam Th. 1, S. 99. f. dieſe ganze Stelle an; allein aus der Verbindung, in welcher er ſie anführet, iſt zu vermuthen, daß er aus einer Uebereilung den Capnio mit dem Cario verwechſelt, und daraus beweiſen wollen, daß Melanchthon eine vorzügliche Freundſchaft mit dem Cario unterhalten habe, weil er öftere Unterredungen mit ihm gepflogen; denn ob er gleich im Texte richtig Capnio ſetzet, ſo lautet doch das Marginale ſo: Amicitia *Philippi* cum *Carione.* Hätte er bey der ganzen Stelle den Cario nicht

in

in Gedanken gehabt, ſo hatte er, dem ganzen Zuſammenhange nach, keine begreifliche Urſache, gerade hier der Freundſchaft des Melanchthon mit dem Capnio zu erwähnen, da er es bloß mit dem Chronico des Cario zu thun hatte.

Seine Veranlaſſung mochte nun geweſen ſeyn, welche ſie wollte, ſo ſchrieb er ein ſolches Ding von einer Chronik zuſammen, hatte aber doch noch ſo viel Verſtand, daß er ſie nicht gleich ſo drucken ließ, ſondern ſeine Arbeit in der Handſchrift um das Jahr 1530 an den Melanchthon, dem damahligen Orakel in allen Wiſſenſchaften, ſchickte, mit Bitte, ſie ein wenig durchzuſehen und ſie zu Wittenberg drucken zu laſſen. Bey der groſſen Armuth der damahligen Zeiten an vernünftigen Geſchichtsbüchern, beſonders an ſolchen, welche den um dieſe Zeit dringend gewordenen Bedürfniſſen der ungelehrten Stände angemeſſen waren, hielt Melanchthon ein ſolches Buch allerdings für nothwendig und nützlich; weil er aber ſehr bald fand, daß Cario's Arbeit ſehr nachläſſig und fehlerhaft war, ſo verbeſſerte er ſie, ſo gut es ſeine damahligen Geſchäfte erlaubten, und gab ſie zu Wittenberg 1532 in 4. heraus *). Da das Buch Beyfall fand,

*) Es erhellet dieſes aus einem Briefe Melanchthons an den Camerarius, welcher Die ſolſtitiali, 1531 geſchrieben iſt, und wo es heißt: Accepi tuam diſputationem de praedictionibus *Carionis*. Quamquam autem iſte vehementer affir-

weil es den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen war, ſo überſetzte Hermann Boneus, ein Geiſtlicher zu Lübeck, daſſelbe 1538 in das Lateiniſche, wodurch es denn auch den Ausländern bekannt ward, und in mehrere Sprachen überſetzt wurde. Al-

mat, ſe nihil praeter ſiderum poſitum in conſilium adhibere, tamen multis non ſatis perſuadet hoc. Et ars meo quoque judicio non poteſt tam diſerte de ſingularibus eventibus pronunciare; ſed vir eſt, quantum ego quidem cognovi, candidus et Sueuicae ſimplicitatis plurimum referens. Miſit huc *Chronica* excudenda, ſed ea lege, ut ego emendarem. Sunt multa ſcripta negligentius. Itaque ego totum opus retexo, et quidem Germanice, et conſtitui complecti praecipuas mutationes maximorum Imperiorum. Eben das ſagt Peucer, Melanchthons Schwiegerſohn, in der Zuſchrift ſeiner Ausgabe vom Jahr 1572: Nomen Chronici *Carionis* retinui, quod mutare illud autor primus ſanctae beataeque memoriae *Philippus Melanchthon* ſocer meus noluit. Occaſio nominis hujus inde extitit, quod cum *Iohannes Carion* mathematicus ante annos XL coepiſſet contexere Chronicum, et recognoſcendum illud atque emendandum, priusquam praelo ſubjiceretur, miſiſſet ad *Phil. Melanchthonem*, hic, quod parum probaretur, totum abolevit una litura, alio conſcripto, cui tamen *Carionis* nomen praefixit; ſed et hoc cum retexiſſet, amici nomen et memoriam, a cujus primordiis ἀφοϱμη prima Chronici contexendi nata atque profecta eſſet, titulo poſteritati commendare voluit. Aus Melanchthons Briefe erhellet zugleich, was er von des Fantaſten Prophezeihungen gehalten. Die, auf welche er anſpielt, war ohne Zweifel die oben mitgetheilte allegoriſche. Melanchthon war, wie bekannt iſt, für ſeine Perſon ein groſſer Verehrer der Aſtrologie, glaubte aber nicht, daß man aus dem Stände und den Einflüſſen der Geſtirne ſo individuelle und einzelne Begebenheiten vorher ſagen könnte, als der Träumer daraus verkündigen wollte.

Digitized by Google

lein da des Cario-Arbeit ſo viele und groſſe Fehler hatte, und deſſen ungeachtet ſo wohl aufgenommen wurde, ſo reitzte das den Melanchthon noch in ſeinem hohen Alter ein neues Werk dieſer Art zu ſchreiben, welches 1558 erſchien, und 1560 mit einem zweyten Theile vermehrt, wieder aufgelegt wurde, aber die Geſchichte nur bis auf Carln den Groſſen fortführte. Da Melanchthon durch ſeinen Tod an der weitern Fortſetzung gehindert wurde, ſo unternahm ſein Schwiegerſohn, Caſpar Peucer dieſe Arbeit, und ſetzte die Geſchichte in mehrern Ausgaben bis auf die neuern Zeiten fort, worauf ſie denn wieder in das Deutſche überſetzt wurde.

So wahr und gewiß das alles iſt, ſo finden ſich doch noch verſchiedene Schwierigkeiten in Anſehung der eigentlichen Arbeit des Cario, welche von den vielen gelehrten Männern, welche die Geſchichte dieſes Buches geſchrieben haben, ſoviel ich weiß, noch nicht ſind gehoben worden*).

*) Baile war, ſo viel mir bekannt iſt, der erſte, der dieſe Schwierigkeiten in ſeinem Dictionn. v. *Carion* entdeckte oder vielmehr erfand, ſie aber nicht mit Gewißheit heben konnte, ſondern ſie nur noch vermehrte. Im Jahr 1731 hatte Eberh. Dav. Hauber Diſſertat. litter. de *Io. Carionis* Chronico ejusque auctoribus atque editionibus diverſis, zum Drucke fertig, welche aber, allem Anſehen nach, nie gedruckt worden. Dagegen gab Joh. Chriſto. Dommerich Epiſtolam ad *E. D. Hauberum* de *Carionis* Chronico, Wolfenbüttel, 1750, 4. heraus. Bald darauf erſchien Erh. Ernſt Hochs, Predigers zu Willershauſen,

Sie beſtehen darin. Cario hatte die Geſchichte bis 1521 oder nach andern bis 1532, Melanchthon aber, wie Baile verſichert, nur bis auf Carln den Großen fortgeführet. Nun finden ſich gedruckte Ausgaben von Cario's Chronik, welche wirklich bis auf die neuern Zeiten gehen, daher denn die Frage entſtehet, ob es wirklich zwey verſchiedene deutſche Ausgeben von dem Jahre 1532 giebt, deren eine Cario's ungeänderte, die andere aber, die von Melanchthon verbeſſerte Arbeit enthält? Und iſt dieſes, woher rühret dieſe Verſchiedenheit? War etwa Cario mit der Umarbeitung des Melanchthon nicht zufrieden, welches ſich bey ſeinem ſeichten Kopfe ſehr leicht denken läßt, und gab daher ſeine eigene Arbeit ſelbſt heraus? Es iſt noch ein dritter Fall möglich. Melanchthon konnte mit ſeiner Verbeſſerung bloß bis auf Carln den Groſſen gekommen und hier ſtehen geblieben ſeyn, entweder weil er des Umpflügens überdrüſſig war, und es ihm an Zeit fehlte, oder weil er damahls in der mittlern Geſchichte ſelbſt noch nicht ſehr

Disquiſitio de Chronici, quod extat ſub nomine *Io. Carionis* vera et genuina origine, Wolfenbüttel 1755, 4; worin er läugnen wollte, daß Melanchthon einigen Theil an der erſten Ausgabe der Chronik des Cario von 1532 gehabt hätte, aber nachmals in den Göttingiſchen gel. Anzeigen von 1758, S. 1375 ſeine Meinung wieder zurück nahm. Man ſehe auch des jetzigen Hrn. Prof. Titius in Wittenberg Abhandlung davon in den Erweiterungen St. 69, S. 195, wo die obige gewöhnliche Meinung vorgetragen und beſtätiget wird.

bewandert war. Er konnte alſo die Handſchrift wieder an den Cario zurück geſchickt haben, der ſie denn mit ſeiner ungeänderten Fortſetzung drucken ließ. Wäre nun dieſes, ſo hätten wir nur eine einzige Ausgabe von Cario's und Melanchthons vereinigten deutſchen Arbeit. Baile trägt alle dieſe Muthmaſſungen vor, ohne ſich merklich für eine derſelben zu entſcheiden.

Daß es alte Ausgaben von 1532 an giebt, welche bis auf die neuern Zeiten gehen, iſt unſtreitig. Als Cario's Chronik das erſte mahl erſchien, machte ſie in der Schweiz vieles Aufſehen, weil nach Geſnern in Bibl. S. 399 viele Unrichtigkeiten in Anſehung dieſes Landes darin vorkamen, daher auch Bullinger in Reſponſ. ad *Io. Cochlaei* libellum de Scripturae et Eccleſiae autoritate, der darin befindlichen Nachricht von der Niederlage der Schweitzer bey Zürch im Jahr 1531 widerſprach. Sagittarius verſichert in ſeiner Introd. in Hiſt. eccleſ. S. 99, daß er zwey deutſche Ausgaben beſitze, deren eine in 8. bis den 16ten April 1521 gehe. Der Titel fehle zwar bey ſeinem Exemplare, doch ſey Cario's Zuſchrift 1531 unterzeichnet. Die zweyte Ausgabe ſey in 4; allein weil er ſie unter ſeinen Büchern nicht finden können, ſo ſey er auch nicht im Stande mehrere Nachricht davon zu geben. In Gottſcheds Beyträgen zur krit. Hiſt. der deutſchen Sprache wird B. 8, S. 282 f. eine deutſche Ausgabe von 1532 umſtändlich beſchrieben, aber aus einer ſonderbaren

Digitized by Google

Nachläſſigkeit das Format nicht bemerkt, welches doch aus andern Umſtänden zu urtheilen Quart war. Der Titel heißt: Chronica durch Magiſtrum Johann Carion vleiſſig zuſamen gezogen, meniglich nützlich zu leſen. Sie iſt zu Wittenberg durch Georgen Rhaw 1532 gedruckt, und gehet in der Geſchichte bis auf das jetzt gedachte Jahr. Cario's Zuſchrift an den Markgrafen Joachim von Brandenburg iſt Berlin 1531 unterzeichnet. Auf dieſe folgt eine Abhandlung wozu Hiſtorien zu leſen nützlich iſt, und dann die Geſchichte ſelbſt, welche in drey Bücher getheilet iſt. Zuletzt folgt noch eine Tabula Annorum Mundi aus der Bibel und den bewerten Hiſtorien, welche gleichfalls bis auf das Jahr 1532 geht.

Das wäre alſo zuverläſſig eine Ausgabe von Cario's eigenen Arbeit, woran Melanchthon keinen Theil hatte, und dafür wird ſie von dem ungenannten Verfaſſer des gedachten Aufſatzes auch gehalten; zumahl da ſie unläugbar bis auf das Jahr 1532 gehet, dagegen Melanchthons Ausgabe ſich nicht über Carls des Großen Zeit erſtrecken ſoll. Allein ich getraue mir beweiſen zu können, daß dieß wirklich Melanchthons Ausgabe und nicht Cario's ungeänderte Arbeit iſt. Jener ſagt in einem Briefe an den Ant. Corvinus, den ich ſo gleich vollſtändiger anführen werde, ausdrücklich, daß er, Melanchthon, die dem Werke beygefügte Tabulam annorum mundi verfertiget habe: Mitto tibi Chronicon. — In fine ad-

jeci tabellam annorum mundi utilem et veram; quam ſpero tibi et aliis doctis placituram eſſe. Hatte nun Cario bey ſeiner Handſchrift keine ſolche Tabulam, ſondern ward dieſe erſt von dem Melanchthon hinzu geſetzt, ſo iſt ja wohl unläugbar, daß dieſe Ausgabe eben dieſelbe iſt, an welcher dieſer berühmte Gelehrte die Hand mit im Spiele hatte. Wenn aber das iſt, ſo wird ja die Sache wohl noch verworrener, als ſie vorher war? — Ich glaube nicht, ſondern finde vielmehr, daß dieſer Umſtand die ganze Ungewißheit hebt, und die bisher ſo ſtreitige Sache ihrem wahren Aufſchluſſe ein paar Schritte näher bringt. Doch ehe ich dahin komme, noch ein paar Fragen.

1. Iſt es denn wahr, daß die von Melanchthon beſorgte Ausgabe nur bis auf Carln den Groſſen gehet? Baile behauptet es freylich, und eben dieſer Umſtand iſt es, der ihn zu den obigen Schwierigkeiten und Zweifeln Gelegenheit gegeben hat. Allein ich ſehe nicht, aus was für einem Grunde er ſo etwas behaupten konnte, wenigſtens führet er nichts an, was einem Grunde ähnlich ſehe. In Melanchthons Briefen und Zuſchriften kommt auch nichts vor, woraus es ſich ſchlieſſen ließe. Ueberdieß kenne ich keinen einzigen Schriftſteller, welcher ein Exemplar von Cario's Chronik beſchrieben oder nur geſehen hätte, welches nur bis auf die jetzt gedachte Zeit ginge; alle bekannte Exemplare gehen vielmehr bis auf die Zeit der Herausgabe. Da ſich

nun keine Spur eines Beweiſes für jenen Umſtand auffinden läßt, ſo iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Baile durch Melanchthons nachmahlige lateiniſche Ausgabe irre geführet worden, als welche er in der That nur bis auf Carln den Groſſen zu Stande gebracht hat, indem er durch den Tod an der weitern Fortſetzung gehindert wurde. Baile verwechſelte in Gedanken dieſe ſpätere lateiniſche Arbeit mit der erſtern deutſchen, und glaubte, daß auch dieſe nicht weiter gehen könnte, und daraus entſtanden denn alle ſeine Zweifel und Bedenklichkeiten, die aber nunmehr von ſelbſt wegfallen. Aehnliche Nachläſſigkeiten und Uebereilungen ſind bey dieſem ſonſt gelehrten und ſcharfſichtigen Manne nicht ſelten.

2. Iſt es denn auch wahr, daß Melanchthon des Cario Arbeit ganz verworfen, und ſtatt derſelben ganz etwas Neues gemacht hat? Dieſe Frage ſcheinet ſchwerer zu verneinen, weil nicht nur Peucer in der oben angeführten Stelle ſie ausdrücklich bejahet, ſondern auch Melanchthon ſelbſt in der oben angeführten Stelle eines Briefes an den Camerarius ſo etwas zu behaupten ſcheinet. Allein ich will zuvörderſt dem Melanchthon den Vorgenannten ſelbſt entgegen ſetzen. Dieſer druckt ſich in einem Briefe an den Anton Corvin von 1532, mit welchem er ihm zugleich ein Exemplar von des Cario Arbeit überſchickt, in Sauberti Epiſtolis Melanchth. B. 5, S. 502, folgender Geſtalt aus: Mitto tibi Chronicon, in quo etſi ſunt mei quidam loci,

tamen ipſa operis ſylva non eſt mea. Miſit enim *Carion* ad me farraginem quandam negligentius coacervatam, quae a me diſpoſita eſt, quandoquidem in compendio fieri potuit. In fine adjeci tabellam annorum mundi, utilem et veram, quam ſpero tibi et aliis doctis placituram eſſe. Et ſi recudent opus noſtri χαλκογραφοι addam ex Ptolemaeo teſtimonia. Ich glaube die Stelle iſt deutlich und beſtimmt genug und daraus muß auch das retexere in dem obigen Briefe an den Camerarius erkläret werden. Ueberdieß redet er in dem letztern im Präſenti, weil er wirklich noch über der Arbeit begriffen war, und vielleicht damahls Willens ſeyn mochte, mehr daran zu thun, als er wirklich that. Peucer druckt ſich freylich über ſeines Schwiegervaters Arbeit weit ſtärker aus, wenn er ſagt: totum abolevit una litura, alio conſcripto; allein wer ſiehet nicht, daß er Melanchthons eigenes Zeugniß nicht überwiegen kann. Vielleicht vergröſſert er aus Achtung für ſeinen Schwiegervater deſſen Antheil ein wenig; vielleicht war ihm auch die Sache ſelbſt nicht recht bekannt, da er 40 Jahr hernach ſchrieb, und Melanchthons Antheil an dem Buche nur von Hörenſagen haben konnte, indem er erſt 1540 nach Wittenberg kam.

Aus allem ergiebt ſich nun wohl, daß die von Baile gefundenen Schwierigkeiten nichts auf ſich haben, und bloße Kinder ſeiner Uebereilung ſind. Man muß ſich folglich die Sache ſo vor-

ſtellen: Cario ſchickte ſeine Arbeit, welche bis auf die damahlige Zeit ging, an den Melanchthon zur Ausbeſſerung. Dieſer hielt ein ſolches Buch für ſehr nützlich, fand aber an des Cario Arbeit ſehr viel auszuſetzen, indeſſen that er daran, was er damahls konnte; er brachte den Wuſt des Compilators in eine beſſere Ordnung, ſchnitt die gröbſten Auswüchſe weg, und ſetzte manches hinzu, und ließ das Werk unter des Cario Nahmen drucken. Zugleich nahm er ſich vor, einmahl bey mehrerer Muße ſelbſt etwas beſſeres zu ſchreiben, welches er denn auch kurz vor ſeinem Ende in lateiniſcher Sprache bewerkſtelligte, aber nur bis an Carln den Groſſen damit kam. Er ließ auch dieſer Arbeit den Nahmen des Cario, theils weil derſelbe die erſte Veranlaſſung dazu gegeben, und die erſten Materialien dazu geſammelt hatte, theils aber auch, weil die ähnliche ältere Arbeit ſchon unter deſſen Nahmen bekannt und beliebt war. Und ſo fiele denn das Vorgeben von zwey verſchiedenen deutſchen Ausgaben der erſten Arbeit von ſelbſt hin.

Was das Jahr der erſten Ausgabe betrift, ſo wird von vielen das Jahr 1531 dafür angegeben; allein allem Anſehen nach haben ſie das Jahr der Zuſchrift mit dem Jahre des Druckes verwechſelt. Das Druckjahr ward, der Gewohnheit der damahligen Zeit zu Folge, vermuthlich nicht auf dem Titel, ſondern hinten am Ende angegeben. Diejenigen, denen ein ſolches Exemplar in die Hände fiel, vergaſſen, nach

dem Beſchluſſe zu ſehen, und ließen ſich durch das Datum der Zuſchrift täuſchen. Melanchthon war zur Zeit der Sonnenwende (er ſagt freylich nicht welcher,) 1531 noch mit der Ausbeſſerung beſchäftiget, daher das Buch wohl nicht eher als 1532 erſcheinen konnte. Das oben beſchriebene Exemplar hat dieſe Jahrzahl ausdrücklich. In Pantaleo's Proſopogr. wird 1538 als das Jahr der erſten Ausgabe angegeben; allein das iſt ein unſtreitiger Druck- oder Gedächtnißfehler.

Uebrigens iſt das Buch, Melanchthons Feile ungeachtet, noch immer eine ſehr dürftige und verſtandloſe Compilation, wo der prophetiſche und aſtrologiſche Sauerteig des Sammlers überall vorſchmeckt. Nur eine Stelle zur Probe. Von Heſiodo heißt es: „Heſiodus iſt „hundert jar nach Homero geweſen, wie Por„phyrius ſchreibt, vnd iſt ein Pfarrherr gewe„ſen, am Berg Helikon, da ein groſſer be„rümpter Tempel geweſen iſt, und ſein ſchrift „laut zum Teil wie ein predigt Buch von gu„ten ſitten, denn es ſind rechte ſchone ſprüch, „von allerley tugenden, doch iſt nichts da von „Chriſto vnd Glauben. Denn dieſe hohe lar „iſt bey den Heyden verloſchen geweſen, zum „Teil iſt Heſiodi Schrift ein rechter wolgeſtel„ter ewiger Calender, gericht auff der ſonnen „lauff vnd erſcheinung etlicher Sternen, die „den vnterſchied der Teil im jar anzeigen, vnd

„iſt warlich ein fein lieblich kinderbuch“ u. ſ. f.

In Nicol. Leutingers Zuſchrift des 8ten Theiles ſeiner Brandenburgiſchen Geſchichte *) befindet ſich eine Stelle, aus welcher zu erhellen ſcheinet, daß Cario noch an einer andern hiſtoriſchen Arbeit Theil gehabt. Er ſagt nehmlich, Churfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen habe ſich ſehr angelegen ſeyn laſſen, eine Chronik von Sachſen zu Stande zu bringen, und habe daher mit den benachbarten Fürſten darüber gerathſchlaget, und ſie gebeten, ſeine Abſicht von ihrer Seite zu unterſtützen, da denn der Herzog Boguslav von Pommern die Sache dem Johann Bugenhagen, Churfürſt Joachim von Brandenburg dem Johann Cario, Herzog Fridrich von Sachſen dem Georg Spalatin, andere Fürſten aber andern Gelehrten aufgetragen hätten; worauf er ſo fortfähret: Inter hos Brandenburgicis Principibus merito eſt acceptum referendum, quicquid ſibi in eo opere utilitas publica vendicat, quorum beneficio *Carion* uſus eſt. Hieraus könnte man ſchlieſſen, daß Cario wirklich eine Sächſiſche Chronik geſchrieben habe, welche das Publicum folglich den Churfürſten von Brandenburg zu verdanken hätte. Allein ich finde von einer ſolchen Sächſiſchen Geſchichte, welche dieſen Sterndeuter zum Verfaſſer hätte, nichts, daher Leutinger die obige Chronik gemeinet ha-

*) In Küſters Ausgabe Th. 2, S. 1363.

ben muß, woraus ſich denn ergeben würde, daß Cario von ſeinem Churfürſten ſelbſt dazu aufgefordert worden. Vielleicht trug ihm dieſer nur die Sächſiſche Geſchichte auf; allein da der Compilator einmahl in das Ausſchreiben kam, ſo ward daraus eine allgemeine Chronik.

Wie lange der Unhold ſeinen aſtrologiſchen Unfug getrieben, iſt ſo gar gewiß auch noch nicht bekannt. Adami ſagt, er ſey 1538 zu Berlin in ſeinen beſten Jahren geſtorben, und ihm ſind darin alle ſpätern Schriftſteller gefolget. Dagegen führet Reimmann in Hiſt. litter. der Deutſchen, Th. 5, S. 126 eine Anekdote an, aus welcher erhellen würde, daß er ein Jahr früher zu Magdeburg geſtorben ſey. Chriſtoph Singelius, Superintendent zu Ronneburg, der um dieſe Zeit lebte, hatte nehmlich in einem Exemplare von Luthers Tiſchreden, zu der Stelle, wo Cario ihm den Scheiterhaufen prophezeihet hatte, die Worte hinzugeſchrieben: Dieſer ſoff ſich zu Tode in Magdeburg, Ann. 1537. Eine ſolche Nachricht iſt freylich von keinem groſſen Gewichte, wenn ſie zuverläſſigern widerſpricht, weil ſie ſich auf bloſſes Hörenſagen gründen kann; allein man weiß, daß Adami's Nachrichten oft auch keine beſſere Quelle haben, folglich werden ſie einander in der Glaubwürdigkeit nicht viel nachgeben. Nur könnte man fragen, wie Cario nach Magdeburg gekommen, da er doch Chur-

fürſtlicher Mathematicus zu Berlin war. Ich habe dieſen Umſtand freylich bey ſonſt keinem einzigen Schriftſteller gefunden; allein, wenn er gegründet iſt, ſo läßt er ſich leicht erklären. Churfürſt Joachim, der den Cario ernährte und ſchützte, ſtarb als ein eifriger Katholik den 11ten Jul. 1535. Sein Sohn und Nachfolger Joachim 2. war der Reformation günſtig, und fing ſogleich an zu reformiren. Da nun Cario, wie es ſcheint, ein guter Katholik war, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er ſeinen Abſchied bekommen hat, und da kann er denn nach Magdeburg gegangen ſeyn, und ſich ſeinem alten Hange zum Trunke aus Mangel an Beſchäftigung ganz überlaſſen haben. Wer weiß auch, ob er, da er der Günſtling des Churfürſten war, nicht einigen Theil an deſſen Haß gegen ſeine Gemahlinn hatte, daher er denn nach deſſen Tode in Berlin freylich nicht mehr gelitten ſeyn konnte.

Daß aber Cario, ob er gleich zu Wittenberg ſtudiert hatte, und wegen ſeiner Chronik in einiger Verbindung mit Melanchthon ſtand, dennoch ein guter Katholik geblieben, läßt ſich aus verſchiedenen Umſtänden muthmaßen. Seiner Prophezeihung, worin er Luthern den Scheiterhaufen verkündigte, habe ich ſchon oben gedacht. Ueberdieß war Churfürſt Joachim ſein Gönner, ein ſehr eifriger Katholik, der nicht leicht einen Lutheraner in ſeinen Dienſten duldete; daher er wohl den Ca-

rio nicht ſeiner Gnade und ſeines Vertrauens würde gewürdiget haben, wenn nicht derſelbe eines Glaubens mit ihm geweſen wäre. Indeſſen druckt dieſer ſich ſowohl in ſeinen Prophezeihungen, als auch in ſeiner Chronik in Anſehung der damahligen kirchlichen Angelegenheiten ſehr behutſam aus, ſo daß man eben nicht ſiehet, zu welcher Religion er ſich bekennet. Daß er in ſeiner Chronik dieſe Vorſicht gebraucht, würde allenfalls mehr dem Herausgeber, als ihm müſſen zugeſchrieben werden; allein ich habe ſolches auch in ſeinen Prophezeihungen bemerkt, wenigſtens in denen, die mir bekannt geworden ſind. Zwar prophezeihet er in der obigen Weiſſagung, daß zwiſchen 1530 und 1550 ſich in Sachſen das klare Wort würde erhören laſſen, welches man allenfalls auf die Reformation deuten könnte. Allein, da dieſe in Sachſen ſchon lange vorher eingeführet war, ſo iſt glaublich, daß er etwas anders, und vielleicht wohl gar den römiſchen Lehrbegriff darunter verſtanden. Indeſſen kann es ſeyn, daß er in der Folge in Anſehung der Religion wenigſtens gleichgültig geworden.

Was die ihm in der obigen Anekdote ſchuld gegebene Neigung zum Trunke betrifft, ſo iſt dieſelbe auch aus einem andern Zeugniſſe erweislich. In dem oben erwähnten und in Gottſcheds krit. Beytr. von einem Ungenannten beſchriebenen Exemplare von Cario's Chro-

nik hatte eine ungenannte Hand aus dem 16ten Jahrhunderte folgendes geſchrieben:

Rythmi de obitu Carionis.

Iohannes Carion Doctor
Ingentium Craterum Decoctor
Influxuum Coeleſtium Divinator
Injuriarum Conſtans Diſſimulator
Inſigniter Charus Dominantibus
Inſenſus Contentioſe Diſcordantibus
Integer Carens Deceptione
Invidia, Calumnia, Delatione,
Inter Compotores Deducitur
Invitus Certando Dejicitur
Illico Corpore Delaſſatur
Inque Convivio Decimatus
In Certamine Debellatus
Immiti Charonti Devovetur
Indulge Chriſte Decantetur
Ignoſce Chriſte Derepente
Inter Calices Demorienti.

Epitaphium.

Mortuus eſt Charion dulci cogente Lyaeo,
Cujus in hoc tumulo membra ſoluta jacent.

Aliud.

Aeterna Doctor Charion in pace quieſcat,
Qui vivens fido corde ſodalis erat.

Wo-

Wodurch denn nicht allein ſeine Völlerey, ſondern auch der obige Umſtand von ſeinem durch dieſelbe beſchleunigten Tode beſtätiget wird, indem er wenigſtens nicht über 40 Jahr alt geworden ſeyn kann. In ſeines Zeitgenoſſen, des Georg Sabinus, lateiniſchen Gedichten wird ſeiner mehrmahls gedacht. Wenn es z. B. in der 6ten Elegie des dritten Buches, wo Sabin den Chriſtoph Carlwitz und andere zur Hochzeit einladet, von dem Cario heißt:

Dulce nec hinc aberit Charitum decus
atque leporum,
Grande ſaginati Cario ventris onus;

ſo wird dadurch nicht allein der oben ihm beygelegte Charakter eines guten Geſellſchafters beſtätiget, ſondern man ſiehet auch daraus, daß er ſich durch einen fetten und groſſen Wanſt vor andern ausgezeichnet, welches denn eben nicht zu verwundern iſt, da ſeine gelehrten Arbeiten ihm eben nicht viel Kopfbrechens verurſachen können.

Es iſt nur noch übrig, daß ich ſeine Schriften, ſoviel deren mir bekannt geworden ſind, hier kürzlich wiederhohle. Es ſind folgende:

Die jährlichen damahls üblichen aſtrologiſchen Kalender, unter den Titeln Practica, dergleichen noch hin und wieder vorkommen, z. B. von den Jahren 1531, 1533, 1534 u. ſ. f.

Prognoſticatio und Erklerung der großen Wesserung, auch anderer erſchrockenlichen Würkungen, ſo ſich begeben 1524. Leipzig, 1522.

S. davon (Joh. Gottfr. Wellers) Altes aus allen Theilen der Geſch. B. 1, S. 256.

Weiſſagung und Offenbarung, aus himmliſcher Influenz, von vergangenen und itzigen leufften, 1525, 8; worauf ſie ſehr oft wieder aufgelegt, und mit andern ähnlichen Thorheiten zuſammen gedruckt worden. Es iſt die oben von mir ganz mitgetheilte allegoriſche Weiſſagung, vor welcher hier nur noch theils eine weitläufige Zuſchrift an den Churfürſten Joachim, theils eine Ermahnung an die Deutſchen Fürſten vorher gehet, worin er ſie zur Eintracht ermahnet, weil ihn eines greulichen Wetters ahnet, welchs Uebergang ſie alle netzen wird. Cario ſelbſt hat dieſe Weiſſagung mehrmahls heraus gegeben, worauf ſie ſo wohl bey ſeinem Leben, als auch nach ſeinem Tode häufig nachgedruckt worden. Eine Ausgabe von 1540 in 4, wird in Wellers Altes l. c. S. 254 beſchrieben. Ich habe eine jüngere vor mir, Erfurt, 1567, 8.

Bedeutnis und Offenbarung warer hymliſcher Influxion — von jare zu jare werende, bis man ſchreibt 1540 Jare. Wittenberg, 4. Sie fängt von 1528 an. S. Wellers Altes l. c. S. 253.

Deutſch himliſcher Influenz nach Chriſti Geburt 1529 Jahr. Frankfurt, 1 Bog. in 4. Dieſe führt Küſter in Bibl. Brandeb. S. 422 an.

Jöcher und Weidler legen ihm in der Hiſt. Aſtron. S. 357 Ephemerides aſtronomi-

cas ab a. 1536 ad a. 1550 bey; allein ſie thun dem Fantaſten zu viel Ehre an, denn dieſe Ephemerides ſind entweder ſeine jährlichen aſtrologiſchen Kalender, die doch nicht bis 1550 gehen können, oder die obige alberne Weiſſagung, welche freylich bis 1550 gehet, aber ſich weit früher als 1536 anfängt.

Das oben weitläufig beſchriebene Chronicon, welches zuerſt zu Wittenberg 1532 in 4. heraus kam, worauf es in der deutſchen Original-Sprache vermuthlich noch einige Mahle aufgeleget worden. Herm. Bonni lateiniſche Ueberſetzung erſchien zu Wittenberg 1538, 8; zu Halle in Schwaben 1539, 8; zu Lyon 1543, 8; zu Frankfurt in eben demſelben Jahre, in 8, und 1554 12; ja noch Paris 1563, 16; nachdem Melanchthons eigene beſſere Arbeit ſchon 1558 erſchienen war. Die letzte Ausgabe beſaß Baile. Man hat auch eine Franzöſiſche Ueberſetzung von Johann le Blond, Paris 1556, 16, deren Baile gleichfalls gedenkt. Von Melanchthons und Peucers beſſern Arbeiten ſage ich hier nichts, weil ſie den Cario weiter nichts angehen, obgleich aus den oben bereits angeführten Urſachen ſein Nahme auf dem Titel beybehalten worden.

---

33. Favorinus,

ein Zweifeler *).

Wie ein vernünftiger Menſch mit unverdorbenen Sinnen an der Wirklichkeit deſſen, was er ſiehet, höret und fühlet, zweifeln kann, iſt ſchwer zu begreifen, aber wie es eine ganze philoſophiſche Secte von ſonſt gelehrten und ſcharfſinnigen Männern geben können, welche nicht allein alle ihre Empfindungen, ſondern auch alle ihre Ideen und Vorſtellungen bezweifeln können, bleibt ein völliges Räthſel, wenn man nicht in die Geſchichte der Philoſophie zurück gehet, und den Gang überſiehet, welchen ſie von den älteſten Zeiten an genommen hat.

Das älteſte philoſophiſche Syſtem iſt das in den vorigen Theilen mehrmals erwähnte Syſtem der Emanation, nach welcher die Materie von Ewigkeit her mit dem göttlichen Weſen nothwendig und weſentlich vereiniget war,

*) S. ſein Leben in Philoſtrati Vitis Sophiſtarum, im Suidas v. Φαβωρινος, im Bruckers Hiſt. Philoſ. Th. 2, S. 166, in der Hiſtoire Litter. de France, Th. 1, Abth. 1, S. 265 - 276, und in Chaufepie's Dictionn. v. *Favorin.* Man hat auch des Conrectors zu Lauban, Imman. Fridr. Gregorii Progr. 1, 11, de *Favorino*, Arelatenſi Philoſopho, Graecae Romanaeque dictionis exemplari nitidiſſimo, Lauban 1756, 4, welche ich aber nicht geſehen habe.

und vermöge dieſer Vereinigung, alle ſowohl geiſtige als körperliche Dinge aus ſich ſelbſt hervor gebracht hatte. Bey ein wenig Nachdenken und Abſtraction kam man ſehr bald darauf, daß dieſes göttliche Weſen nicht anders als ewig, unveränderlich und folglich auch unbeweglich ſeyn müſſe. Dieſe Eigenſchaften mußten folglich auch alle von demſelben ausgefloſſene Dinge in der Welt haben, weil ſie Theile dieſes göttlichen Weſens waren, welches ſich folglich in denſelben völlig gleich ſeyn mußte. Aber dagegen zeigte die ſichtbare Körperwelt nichts als unaufhörliche Bewegung und Succeſſion, Entſtehen und Aufhören, Veränderung und Modifikation. Dieſe Erfahrung, welche kein geſunder Verſtand läugnen konnte, hätte die Philoſophen veranlaſſen ſollen, jenen Satz von der weſentlichen Verbindung des göttlichen Weſens mit der Materie in Zweifel zu ziehen; allein er war zu tief in die ganze Volks-Religion und alle damahls bekannte Kenntniſſe gegründet, als daß man nur an deſſen Wahrheit hätte zweifeln können, daher man andere Auswege ſuchte.

Eine Zeitlang behalf man ſich damit, daß man die obige Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit auf die erſte feine Urmaterie einſchränkte, alle Veränderung und Succeſſion aber der gröbern körperlichen Materie beylegte. Allein dieſe Ausflucht konnte nicht lange Stich halten. Was war dieſe grobe körperliche Ma-

terie, und woher war ſie? War alles, was iſt, ein Ausfluß des göttlichen Weſens, ſo mußte es die grobe Materie auch ſeyn, und war ſie das, ſo mußte ſie eben ſo ſehr als die feinere Urmaterie von dem Weſen Gottes beſeelet ſeyn, und an deſſen ſämmtlichen Eigenſchaften Theil nehmen. Da nun dieſer Ausweg nicht lange brauchbar war, ſo kam man nach und nach darauf, daß man die Empfindung durch die Sinne bezweifelte, und ihnen endlich alle Zuverläſſigkeit abſprach, und alle Wahrheit und Gewißheit auf die Abſtraction und Vernunftſchlüſſe einſchränkte.

Dieſer letzte, dem erſten Anſcheine nach, eben ſo aberwitzige Satz hatte ſeinen Grund gleichfalls in dem Lehrgebäude der Emanation. Nach demſelben war die menſchliche Seele ein unmittelbarer Theil des göttlichen Weſens, und hatte als ein ſolcher ſchon vorher alle allgemeine und abſtracte Begriffe, die ſie nachher nur wieder erwecken, oder vielmehr ſich derſelben nur wieder erinnerlich machen durfte. Daher rührte denn der hohe Werth, welchen man auf die abſtrakten Vorſtellungen legte, welche unmittelbaren göttlichen Urſprunges waren, denen folglich alles, was ihnen zu widerſprechen ſchien, und daher auch die Empfindung durch die Sinne aufgeopfert werden mußte. Einige ſchmückten dieſen Satz noch dadurch aus, daß ſie auch die ſinnlichen Empfindungen für Ideen und Bilder hielten, welche die Seele

mit aus der Ideen-Fülle des göttlichen Weſens gebracht habe; daher z. B. das geſehene Bild nicht eine Wirkung eines auſſer uns befindlichen Gegenſtandes auf das Auge, ſondern ein Ausfluß aus der Seele durch das Auge ſey.

Zwar ſtürzten die jüngern Eleaten das Syſtem der Emanation, ſonderten das göttliche Weſen völlig von der Körperwelt ab, und läugneten allen Antheil deſſelben an der Hervorbringung und Erhaltung derſelben. Dadurch bekam nun freylich die ganze Philoſophie eine andere Geſtalt; allein die einmahl herab gewürdigte Erkenntniß durch die Sinne gewann dabey nichts, denn da die Eleatiſche Philoſophie alles in der Welt aus dem ewigen Fluſſe der Atomen herleitete, der nicht nur nicht vermittelſt der Sinne erkannt werden konnte, ſondern der geraden und unverdorbenen Erkenntniß durch die Sinne vielmehr widerſprach: ſo war auch ihnen daran gelegen, dieſelbe verdächtig zu machen, bloß um eine Hypotheſe bey ihnen zu erhalten, welche man nun einmahl zum Grundſtein der ganzen Philoſophie machen wollte. Man ſiehet hieraus zugleich, wie fruchtbar ein Irrthum iſt, hundert andere zu erzeugen, wenn man ihm einmal ohne Mißtrauen nachhängt.

So weit war man, als es einigen einfiel, in die von beyden philoſophiſchen Schulen, der emaniſtiſchen ſowohl als eleatiſchen, ſo hoch erho-

denen abſtracten Erkenntniß ein Mißtrauen zu ſetzen, und ihre Gründe in Zweifel zu ziehen, welches nunmehr deſto leichter geſchehen konnte, da nach dem Eleatiſchen Lehrbegriff die menſchliche Seele kein Theil mehr des göttlichen Weſens war, folglich die ganze Lehre von den mitgebrachten oder angebohrnen Begriffen von ſelbſt wegfiel. Das war allerdings ſehr vernünftig, beſonders in Rückſicht auf die theoretiſche Philoſophie der damahligen Zeit; nur hätte man dabey wieder die gehörige Mittelſtraſſe beobachten, und zugleich der ſinnlichen Erkenntniß, die doch nun einmahl der Grund und die Quelle aller allgemeinen und abſtracten iſt, ihr Recht wiederfahren laſſen ſollen. Allein ſo bezweifelte man alles, nicht allein die erſten Grundwahrheiten, und die unmittelbar daraus hergeleiteten Schlüſſe, ſondern auch alles, was man ſahe, fühlte und hörte, und man bezweifelte es nicht aus der allenfalls löblichen Abſicht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, und dadurch der Wahrheit näher zu kommen, ſondern bloß um zu bezweifeln, ſich durch ſpitzfindige Einwürfe und Ausflüchte ein Anſehen zu verſchaffen, und ſeine Gegner durch die philoſophiſche Chicane zum Stillſchweigen zu bringen.

Es geſchahe dieſes zwar ſchon in der mittlern Platoniſchen Schule, aber am weiteſten trieb dieſen Unfug Pyrrho, (um 300 vor Chr.) welcher der Stifter einer eigenen philoſophiſchen Secte ward, welche nach ihm die Pyrrhoniſche,

ſonſt aber auch von ihrer unbegränzten Zweifelſucht die ſkeptiſche genannt wird.

Von dieſer thörichten Sekte war nun auch Favorinus, deſſen Nahme zuweilen auch wohl obgleich irrig, Phavorinus geſchrieben wird, weil er von dem lateiniſchen Worte Favor abſtammet, wie Cenſorinus von Cenſor. Er war aus Arles in dem damahligen Gallien gebürtig, und war in der letzten Hälfte des erſten Jahrhundertes geboren, fing unter dem Trajan an einen Nahmen zu bekommen, und ſchimmerte unter der ganzen Regierung Hadrians und zum Theil noch unter dem Antonin; ich ſage, er ſchimmerte, denn aus dem folgenden wird erhellen, daß man von der groſſen Gelehrſamkeit, welche einige alte Schriftſteller ihm beylegen, vieles abrechnen muß, denn ſein vornehmſtes Verdienſt beſtand in einer geläufigen Zunge, und in der Gabe über alles und von allem auf eine angenehme Art zu ſchwatzen, welche denn bey vielen nur zu oft die Stelle der gründlichen Gelehrſamkeit vertreten muß.

Er kam als ein Hermaphrodit, oder vielmehr als ein Caſtrat auf die Welt, daher er auch niemahls einen Bart bekam, und eine ſehr klare weibiſche Stimme hatte, ſo daß die Natur ſelbſt ihn zu der ſchwatzhaften Rolle verurtheilt zu haben ſcheint, welche er ſein ganzes Leben hindurch ſpielte. Bey dem allen war er doch von Ausſchweifungen nicht frey, welche eigentlich nur Männer begehen können; allein man weiß ſchon,

daß dergleichen mit dem Zuſtande eines Caſtraten eben in keinem Widerſpruche ſtehen.

Daß es dem Favorin an Fähigkeiten nicht gefehlet haben müſſe, erhellet daraus, daß er das Griechiſche und Lateiniſche ſehr fertig lernte, die Geſchichte, die Beredſamkeit und die Geometrie begrif, und auch in der Philoſophie nicht gemeine Fortſchritte machte. Allein die Abſicht, um welcher Willen er ſich dieſe Kenntniſſe erwarb, und der Gebrauch, welchen er davon machte, zeiget zur Genüge, daß es ihm nicht um eine gründliche Gelehrſamkeit, ſondern nur um den Schein und Schimmer zu thun war, daher hielt er ſich nicht nur in der Philoſophie zu den Skeptikern, ſondern widmete ſich auch der betrieglichen Kunſt der Sophiſten, oder derjenigen ſeichten Schwätzer, welche ein täuſchendes Wortgepränge für Beredſamkeit hielten. Dazu war denn die ſkeptiſche Philoſophie freylich am bequemſten, weil es leichter war, die Behauptungen anderer durch Spitzfindigkeiten und Trugſchlüſſe zu beſtreiten, als nützliche Wahrheiten mit Gründlichkeit zu behaupten. Er ging darin ſo weit, daß er nicht allein die Unbegreiflichkeit aller Dinge lehrete, ſondern auch läugnete, daß man ſelbſt von dem Stande und dem Lichte der Sonne am Himmel überzeugt ſeyn könne.

Daher war es denn kein Wunder, daß er unter den Sophiſten ſeiner Zeit hervorragte, weil es ihm nicht ſchwer fiel, ohne alle Vorbereitung aufzutreten, und worüber man nur wollte, zu

ſchwatzen, und zu diſputiren. Wie ſo viele alte und neue Schriftſteller das Beredſamkeit und Gelehrſamkeit nennen können, ſehe ich nicht ein, zumahl da es ſchon zu des Favorin Zeiten Männer gab, welche die Schwäche des Plauderers ahndeten, und ſagten, die Natur habe ihn nicht vergebens zu einem alten Weibe gebildet. Auch tadelte man die Nachläſſigkeit ſeines Ausdruckes und den Mangel der Würde, ſowohl in ſeinem Style, als in ſeinem ganzen Aeuſſern.

Nachdem ſich Favorin auf dieſe Art mit den vornehmſten Kenntniſſen auf eine ſeichte und oberflächliche Art ausgerüſtet hatte, ſo fing er an zu reiſen; allein, wie es ſcheint, nicht ſo wohl ſich gründliche Kenntniſſe zu erwerben, als vielmehr mit den bereits erlangten zu glänzen, oder höchſtens, ſeine Fertigkeit zu ſchwatzen und zu bezweifeln in der Fremde zu erhöhen. Er beſuchte alle diejenigen Länder, welche zu dieſer Zeit der Wiſſenſchaften wegen berühmt waren, oder vielmehr, auf welchen noch etwas von dem Ruhme ehemahliger Gelehrſamkeit ruhete. So beſuchte er Aſien, wo ich doch nicht wüßte, was er da hätte lernen wollen, beſonders aber Griechenland, wo doch die gründliche Gelehrſamkeit auch ſchon zu den Sophiſten hinab geſunken war. Unter den griechiſchen Städten feſſelten ihn beſonders Athen und Epheſus, worauf er ſich nach Rom begab, wo die alte attiſche Gelehrſamkeit mit verjüngtem Glanze blühete. Er machte ſich auf dieſer Reiſe mit den berühmteſten Männern

ſeiner Zeit bekannt, hörete auch den Dio Chryſoſtomus, und, wie es ſcheint, auch den Epiktet; allein man kann leicht denken, daß die Beredſamkeit und Philoſophie dieſer Männer nicht nach ſeinem Geſchmacke war, daher auch Philoſtrat geſtehet, daß er ſo viel wie nichts von ihnen gelernet habe. Dagegen ſtimmte er mehr mit dem ältern Herodes Atticus, einem berühmten Sophiſten zu Athen, den er auch für ſeinen Lehrer und Vater erkannte, und deſſen Sohn gleiches Nahmens er nachmahls nicht nur unterrichtete, ſondern auch zu ſeinem Erben einſetzte.

Allein mit dem Polemo, einem andern berühmten Sophiſten, welchen er zu Epheſus kennen lernte, war er nicht ſo glücklich, indem die Eiferſucht ſie beyde ſehr bald uneins machte, welcher Streit ſich auch auf ihre Anhänger verbreitete, indem die Ikonier es mit dem Favorin, die Smyrner aber mit dem Polemo hielten. Beyde geriethen dabey in die größte Heftigkeit, welche bey dem Favorin deſto unphiloſophiſcher war, weil die ſkeptiſche Philoſophie alle Leidenſchaften verdammte, und Pyrrho ſeine erklärte Zweifelſucht für das wirkſamſte Mittel hielt, die Begierden zu beherrſchen. Polemo zog zwar zu Epheſus den Kürzern und mußte ſeinem Gegner Abbitte thun; allein zu Rom geriethen ſie nachmahls auf das neue an einander und verfolgten und ſchmäheten ſich in ihrem Alter auf die anſtößigſte und ärgerlichſte Art.

Wenn Fürſten Gelehrte vorſtellen wollen, ſo iſt es ſchon ihrem Stande und ihrer Lage angemeſſen, daß ihre Gelehrſamkeit nicht anders als ſeicht und oberflächlich ſeyn kann, und eben ſo natürlich iſt es dann auch, daß diejenigen, welche ſie als Gelehrte unter ihre Flügel nehmen, von eben dieſer Art ſind, theils weil beyder ſchimmernde Kenntniſſe am beſten zu einander ſtimmen, theils aber auch, weil nur ſolche glänzende Schwätzer diejenige Biegſamkeit beſitzen, welche Fürſten gemeiniglich verlangen, und zu welcher ſich ein wahrer Gelehrter von Verdienſten nicht leicht herab läſſet. Es war daher kein Wunder, daß der Kaiſer Hadrian, der unter andern Schwachheiten auch dieſe beſaß, daß er für einen Gelehrten wollte gehalten ſeyn, den Favorin an ſeinen Hof nahm, und ihn geraume Zeit mit ſeiner Gunſt beehrte, und dafür in dem Schwätzer den gefälligſten Hofmann fand, den er wünſchen konnte. Hadrian, der ſich für den gelehrteſten Mann in ſeinem Reiche hielt, tadelte einmahl einen Ausdruck an ſeinem Günſtlinge als unrein, und obgleich dieſer Recht hatte, ſo gab er doch dem Kaiſer nach, und geſtand ſein Verſehen ein. Als ſeine Freunde ihm dieſe niedrige Schmeicheley verwieſen, gab er zur Antwort: „Warum „ſollte ich denn nicht glauben, daß ein Fürſt der „dreyßig Legionen zu ſeinem Befehle hat, der geſchickteſte Mann in der Welt iſt.“

Allein die Gunſt des Kaiſers war von keiner langen Dauer. Hadrian ward gewahr,

daß Favorin ein besserer Schwätzer war, als er, daher verwandelte die Eiferſucht ſeine Gunſt erſt in Gleichgültigkeit und hernach in Haß. Er ſuchte ihn auf alle Weiſe zu demüthigen, und unter andern auch dadurch, daß er ihm Perſonen vorzog, welche nicht das geringſte, auch nicht ſchimmernde Verdienſt hatten. Was ſeine Kränkung noch vermehrte, war dieſes, daß, ſobald ſeine Ungnade bekannt ward, die Stadt Athen die eherne Bildſäule, welche ſie ihm aus niedriger Schmeicheley gegen ihn und den Kaiſer errichtet hatte, wieder niederriß. Man müßte Leute ſeiner Art nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß er dabey im Herzen ſo gleichgültig geweſen, als er ſich von auſſen ſtellte.

Indeſſen hatte er von Glück zu ſagen, daß er bey dem Kaiſer mit der bloſſen Ungnade davon kam, weil dieſer bey ſeinem Hange zur Grauſamkeit es diejenigen ſehr empfindlich fühlen ließ, welche mehr wiſſen wollten, als er. Man hat uns bey dieſer Gelegenheit einen Ausſpruch des Favorin ſehr ſorgfältig aufbehalten, welcher weder ſeinen Witz, noch ſeinen Scharfſinn in ein vortheilhaftes Licht ſtellte. Er pflegte nehmlich zu ſagen, es fänden ſich in ſeinem Leben drey Umſtände, welche einem Wunder nahe kämen: „1) daß er ein Gallier ſey, und doch Griechiſch „rede; 2) daß er ein Caſtrat ſey, und dennoch „des Ehebruches ſey beſchuldiget worden, und „3) daß er ſich mit einem ſolchen Kaiſer, als „Hadrian, geſtritten habe, und doch noch lebe.“

Man müßte in der That ſehr wenig gemeine Erfahrung haben, wenn man wenigſtens die beyden Umſtände ſo wunderbar finden wollte, als Favorin.

Seine Beſchäftigung zu Rom war, daß er die Rhetorik lehrte, welche denn in ihrem dahmaligen Zuſtande ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen am angemeſſenſten war. Er hielt ſeine Vorträge in der griechiſchen Sprache, und man ſagt, ſeine Fertigkeit habe jedermann eine ſolche Liebe zu den Wiſſenſchaften eingeſtößet, daß ſeine Vorleſungen und Declamationen auch von ſolchen beſucht worden, welche kein Wort griechiſch verſtanden, und welche bloß durch ſeine harmoniſche Stimme und das Spiel ſeiner Augen dahin gelocket worden. Das will denn im Grunde doch wohl weiter nichts ſagen, als daß er ein geſchickter Marktſchreyer war.

Da die Beredſamkeit oder vielmehr nur die Gabe zu ſchwatzen, zu ſeiner Zeit zu Rom ſehr nothwendig war, ſo fehlte es ihm nicht an Zuhörern. Einer der bekannteſten darunter war Aulus Gellius, welcher ſich gemeiniglich bey dem Favorin Raths erhohlete, wenn er ſich in einem ſchweren Handel vor Gerichte nicht zu helfen wußte. Man hat uns einen ſolchen Fall als einen ſeltenen Beweis von dem Scharfſinne dieſes Mannes aufbehalten, welchen ich Wunders halber gleichfalls herſetzen will. Es verklagte jemand einen andern, und forderte die Rückgabe einer Summe Geldes, die er ihm wollte gelie-

hen haben. Die Beweiſe des Klägers waren überaus ſchwach, indem er weder Handſchrift noch Zeugen hatte; allein er war ein rechtſchaffener Mann von bekannter Redlichkeit und unbeſcholtenem Wandel. Der Beklagte, der die Schuld läugnete, war hingegen als ein niedriger Geizhalz bekannt, der ſchon mehrmals der Lügen, des Betruges und der Treuloſigkeit war überführet worden. Gellius ſollte in der Sache das Urtheil fällen, und weil er ſie für ſehr ſchwer hielt, ſo kam er zu dem Favorin. Dieſer zeigte ihm, daß Cato ſchon in einem ähnlichen Falle den Ausſpruch gethan habe, daß wenn zwey Perſonen gegen einander klagten, und es beyden Theilen an Beweiſen fehle, man für den rechtſchaffenſten unter ihnen zu ſprechen pflege, wenn ſie aber von gleicher Rechtſchaffenheit wären, für den Beklagten. Da nun beyde Perſonen hier ſo ſehr verſchieden wären, ſo könne er nicht anders, als für den Kläger ſprechen. Ich glaube, es bringt dem Gellius ſo wenig Ehre, daß er, als Richter ein ſolches wichtiges Geſetz nicht gewußt, als es dem Favorin zum Verdienſt gereichen kann, daß er es gewußt, und ich glaube ſchwerlich, daß zu unſern Zeiten ein Dorfrichter einen ſolchen Fall für ſo ſchwer halten würde, als Gellius, wenn er gleich denſelben nach unſern Geſetzen ein wenig anders entſcheiden würde. Und doch ſoll dieſes Beyſpiel ein Beweis von dem ſeltenen philoſophiſchen Scharfſinne Favorin ſeyn; wenigſtens

wüßte

wüßte ich nicht, warum man einen ſo alltäglichen und gemeinen Fall ſo ſorgfältig ſollte aufbehalten, und in den neuern Zeiten ſo oft wieder abgeſchrieben haben. Aber es gibt in der alten Geſchichte mehr dergleichen Anekdoten und Ausſprüche von berühmten Männern, welche man zu unſern Zeiten unzählige Mahl auf das gefliſſentlichſte wiederhohlet, ungeachtet man ſie von einem jetzt lebenden kaum des Nacherzählens würdig finden würde. Man glaubt dadurch das Verdienſt ſolcher Perſonen aus dem Alterthume zu erhöhen, erweiſet ihnen aber in der That eine ſchlechte Ehre, wenn man es ſchon für ſehr merkwürdig hält, daß ſie gemeinen Menſchenverſtand beſeſſen haben.

Unter den übrigen Schülern dieſes Sophiſten nennet man beſonders den jüngern Herodes Atticus, den Alexander von Seleucia, mit dem Zunahmen Peloplato, der nachmahls Secretär des Kaiſers Marc-Aurel ward, und den Demetrius von Alexandrien, der ſo gut einſchlug, daß er auch ſo wie ſein Meiſter alle Tage, über jede Materie, worüber man nur wollte, aus dem Stegereiſe disputirte.

Favorin ſtarb allem Anſcheine nach zu Rom. Die Zeit, wenn er aus dieſer Welt gegangen, wird nicht genau angegeben, indeſſen ſcheinet es, daß er bis nach dem Conſulate des Cornelius Fronto, d. i. ziemlich weit in die Regierung des Antonin gelebt hat. Da er keine Kinder hatte, ſo ſetzte

er den jüngern Herodes Atticus zum Erben ſeines Hauſes und ſeiner Bücher ein.

So ſchwatzhaft er war, ſo ſchreibſelig war er auch. Da indeſſen keine ſeiner vielen Schriften ſich bis auf uns erhalten hat, ſo müſſen ſie eben von keinem höhern Werthe geweſen ſeyn, als ſeine Declamationen. Sie waren alle in griechiſcher Sprache abgefaßt, und von folgenden haben uns die Schriftſteller nach ihm wenigſtens die Titel aufbehalten.

1) παντοδαπη ἱϛορια, eine Sammlung von Geſchichten aller Art; war alſo nur eine bloſſe Compilation und ſoll doch ſein vornehmſtes Werk geweſen ſeyn. So wenig auch dergleichen Sammlungen für ihre Verfaſſer verdienſtlich ſind, ſo können ſie doch zufälliger Weiſe einen Werth haben, wenn darin Stellen und Nachrichten aus andern verlohrnen Schriften aufbehalten werden. In ſo fern wäre es allerdings zu wünſchen, daß die gegenwärtige wäre erhalten worden; indeſſen haben wir davon weiter nichts, als was Diogenes Laertius und Stephanus von Byzanz daraus aufbehalten haben. Beſonders hatte er darin viele Nachrichten von den ältern Philoſophen geſammelt, welche Diogenes ſehr gut genutzet hat.

2) Απομνημονευματα oder Commentarien, ein ähnliches ziemlich weitläufiges Werk, welches aber doch von dem vorigen noch unterſchieden wird. Er hatte darin gleichfalls viele Nachrichten von den alten Philoſophen geſammelt,

daher Diogenes Laertius viele Stellen aus demſelben anführet. In dieſem und dem vorigen erzählte er auch das Mährchen von der hölzernen Taube des Archytas von Tarent, bey welchem er, ſo wie bey andern ähnlichen Nachrichten, ſeine Zweifelſucht mit mehrerm Rechte hätte anbringen können, als bey den Vernunftwahrheiten und der Erkenntniß durch die Sinne. Allein da er in hiſtoriſchen Wahrheiten ſo leichtgläubig war, ſo ſcheinet es, daß ſein ganzer Scepticismus weiter nichts als ein ſophiſtiſches Fechterſtückchen geweſen.

3) Stephanus von Byzanz führet unter ſeinem Nahmen eine kurze Geſchichte von Pamphylien an, welche doch nur den vierten Theil eines andern Werkes ausgemacht habe.

4) Eben derſelbe führet auch ſeine Geſchichte von Cyrene an. In einer ſeiner hiſtoriſchen Schriften behauptete er, daß man in der macedoniſchen Provinz Biſaltie Haſen mit zwey Lebern fange; ein neuer Beweis ſeiner hiſtoriſchen Leichtgläubigkeit.

5) περι της Ακαδημικης διαθεσεως, von der Stiftung der Akademiſchen Secte; wird für eine Widerlegung des Plutarch gehalten, welcher behauptet hatte, daß Plato nicht der Stifter dieſer Secte ſey.

8) πυῤῥωνειων τροπων, zehn Bücher über die Grundſätze des Pyrrho, in zehn Büchern, von welchen Philoſtratus viel Aufhebens

macht, vermuthlich nur weil ſie mit vieler Spitzfindigkeit geſchrieben waren, wovon Philoſtrat überhaupt ein groſſer Bewunderer iſt.

7) Drey Bücher gleichfalls über den Pyrrhonismus, welche dem Titel nach zwar beweiſen ſollten, daß die Einbildungskraft das Vermögen habe, Dinge zu begreifen, worin er aber im Grunde die Unbegreiflichkeit aller Dinge zu behaupten ſuchte. Die akademiſchen Philoſophen (vermuthlich nur die von den neuern Schulen,) welche nur lauter Problemen aufwarfen, ohne etwas zu bejahen und zu verneinen, und immer läugneten, daß auch die handgreiflichſten Sachen begriffen werden könnten, waren darin ſeine Helden, deren Art des Unterrichts er für die beſte ausgiebt. Von dieſen drey Büchern war eines dem Hadrian, das zweyte dem Dyſon oder Dryſon und das dritte dem Ariſtarch zugeſchrieben.

8) Eine ähnliche Schrift an den Alcibiades, worin er gleichfalls zu beweiſen ſuchte, daß man in keiner Sache zur Gewißheit kommen könne.

9) Noch eine Schrift, worin er behauptete, daß man auch nicht einmahl begreifen könne, daß es eine Sonne gebe, von welcher die Erde ihr Licht empfange. Wie Schade, daß es nicht zu allen Zeiten ein philoſophiſches Siechenhaus gegeben hat. Favorin würde nebſt andern ähnlichen Narren, auf die vornehmſte Stelle darin Anſpruch gemacht haben. Gegen dieſe und an-

dere Ungereimtheiten unſers Fantaſten ſchrieb Galen, ein unendlich beſſerer Kopf, ſein Werk von der beſten Art des Unterrichts, welches noch vorhanden iſt. Favorin hatte ſich, wie nicht fehlen konnte, in ſeinen Schriften verſchiedener Widerſprüche ſchuldig gemacht, und theils gewiſſe Kenntniſſe zugegeben, theils auch die Akademiker gelobt, daß ſie ihren Schülern die Wahl ließen, unter entgegen geſetzten Meinungen ſich für die wahreſte zu erklären. Selbſt ſeine für gewiß ausgegebene Behauptung, daß man nichts gewiß wiſſen könne, war ein Widerſpruch gegen ſich ſelbſt. Alle dieſe Brocken hob Galen auf, und widerlegte die Thorheiten des Sophiſten zwar kurz, aber ſehr bündig.

10) Ein Geſpräch wider den Epiktet, worin er den Oneſimus, einen Leibeigenen des Plutarch mit dem Philoſophen diſputiren läſſet. Galen ſchrieb auch hier wider den Favorin, und vertheidigte den Epiktet; allein ſeine Schrift iſt nicht bis auf uns gekommen.

11) Eine Schrift über den Sokrates und deſſen Kunſt zu lieben. Da die Pyrrhoniſten auf alle übrige philoſophiſchen Schulen Jagd machten, die neuern Platoniſchen ausgenommen, welche aber eben ſo groſſe Skeptiker waren, und von welchen Pyrrho eigentlich ausgegangen war: ſo konnte Sokrates freylich nicht nach ihrem Geſchmacke ſeyn. Galen übernahm zwar auch deſſen Vertheidigung; allein ſeine Schrift iſt uns

eben ſo wenig aufbehalten worden, als das Geſchreibe ſeines Gegners.

12) Eine Sammlung von Sentenzen und witzigen Weideſprüchen; vermuthlich zum Gebrauch ſeiner Declamationen. Gellius und Johann Stobäus haben uns viele derſelben aufbehalten, obgleich die wenigſten es verdienen, denn ſie ſind zum Theil ſehr weitſchweifig und ohne Witz und Salz. Eine der erträglichſten iſt noch, daß reichen Leuten immer deſto mehr mangelt, je mehr ſie beſitzen; welche indeſſen doch des Aufſchreibens nicht werth war.

13 — 15) Drey Schriften über die Philoſophie des Homer, über den Plato, und über die Lebensart der Philoſophen, deren Titel Suidas anführet, ohne weiter etwas davon zu ſagen.

16. 17) περι ἰδεων, von den Ideen und περι ἐυχης, von dem Verlangen. Beyde Schriften werden ihm von dem Phrynicus Arabius beygelegt.

18) Philoſtratus verſichert, daß zu ſeiner Zeit, d. i. unter dem Kaiſer Severus, noch eine Sammlung ſeiner Reden vorhanden geweſen, welche er bey Gelegenheit des Demetrius von Korinth anführet. An einem andern Orte führt er ſeine Reden für die Fechter, für die Bäder, und über eine unzeitige Geburt an, und lobt ſie wegen ihrer Zierlichkeit. Er ſetzt hinzu, man habe unter ſeinem Nahmen zwar noch eine Rede wider den Proxe-

nus; allein ſie könne unmöglich von dem Favo=rin ſeyn, weil nur ein Betrunkener oder ein Wü=thender eine ſolche Rede halten können. Gellius hat noch ein Stück von einer andern Rede aufbe=halten, welche er wider die Ueppigkeit und die Abendſchmäuſe gehalten hat. Für ſeine beſte Re=de hält man die, welche er über die weiſe Mäßi=gung (πεϱι της σωφϱοσυνης) des Demades gehalten, worin er nach des Arabius Verſiche=rung alle Griechen ſoll übertroffen haben.

19) Da ein Sophiſt und Skeptiker die Fertigkeit beſitzen mußte, jede Sache von allen nur möglichen Seiten vorzuſtellen, das zu loben, was jedermann für ein Uebel anſahe, und Din=ge herab zu würdigen, welche in den Augen der ganzen übrigen Welt Vollkommenheiten waren: ſo legte Favorin auch hiervon Proben ab. Da=hin gehören, ſein Lob der Häßlichkeit unter dem Nahmen Therſitas und das Lob des viertägi=gen Febers.

20) Adrian von Jon führet noch ein Werk von ihm unter dem Titel Horn des Ueberfluſſes oder Fülhorn an, wovon aber ſonſt niemand et=was weiß.

Das ſind nur die Schriften, deren Titel jetzt noch bekannt ſind; allein er hat deren weit mehrere geſchrieben, und wir würden mehr da=von wiſſen, wenn wir noch das achte Buch

von Gellii attiſchen Nächten hätten, worin er weitläufiger von dieſem Sophiſten gehandelt hatte.

---

34. Peter Aretin,

ein Läſterer *).

Schwerlich hat es ſowohl in den ältern als neuern Zeiten einen Menſchen gegeben, welcher alle Arten der unwürdigſten Niederträchtigkeit und der ſchwärzeſten Bosheit ſo ſehr in ſich vereinigte, und folglich der Verachtung und des Abſcheues jedes Rechtſchaffenen ſo würdig geweſen wäre, als Aretin, dieſes Brandmahl des menſchlichen Geſchlechtes, welcher ſich deſſen ungeachtet nicht entblödete ſich den göttlichen zu nennen, und ſogar Niederträchtige genug fand, welche ihm dieſen Nahmen bey ſeinem Leben beylegten.

*) Die Nachrichten, welche man bisher von dieſem Ungeheuer in menſchlicher Geſtalt gehabt hat, ſind unnütz und unbrauchbar geworden, ſeit dem der vor einiger Zeit verſtorbene Graf Mazzuchelli ſeine ausführliche und gründliche Vita di *Pietro Aretino*, zu Padua, 1741, in 8, heraus gegeben hat, woraus ſich auch ein kurzer Auszug in ſeinen Scrittori d'Italia, Th. [illegible], S. 1010 f. befindet. Einen vollſtändigern Auszug gab, ein Franzoſe, de Boiſpreaux unter dem Titel: La Vie de *Pierre Aretin*, im Haag 1750 in 12. in Franzöſiſcher Sprache heraus.

Bey ſehr mittelmäßigen Fähigkeiten, aber deſto mehr Geitz und einer beynahe unglaublichen Bosheit, war er mit einer ſich immer gleichen Unverſchämtheit ſowohl der niederträchtigſte Schmeichler, als der unbändigſte Verläumder. Die Wahrheit war ſein geringſter Kummer, und Lügen und Widerſprüche koſteten ihm nichts, wenn er nur ſeine Habſucht befriedigen konnte, und diejenigen, welchen er alles zu danken hatte, wurden gemeiniglich am erſten von ihm gemißhandelt. Weder vernünftige Vorſtellungen, noch Beſchimpfungen und ſelbſt körperliche Züchtigungen waren im Stande, ſeiner Schmähſucht Einhalt zu thun; öffentliche Ahndungen aller Art hatten ſeine Stirn bereits an die Schande gewöhnt, und wenn ja der allgemeine Haß einigen Eindruck auf ihn machte, ſo wußte er ſich durch den Weihrauch zu tröſten, welchen er auf die unverſchämteſte Art ſich ſelbſt ſtreuete.

Er war den 20ſten April 1492 zu Arezzo, einer Stadt in dem Großherzogthum Toscana gebohren, von welchem ſeinem Geburtsorte er auch der Gewohnheit der damahligen Zeit zu Folge, den Zunahmen Aretino, Lat. Aretinus, annahm. Sein eigenes Stillſchweigen, und die Verläumdung haben ſeine Herkunſt lange Zeit dunkel und ungewiß gemacht. Der im vorigen Bande beſchriebene Franco gibt ihm in ſeinen Priapejis einen Schuſter zum Vater, Doni aber, der in ihm in allem Ernſte den Antichriſt erblickte, gab ihn für die ſtrafbare Frucht eines Mönchs

und einer Nonne aus, dagegen andere ihn mit dem Petrus Bertini verwechſelten, und ihn von der Familie Buonamici ableiteten. Allein Mazzuchelli beweiſet theils aus ſeinen eigenen und ſeiner Freunde Briefen, theils aus des Gammurini Iſtor. geneal. delle Famiglie nob. di Toſcana, ſehr überzeugend, daß er der natürliche Sohn eines Edelmannes zu Arezzo, Nahmens Luigi Bacci war, welcher ihn mit einer verheirathet n Frau Nahmens Tita gezeuget hatte. Seine Mutter muß im Rufe wegen ihrer Schönheit geweſen ſeyn, weil ein Mahler den Einfall hatte, ſie über dem Portale der Peterskirche zu Arezzo in Geſtalt der heil. Jungfrau zu mahlen, wie ſie den Beſuch des Engels empfängt; ein Umſtand, welchen Aretin nicht ungenutzt ließ, die Ehre ſeiner Mutter wieder herzuſtellen.

Dieſe erzog ihn eine Zeitlang ſelbſt, und Craſſo verſichert, daß er die Rhetorik und Philoſophie ſtudieret, und groſſe Fortſchritte in den alten Schriftſtellern gemacht habe. Allein dieſes Vorgeben wird theils durch Aretins nachmahlige Unwiſſenheit in allen dieſen Fächern, theils durch ſein eigenes Geſtändniß widerlegt, indem er ausdrücklich verſichert, daß er keine Schule anders beſucht, als um Leſen zu lernen, daß er niemahls einen Lehrer gehabt, und ſehr wenig Latein, und gar kein Griechiſch verſtehe. In dieſem Falle verdient ſein Genie einige Nachſicht, und er würde ſie auch gefunden haben, wenn er

ſich ſeine vernachläſſigte Erziehung nur einiger Maſſen hätte zur Beſcheidenheit dienen laſſen.

Bey dem allen äuſſerte ſich ſein Muthwillen ſehr frühe, und er mußte Arezzo ſchon in ſeiner Kindheit verlaſſen, weil er ein boshaftes Sonnet auf den Ablaß gemacht hatte. Fontanini führet zwar noch einen andern Beweiß ſeiner frühen Fähigkeiten an, indem er ihm die Grabſchrift auf den berühmten Dichter Serafino von Aquila beylegt:

Qui giace Seraſin; partirti or puoi:
Sol d'aver viſto il ſaſſo che lo ſerra
Aſſai ſei debitore agli occhj tuoi.

Allein er irret ſich; denn Toppi, auf welchem er ſich beruft, legt dieſe Grabſchrift zwar einem Aretin bey, allein er verſtehet den Bernardo Accolti, welcher nur l'unico Aretino genannt ward. Der unſrige war erſt neun Jahr alt, als Serafino ſtarb.

Da er ſeine Vaterſtadt meiden mußte, ſo wandte er ſich nach Perugia, wo er das Buchbinderhandwerk erlernte. Allein, ſeine erſte Erfahrung machte ihn nicht frömmer, denn als er in einer Kirche eine Magdalena gemahlt ſahe, welche die Hände zu Chriſto ausſtreckt, ſo ſchlich er ſich einsmahls dahin, uud mahlte ihr eine Laute zwiſchen den Armen. Daß er in dieſer Stadt ein Buchbinder geweſen, verbirgt er in ſeinen Schriften ſorgfältig; allein deſto ſorgfältiger waren ſeine Zeitgenoſſen bemühet, dieſen Umſtand aufzubehalten, und er gibt auch in der

That den Schlüſſel, theils zu ſeinen wenigen Kenntniſſen, theils zu der niedrigen Denkungsart und den ſchlechten Sitten, wodurch er ſich ſein ganzes Leben auszeichnete. Er muß ſich ziemlich lange in Perugia aufgehalten haben, und es ſcheinet ſogar, daß er daſelbſt mit gebundenen Büchern gehandelt habe.

Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſeine Beſchäftigung mit Büchern, und ſein Umgang mit Gelehrten machten ihm Luſt zum Leſen, und da er überaus viele Lebhaftigkeit und ein gutes Gedächtniß beſaß, ſo erlangte er ſehr bald eine Menge oberflächliche Kenntniſſe, ob er gleich keine andere Bücher leſen konnte, als die in ſeiner Mutterſprache geſchrieben waren. Da er vorher ſoviel wie nichts gewußt hatte, ſo erſtaunte er nunmehr über ſeine eigene Gelehrſamkeit, glaubte, er wiſſe nunmehr alles, und ſey eines beſſern Glücks werth, daher auch ſein bisheriger Stand anfing, ihm zum Ekel zu werden. Rom mußte ihm ganz natürlich zuerſt einfallen, da es der gewöhnliche Sammelplatz aller Abenteurer und Glücksritter Italiens iſt. Er ging 1517 zu Fuße dahin, ohne Geld, und ſelbſt ohne die nothwendigſten Bedürfniſſe, indem er keine andere Kleider hatte, als die er trug. Er begab ſich in das Haus des Auguſtin Chiſi, eines ſehr reichen Kaufmannes, der auf einem groſſen Fuſſe lebte; allein man weiß nicht, was für eine Rolle er in demſelben geſpielet hat. Aus deſſen Hauſe

kam er nachmahls in das Haus des Papſtes Leo 10. und ſeines Neffen Julii de Medici, der hernach unter dem Nahmen Clemens 7. Papſt war. Was für eine Stelle er bey ihnen bekleidet, iſt nicht bekannt; allein bey ſeiner Unwiſſenheit in den gelehrten Sprachen kann ſie von keiner Bedeutung geweſen ſeyn. Man weiß nur, daß er vier Jahre in Dienſten des Papſtes Leo, und drey bey Clemens war, und daß beyde Päpſte viele Gnade für ihn hatten, und daß er beträchtliche Summen von Leo 10. erhielt. Doch dieſe waren für ſeine Habgierde nicht hinlänglich, und da ſein Stolz ſich mit den erſten und vornehmſten Stellen in der Kirche geſchmeichelt hatte, dieſe aber nicht ſo geſchwinde erfolgten, als er ſich eingebildet hatte, ſo ward er der Langſamkeit des römiſchen Hofes überdrüſſig. Doch ehe noch ſein Ueberdruß ausbrechen konnte, beging er eine Unbeſonnenheit, welche ſein ganzes Glück an dem römiſchen Hofe vereitelte.

Julius Romanus, der größte Mahler ſeiner Zeit, entehrte ſeine Kunſt ſo weit, daß er ſechzehn im höchſten Grade wollüſtige Stellungen zeichnete *), Marc Antonio Raymon=

*) Alle die dieſer Sache gedenken, ſchreiben dem Julius Romanus die Zeichnung dieſer Figuren allein zu; allein nach dem Grafen Mazzuchelli iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß die Zeichnungen wo nicht ganz doch wenigſtens zum Theil von dem Raphael herrühren, der den Julius zu ſeinem Erben einſetzte, wodurch denn auch dieſe

di, ein nicht viel geringerer Künſtler in Kupfer ſtach. Clemens war über das Aergerniß aufgebracht, welches deſto gefährlicher war, je größer beyde Männer in ihrer Kunſt waren. Der Mahler kam glücklich davon, indem der Graf Balthaſar von Caſtiglione ihn nach Mantua ſchickte, wo er eine Gallerie für ihn mahlen ſollte. Allein der Kupferſtecher ward in das Gefängniß geſetzt, und der kirchliche Eifer würde vielleicht noch weiter gegangen ſeyn, wenn nicht Aretin bey dem Papſte für ihn gebethen hätte, und da auch der Cardinal Hippolith von Medici ſich ſeiner annahm, ſo ward er wieder in Freyheit geſetzt.

Aretin hatte dieſe Kupfer allem Anſehen nach noch nicht geſehen, allein, da er ſich einmahl in die Sache gemengt hatte, ſo ward er begierig, ſie näher kennen zu lernen, und kaum erblickte er ſie, ſo wurde ſeine ohnehin heftige und ausſchweifende Einbildungskraft ſo erhitzt, daß er ſechzehn Sonnette verfertigte, welche den Zeichnungen an Schmutz und Schlüpfrigkeit nichts nachgaben. Er that noch mehr, er machte einen Brief dem Baptiſta Zatti, ei-

Zeichnungen in deſſen Hände kamen. Lod. Dolce ſchreibt ſie in ſeinem Dialogo della Pittura, welcher die Aufſchrift Aretino führet, ausdrücklich dem Raphael zu; irret ſich aber darin, wenn er den ganzen Vorgang in die Zeiten des Papſtes Leo ſetzt, indem Aretin in dem oben angeführten Briefe an den Zatti ausdrücklich ſagt, daß er unter dem Clemens vorgefallen ſey.

nem Bürger zu Rom bekannt, worin er ſo wohl die Verſe als die Figuren vertheidigte. Da das Aergerniß jetzt noch gröſſer wurde, und Aretins Sonnette allem Anſehen nach unter die Figuren geſtochen wurden, ſo ging die Verfolgung von neuem an *). Johann Matthäus Giberti, Biſchof zu Verona, geheimer Rath und Datarius des Papſtes, betrieb die

*) Nach dem Vaſari ſtellten die Figuren die Umarmungen der Götter und Göttinnen vor; allein er irret ſich, wenn er die Zahl derſelben auf 25 ſetzt, da ihrer nach dem Aretin nicht mehr als 16 waren. Allem Anſehen nach wurden die Platten damahls weggenommen und vernichtet, und die wenigen Abdrücke, welche davon mochten genommen ſeyn, werden gleichfalls ſeyn verlohren gegangen; denn noch hat kein Kunſtkenner und Liebhaber ein Exemplar davon können zu ſehen bekommen, ſo emſig auch dieſe Herren die Ueberbleibſel groſſer Meiſter aufzuſpüren pflegen. Selbſt die in der Bibliothek des Vaticans befindlichen Figuren dieſer Art ſind nicht die von Marc-Antonio, denn man hat mehrere alte Künſtler, welche ähnliche Stellungen mit ſchlüpfrigen Sonnetten, welche letztere allenfalls die des Aretin ſeyn könnten, heraus gegeben haben. Chevilier erzählet zwar in ſeinem Origine de l'Imprimerie Jollain, ein Kupferſtecher und Kunſthändler zu Paris habe erfahren, daß dieſe Platten an einem gewiſſen Orte befindlich wären, und habe ſie, um das Aergerniß zu vertilgen, für 100 Thl gekauft, und vernichtet; allein der ehrliche Jollain ward allem Anſehen nach angeführet, indem es ſehr unwahrſcheinlich iſt, daß ſich dieſe Platten bis auf unſere Zeiten ſollten erhalten haben, ohne daß es jemanden eingefallen wäre, Abdrücke davon zu nehmen. Man ſehe Dictionn. des Artiſtes, S. 357. Von ſeinen Sonnetten werde ich bey ſeinen Schriften noch etwas ſagen.

Sache mit der gröſten Heftigkeit, ſo daß auch Aretin ſich genöthiget ſahe, 1524 von Rom flüchtig zu werden, und dieß iſt denn auch die Urſache von dem Haſſe, welchen er, ſo lange er lebte, gegen dieſen Prälaten trug.

Aretin, der nunmehr alle Hoffnung zu einer guten Beförderung verſchwunden ſahe, begab ſich im Julius 1524 wieder in ſeine Vaterſtadt Arezzo; allein er hielt ſich nicht lange daſelbſt auf, indem er Gelegenheit fand, an den Hof des Johann de Medici zu kommen, welcher die Partey Carls 5. verlaſſen hatte, und in die Dienſte Francisci 1. von Frankreich getreten war, welcher eben damahls ſeine Anſprüche auf Mailand auszuführen ſuchte. Aretin beſaß allen Schimmer der Gelehrſamkeit, durch welchen ſich Groſſe ſo leicht blenden laſſen, und wenn er ſich von der Klugheit leiten ließ, ſo hatte auch ſein Witz viel einnehmendes. Die in Rom erfahrne Widerwärtigkeit hatte ihn auf eine Zeitlang ein wenig behutſam gemacht, und er zeigte ſich jetzt nur von ſeiner guten Seite, daher gewann auch Medici ein unbegränztes Vertrauen zu ihm, und ſelbſt der König Franciscus, der ihn einmahl zufälliger Weiſe zu ſehen bekam, konnte ihm ſeine Achtung nicht verſagen.

Ob es ihm gleich allem Anſehen nach zu Florenz wohl ging, ſo ſehnte er ſich doch wieder

Digitized by Google

der nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens, und arbeitete ins geheim an ſeiner Ausſöhnung mit dem Papſte. Seine Freunde nahmen ſich ſeiner auch ſo thätig an, daß der Papſt ihm vergab, und er wieder nach Rom berufen wurde, wohin er ſich auch ohne Anſtand begab. Wie ſehr Johann von Medici ihn ſchätzte, erhellet am beſten aus einem Briefe, welchen er bald nach ſeiner Abreiſe an ihn ſchrieb. „Ich „vergaß, heißt es daſelbſt, Ihnen zu ſagen, „daß der König ſich geſtern beſchwerte, daß „Sie mich nicht begleitet haben. Ich entſchul„digte mich damit, daß Sie die Ruhe des Ho„fes dem Geräuſche eines Lagers vorgezogen „hätten; worauf der König mir ſagte, daß „ich Sie zurück rufen ſollte. Ich antwortete, „wie ich mir nicht mit der Hofnung ſchmei„cheln könnte, daß Sie mir gehorchen würden; „worauf der König verſetzte, wie er ſelbſt an „den Papſt ſchreiben, und ihn bitten wollte, es „Ihnen zu befehlen. Mein Herz erlaubt mir „nicht, einen Umgang zu vergeſſen, der mich „ſo vollkommen mit Ihnen verbindet, denn es „iſt nun einmahl wahr, daß ich nicht ohne „den Aretin leben kann.“ Dieſer Brief that keine Wirkung, und es gehörte ein ſtärkerer Bewegungsgrund dazu, den Aretin von Rom wegzubringen, und dieſen gab ihm ſeine Unbeſonnenheit ſehr bald ſelbſt.

Der oben genannte Datarius Giberti, welcher den Aretin das erſte mahl aus Rom vertrieben hatte, und jetzt wenigſtens zum Scheine mit ihm ausgeſöhnet war, hatte eine hübſche Köchinn, bey welcher dieſer, vielleicht um ſich an ihrem Herren zu rächen, den Liebhaber machen wollte; allein da dieſe bereits beſetzt war, ſo wies ſie vermuthlich den Dichter ab. Dieſer, der eine ſolche Beſchimpfung nicht ertragen konnte, rächete ſich an ihr durch ein boshaftes Sonnett, welches aber ſein Unglück ward. Das Pasquill gerieth dem Liebhaber der Köchinn, dem Achille della Volta, einem Edelmann aus Bologna in die Hände, welcher die Beleidigung ſo hoch empfand, daß er dem Aretin, als er ihn an einem Tage allein antraf, fünf Stiche mit einem Dolche in die Bruſt gab, und ihm über dieß noch die Hände und das Geſicht zerfetzte. Einige dieſer Wunden waren tödtlich, daher ſich denn auch ſehr bald das Gerücht verbreitete, daß Aretin wirklich geſtorben ſey. Dieß bewegte den Hieronymus Caſio aus Bologna dem Pasquillanten eine Grabſchrift zu ſetzen, aus welcher erhellet, daß er ſchon damahls wegen ſeiner Verläumdungen zu Rom berüchtiget war, daher ich ſie hier mittheilen will, ob ſie gleich wenig poetiſches Verdienſt hat. Sie lautet ſo:

Chi non mai diſſe bene, e ſempre male
Nè ſol male del mal, ma mal del bene,

Quivi ha la ſpoglia, ed in più va-
rie pene
Tormenta l'alma il Principe Infernale.

Fra aſſai ferite una n'ebbe mortale,
Con privilegio che gli ſtavan bene,
Il loco e il modo non fu preter ſpene
Che Ponte Siſto gli ſcuſò ſpedale.

Pietro fu queſto per patria Aretino,
Di cui la fama pel ſecol rimbomba.
Da Cerbero latrata, e da Pasquino.

Qui attende il ſuon dell' Angelica Tromba
Per gir coll' alma al Giudizio Divino,
Po' eterno ſtar nella tartarea Tomba.

Allein die Mühe war vergebens; Aretin ward wider Verhoffen glücklich geheilet, und Caſio that in einem andern Sonnette Widerruf, aus welchem man wenigſtens ſiehet, daß ſich dieſe Geſchichte in dem zweyten Jahre der Regierung Clemens 7. alſo 1525 zugetragen hat.

Sobald Aretin wieder geſund war, drang er bey dem Papſte auf Beſtrafung des Volta; allein er mußte ſich bereits ſehr verhaßt gemacht haben, und Giberti, der, wie man ſagt, die Beſtrafung hinderte, mußte ſehr viel wider den Aretin anzuführen haben; genug, ihm ward die geſuchte Gerechtigkeit abgeſchlagen. Aretin ward dadurch auſſerordentlich aufgebracht, und ſtieß die heftigſten Schmähungen ſowohl gegen

den Pabſt als ſeinen Datarius aus. Man hat noch ein Gedicht, welches Berni, der Secretär des Giberti, ſeinen Läſterungen entgegen ſetzte, und welches ſich unter deſſen Gedichten befindet. Es iſt in einem ſehr hohen Grade heftig und ungeſittet, ohne Zweifel, weil des Aretin Schmähungen in eben demſelben Tone geſtimmt waren, denn dieſer Menſch konnte in keinem Stücke die Mittelſtraſſe gehen. Man ſiehet daraus zugleich, daß er ſich ſchon damahls aller der Laſter ſchuldig gemacht, welche ſeinen Charakter brandmarken. Berni wirft ihm ſeine Verläumdungen, ſeine ausſchweifende Unkeuſchheit, ſeinen niedrigen Undank, und was weiß ich, was ſonſt alles vor. Er ſagt, er ſolle ſeine boshafte Zunge vielmehr an ſeinen beyden Schweſtern üben, welche zu Arezzo öffentliche Huren für alle Taugenichts abgäben; er werde ohnehin genöthiget ſeyn, von ihrem Verdienſte zu leben. „Der du, fährt er fort, „von Gott und Menſchen gehaſſet, und von „dem Teufel ſelbſt verabſcheuet wirſt, dein freches Maul, die Mutter der Läſterung, verbannet dich aus jedem Orte.“

Da Aretin jetzt zu Rom weder Ehre noch Sicherheit mehr hatte, ſo blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als ſich wieder zu dem Johann von Medici zu begeben, der ein unbegränztes Vertrauen in ihn ſetzte, ihn täglich an ſeine Tafel zog, und ihn ſogar in ſeinem Zimmer ſchlafen ließ. Wer da wußte, wie

ſehr dieſer Herr alle Verläumdung haßte, dem war dieſe ungewöhnliche Vertraulichkeit ein Räthſel, und es fehlte nicht an ſolchen, welche ſie einem Bewegungsgrunde zuſchrieben, der in Italien leider zu allen Zeiten nicht unbekannt geweſen iſt.

Allein er genoß des Schutzes dieſes Herrn nicht lange. Sein Mäcen bekam vor Governolo einen Schuß, der ihm den Schenkel zerſchmetterte, und obgleich der Herzog von Mantua ihn anfänglich nicht in ſeine Stadt aufnehmen wollte, aus Furcht den Kaiſer zu beleidigen, ſo wußte doch Aretin es durch ſeine Beredſamkeit dahin zu bringen, daß der Herzog dem Kranken nicht allein die Thore öfnen ließ, ſondern ihn auch ſelbſt beſuchte. Allein alle Sorgfalt war vergebens; es ſchlug eine Entzündung zu der Wunde, ſo daß man das Bein abnehmen mußte; und deſſen ungeachtet ſtarb er, den 30ſten Nov. 1526 in den Armen ſeines Lieblinges.

Dieſer war jetzt deſto mehr in Verlegenheit, da ſein Gönner eben nicht ſehr freygebig gegen ihn geweſen zu ſeyn ſcheinet, oder vielleicht nicht Zeit genug hatte, ihm ſeine Freygebigkeit zu zeigen. Wenigſtens hat man noch ein Gedicht von dem Aretin an deſſen Sohn, den Großherzog Cosmus, worin er ihm zu Gemüthe führet, was er alles für deſſen Vater gethan habe. „Er, heißt es, der meine „Dienſte nie belohnte, wie jederman weiß, ſag-

„te zu mir vor Mailand: ach, wenn mich „der Himmel ſo glücklich macht, daß ich nach „geendigtem Kriege meine Gemahlinn und Kin„der wieder ſehe, ſo will ich dich zum Herren „deiner Vaterſtadt machen.“ Aretin war ſonſt der uneigennützige Mann nicht, der jemanden umſonſt gedienet hätte, daher man immer Urſache hat, in die Wahrheit dieſes Vorgebens ein Mißtrauen zu ſetzen.

Da er jetzt keinen Großen wußte, auf deſſen Koſten er hätte leben können, ſo ſah er ſich genöthiget, ſich ganz auf ſeinen Witz und auf ſeine Gabe zu verläumden zu verlaſſen, und da in ganz Italien die Zügelloſigkeit der Zunge und der Sitten keine ſo ſichere Freyſtätte kennet, als Venedig, wenn ſie ſich nur nicht an der Verfaſſung des Staates vergreifet, ſo wählte er dieſen Ort zu ſeinem Aufenthalte, und begab ſich gegen das Ende des Jahres 1527 dahin, und da er bereits als ein witziger Kopf bekannt war, ſo wurde er von allen Perſonen von Stande mit vorzüglicher Achtung aufgenommen, und ſelbſt der Doge Gritti beehrte ihn mit ſeinem ganz beſondern Schutze.

Aretin gefiel ſich in ſeiner Lage überaus wohl. „Ich bin, ſagte er in einem ſeiner Brie„fe nicht mehr ein Ball des Glückes, und dan„ke Gott, daß er mein Herz vor der Habſucht „bewahret hat. (Eine der unverſchämteſten Lü-

Digitized by Google

„gen!) Ich bringe niemanden um ſeine Zeit, und „die Armuth anderer erreget in mir keine boshafte Freude. Ich theile das Hemd an meinem „Leibe und den Biſſen meines Mundes mit den „Meinigen. Ich ſehe meine Mägde als meine „Töchter, und meine Bedienten als meine Brüder „an. Die Ruhe macht die ganze Pracht „meines Hauſes aus, und die Freyheit iſt mein „Haushofmeiſter. Meine Tage fließen in Zu„friedenheit dahin, und ich wünſche nichts „mehr!“ doch, man wird in der Folge ſehr bald die andere Seite dieſes ſchönen Gemählbes ſehen.

Aretin war zu rachgierig, und ſeine Zunge zu zügellos, als daß er die in Rom empfangene Beleidigung ſo bald hätte verſchmerzen können, und da die Stadt eben damahls von den kaiſerlichen Truppen geplündert und der Papſt in der Engelsburg belagert ward, ſo ward er immer dreiſter, und machte verſchiedene Schmähſchriften wider den Papſt und die Cardinäle bekannt; dieſer beſchwerte ſich darüber bey dem Senate, daher der Doge ihn vor ſich fordern ließ, und ihm befahl, in Zukunft behutſamer zu ſeyn. Aretin, der leicht in Furcht zu ſetzen war, und den ein Widerruf keine Mühe koſtete, bath den Papſt 1530 ſchriftlich um Verzeihung, erklärte ſich für einen Verläumder, und verſprach ſich zu beſſern, und da der Papſt es in den damahligen Umſtänden ſo genau nicht nehmen durfte, auch der Weihbiſchof Vaſone zu Vicenza für ihn

bath, ſo erhielt er ein ſehr rühmliches Breve. Der Weihbiſchof, der den Kaiſer begleitete, als er über Trident wieder nach Deutſchland ging, wirkte ihm bey demſelben eine goldene Kette, und den Adelsbrief aus. Aretin nahm die erſte an, war aber ſo klug den letztern zu verbitten, weil es ihm an Mitteln fehlte, dem Adel gemäß zu leben.

Er hatte bey Gelegenheit ſeiner Ausſöhnung mit dem Papſte von demſelben das Verſprechen erpreßt, daß er eine ſeiner Schweſtern mit 500 thlr. ausſtatten wollte; allein ein neuer boshafter Zug ſeiner Zunge machte, daß der Papſt ſein Wort wieder zurück nahm. Doch wußte er den Cardinal Benedict d' Accolti zu bewegen, daß er in dieſem Stücke die Stelle des Papſtes vertrat. Dieſe Schweſter hieß Franciſca; ſie ward mit einem gewiſſen Orazio verheirathet, allein beyde ſtarben 1547, und hinterließen einen Sohn und eine Tochter, welche Muchio de Medici und Fridrich von Montaiʒu erziehen ließen. Aretin hätte nochmals die Tochter gern in ein Kloſter geſchaft; allein Muchio verheirathete ſie.

Da dasjenige, was Aretin ſich mit ſeiner Feder erwarb, zu ſeinen Ausſchweifungen nicht hinlänglich war; ſo wußte er von Zeit zu Zeit unter allerley Vorwänden beträchtliche Summen von ſeinen Gönnern zu erpreſſen. So ſchrieb er 1533 an den Cardinal Ippolito und drohete, daß er zu den Türken übergehen wollte.

Digitized by Google

„Ich werde, ſagte er, mein Alter, und meine „Armuth zu den Ungläubigen ſchleppen. Wenn „ihnen einer oder der andere die Schätze und „Würden rühmen ſollte, womit der römiſche Hof „das Verbrechen belohnt, ſo werde ich ihnen „die Wunden von den Stichen zeigen, welche „meine Liebe zur Wahrheit mir erworben hat, „und mein Elend wird ihnen zeigen, wie hoch „man daſelbſt die Tugend ſchätzt. Was das „Herz der Chriſten nicht erweichen können, wird „gewiß Barbaren rühren.“ Dieſer Kunſtgriff that ſeine Wirkung, denn in ſeiner Komödie la Corteggia verſichert er ſelbſt, daß er bereits im Begriffe geweſen ſey, ſich nach Conſtantinopel einzuſchiffen, als der König Franciscus I. von Frankreich ihn durch eine goldene Kette, der Herzog von Leve aber durch eine gute Penſion zurückgehalten hatte. Wenn er es in der Folge zu bedauren ſchien, daß er ſeinen Entſchluß nicht ausgeführet hatte, ſo geſchahe es wieder in keiner andern Abſicht, als einen oder den andern Großen um eine beträchtliche Summe zu ſchneutzen. Dergleichen niedrige Kunſtgriffe koſteten ihm nicht die geringſte Ueberwindung.

Als der Cardinal Farneſe unter dem Namen Pauli 3 den päpſtlichen Thron beſtieg, und Aretin befürchtete, daß die Geiſtlichen, welche er in ſeinen Schriften mehrmahls angegriffen hatte, ſich an ihm rächen würden, ſo bewegte er einen Anverwandten des Doge, daß

derſelbe bey dem Papſte um ein Breve anhielt, worin Aretin für einen päpſtlichen Hausbedienten erkläret ward. Die Geiſtlichen in Rom befürchteten, daß er wirklich Luſt habe, wieder in den Dienſt des Papſtes zu treten; allein er verſicherte, daß er weiter nichts verlange, als alle Monathe einmahl an den Papſt ſchreiben, und ihn mit Neuigkeiten unterhalten zu dürfen. Es iſt auch in der That nicht glaublich, daß er ſich von Venedig ſollte weggeſehnet haben, wo er ſeine ſchmutzigen und beleidigenden Schriften in aller Freiheit verbreiten konnte, und da dergleichen Auswurf immer am begierigſten geleſen wird, ſo war dieſes Gewerbe für ihn ſehr einträglich, und man bezahlte ſeinen ſchlüpfrigen und boshaften Witz in und außer Italien ſehr theuer. Man ſagt ſogar, daß ein gewiſſer, ſpaniſcher Prinz ſich alles, was Aretin heraus gab, durch einen eigenen Courier bringen laſſen, um nur ſeine Schriften in Spanien zuerſt zu haben. Ein Beyfall dieſer Art war mehr als zu hinlänglich einen ſeichten Kopf aufzublähen und zum Narren zu machen. Er rühmte ſich daher ſelbſt, daß er ohne ſeine Jahrgelder zu rechnen, ſich mit einer Flaſche Dinte und mit einem Buche Papier jährliche Einkünfte von 2000 thlr. von den Thorheiten anderer zu verſchaffen gewußt habe.

Alles ſeines Dünkels ungeachtet, merkte er doch bald, daß ſeine völlige Unwiſſenheit in den gelehrten Sprachen, ſeinem Beyfalle nacht

theilig werden könnte, daher er den Nicolaus Franco aus Benevent, deſſen Seele eben ſo ſchwarz war, als die ſeinige, nur daß er mehr Gelehrſamkeit beſaß, zu ſich nahm. Ich habe das Leben dieſes Menſchen bereits in dem vorigen Theile beſchrieben, und will das, was daraus zur Geſchichte des Aretin gehöret, hier nicht wiederhohlen, ſondern nur bemerken, daß Franco dem Aretin ſehr nützlich ward; daß aber ihre Freundſchaft von keiner langen Dauer war, weil ſie endlich mit Prügeln aus einander ſchieden, wobey doch Aretin den kürzern zog, indem Franco, der ihm am boshaften Witze überlegen war, ihn in der Folge auf das unbarmherzigſte mißhandelte. Aretin ward dadurch ein wenig klüger, und wählte in der Folge ſeine Gehülfen und Handlanger aus einer ſo dunkelen Claſſe, daß ſie ihm nicht Verdacht erwecken konnten.

So ſehr er nun auch von ſeiner Unwiſſenheit überzeugt ſeyn mußte; ſo ſtiegen doch ſein Stolz und ſeine Unverſchämtheit nach und nach zu einem faſt beyſpielloſen Grade, wozu denn freylich der Weihrauch, welchen alle Hohe und Niedere von verderbtem Herzen und Sitten ſeinem Witze brachten, das meiſte beitrug. Es ging ihm, wie den Lügnern, welche eine Unwahrheit ſo oft wiederholen, bis ſie ſelbige endlich ſelbſt glauben, daher er ſich denn am Ende in allem Ernſte für den wichtigſten Mann in ganz Europa hielt. Alle Fremden, welche

nach Venedig kamen, waren begierig den Mann zu ſehen, deſſen unbändige Zunge auch die gröſ= ten der Erde nicht ſchonte, und er war kurz= ſichtig genug, ihre Neugierde für Achtung zu halten. „Es kommen, ſchrieb er an den Alu= „no, ſo viel Menſchen zu mir, welche mir den „Kopf wüſte machen, daß auch die Stufen mei= „ner Treppe von ihren Füßen ſo ausgehöhlet „werden, als ehedem das Pflaſter des Capitolii „von den Rädern der Triumphwagen. Türken, „Juden, Indianer, Franzoſen, Deutſche und „Spanier belagern meine Thür unaufhörlich. „Schließen Sie daraus, wie viel Italiäner zu „mir kommen müſſen. Ich glaube, daß es leich= „ter ſeyn würde, Sie aus dem Dienſte des „Kaiſers zu ziehen, als mich ohne dieſem „Schwarm zu finden. Ich werde von Soldaten, „Prieſtern und Mönchen beſtürmet. Jeder „kommt zu mir, und trägt mir ſeine Klagen „vor. Ich bin das Orakel der Wahrheit ge= „worden, und Sie haben Recht, wenn Sie „mich den Secretär der ganzen Welt nen= „nen.“

Die Unverſchämtheit hat zu allen Zeiten ihre Freunde gefunden; aber nichts beweiſet die Thorheit ſeiner Zeitgenoſſen mehr, als die Art, wie ſich auch die gröſten der Erde gegen den Aretin betrugen. Kaiſer Carl der 5 wies ihm ein Jahrgeld von 200 thlr. auf das Herzog= thum Mailand an, und König Franciscus I. ſpar= te keine Summen, ihn auf ſeine Seite zu zie=

hen. Man weiß, wie eiferſüchtig beyde auf einander waren. Anfänglich vertheilte Aretin ſeinen Weihrauch unter beyden zu gleichen Theilen; allein das Jahrgeld gab der Wäge den Ausſchlag und er beſang nunmehr den Kaiſer allein. Als der Herzog von Atri ihn aufforderte, doch auch ſeinen König wie vorher zu loben, ſo gab er ihm zur Antwort: „Ich bin Ihres „Herren getreuer Diener, und werde es jederzeit ſeyn; aber ich lebe nicht von der Luft, „und ihr König hat noch niemahls gefragt, ob „ich zu eſſen habe, oder nicht. Die goldene „Kette, welche er mir verſprochen hat, iſt drey „Jahr unter Weges geweſen. Seit vier Jahren hat er mir keinen guten Morgen gebothen. Ich halte es mit dem, der nichts verſpricht, aber deſto mehr gibt. Franciscus war „lange Zeit der Abgott meines Herzens; aber „das Feuer, welches auf ſeinem Altar brannte, „iſt aus Mangel der Nahrung erloſchen.“ Als der Connetable von Montmorency den Brief las, ſo ſagte er in Gegenwart des Allemanni, wenn Aretin unpartheyiſch, und ſo wohl von dem Kaiſer, als dem Könige nach der Wahrheit reden würde, er ihm ein Jahrgeld von 400 thlr. verſchaffen wollte. Allemanni ſchrieb das an den Feilen, und dieſer antwortete mit der erſten Poſt, daß er dem Connetable gehorchen wolle, ſo bald er nur die Anweiſung auf die 400 thlr. ſehen würde. Allein aus dem Verſprechen des Montmorency ward nichts,

und es iſt ungegründet, wenn ſo viele Schriftſteller vorgeben, daß er ſo wohl von dem Könige von Frankreich als von der Pforte beſoldet worden. Beyde machten ihm Geſchenke; allein ein beſtimmtes Jahrgeld hatte er von ihnen nicht. Wer die damahligen Zeitumſtände kennt, wird es eben nicht fremd finden, daß die beyden eiferſüchtigen Monarchen ſo ſehr um des Läſterers Stimme buhlten. Man hatte damahls noch keine ſtehenden Armeen, daher den Fürſten mehr an dem Urtheile der Unterthanen ſo wohl als einzelner Perſonen außer ihrem Reiche gelegen war, beſonders, wenn es zum Kriege kam, da jeder der Parthey nachlief, für welche er eingenommen war. Da nun Aretin durch ſeinen in den Landesſprachen damahls wirklich ſeltenen Witz ſo viel über ſeine Zeitgenoſſen vermochte, ſo war es kein Wunder, daß jeder von den beyden Fürſten ihn zum Fürſprecher zu haben wünſchte.

Der Kaiſer war für den Vorzug, welchen Aretin ihm, oder vielmehr ſeinem Gelde gab, auch nicht unerkenntlich, ſondern verſäumte keine Gelegenheit, ihm ſeine Achtung an den Tag zu legen. Als er ſich einmahl auf der Reiſe befand, und ſein Secretär ihm eine Menge Depeſchen vorlegte, verlangte er bloß den dem Secretär aufgegebenen Empfehlungsbrief des Aretin an den Großherzog, unterſchrieb ihn und verſchob die übrigen bis auf eine andere Zeit.

Digitized by Google

Als der Kaiſer 1543 durch das Venetianiſche Gebieth ging, ſchickte der Senat den Guibaldo della Rovere, Herzog von Urbino, ab, den Kaiſer nebſt einigen von Adel zu bewillkommen. Da dieſer Herr ein Freund des Aretin war, ſo ging dieſer mit ihm, in der Hoffnung, den Kaiſer bey dieſer Gelegenheit von neuem zu ſchneutzen. Dieſer befand ſich zu Pferde, als die Geſandtſchaft der Republik zu ihm kam. So bald er den Aretin erblickte, mußte dieſer zu ihm kommen, da er ſich denn den ganzen Weg mit ihm allein unterhielt, und als er in ſein Quartier gekommen war, behielt er ihn auch in ſeinem Zimmer bey ſich, ſo dringende Geſchäfte er auch auszufertigen hatte. Bey dieſer Gelegenheit las Aretin ihm ein zu deſſen Lobe verfertigtes Gedicht vor, und beklagte ſich zugleich über die Saumſeligkeit, womit der Markgraf Gaſto ihm ſein Jahrgeld auszahlen ließ. Der Kaiſer lächelte, ſagte, er wollte ihn mit dem Markgrafen wieder ausſöhnen, und ließ ihm außer ſeinem Rückſtande den andern Tag noch eine beträchtliche Summe zum Geſchenke auszahlen.

Es iſt ſonderbar, daß dieſer Menſch, bey aller Frechheit und Unverſchämtheit ſeiner Feder, doch überaus ſchüchtern und verzagt in Gegenwart der Großen war. War das eine Folge ſeines böſen Gewiſſens, oder ein Mangel der Erziehung? Als der Kaiſer aus der Meſſe kam, winkte er dem Aretin ihm zu folgen; allein dieſer

verſteckte ſich ſo, daß die venetianiſchen Both-ſchafter ihn nirgends finden konnten. Der Kai-ſer war darüber ungehalten, vergab ihm aber doch, und ließ ihn der Republick als einen ihm nicht gleichgültigen Menſchen empfehlen.

Obgleich Aretin keine Luſt hatte, wieder nach Rom zu gehen, ſo ſuchte er doch aus Ei-gennutz mehrmahls mit dem Römiſchen Stuh-le ausgeſöhnet zu werden. Er glaubte auch wirklich, ſich den Papſt Paul 3. zum Gönner gemacht zu haben, und ſein Stolz verblendete ihn ſo, daß er ſich einbildete, der Cardinals-Huth ſey noch das geringſte, was er von dem-ſelben fordern könnte, daher er auch durch den Herzog von Parma wirklich darum anhielt. Ein ſolcher Bube fehlte dem heil. Collegio nur noch, daher es kein Wunder war, daß er eine abſchlägige Antwort erhielt, welches denn ſeinen Dünkel außerordentlich kränkte. Als Julius 3 den Thron beſtieg, erwachte ſeine Hoffnung von neuem, weil dieſer aus Arezzo gebürtig war, und folg-lich ſeinem Landsmann eine ſolche Kleinigkeit nicht abſchlagen könnte. Er wünſchte ihm da-her zu ſeiner Wahl Glück, und beſchenkte ihn zugleich mit einem Sonnette. Allein, obgleich der Bruder des Pabſtes zu ſeinem Beſten redete, ſo glaubte dieſer doch, das Sonnett ſey mit ei-nem Geſchenke von 100 thlr. und mit dem Ritterorden vom Lateran hinlänglich bezahlet.

Das

Das war eine neue Kränkung für ſeinen unbegränzten Stolz, indem der Ritterorden ſehr in Verachtung gekommen war, und nicht mehr als 80 thlr. jährliche Einkünfte damit verbunden waren. So unbedeutend nun dieſe Belohnung auch an ſich war, und ſo ſehr ſie den Aretin demüthigte, ſo befremdete ſie doch, eben weil ſie von dem heiligen Stuhle kam, jedermann, weil ſie ſo wohl mit den niedrigen Sitten des Poeten, als mit ſeinen ehedem zu Rom empfangenen Narben einen ſonderbaren Contraſt machte.

Allein Aretins Eitelkeit wußte ſich bald zu tröſten, indem er dieſen Orden als ein bloßes Vorſpiel zu weit höhern Ehrenſtellen anſahe, und nach und nach ſeine Abneigung vor dem Römiſchen Hofe verlohr. Als daher ſein Freund, der Herzog von Urbino zum oberſten Feldherrn der päpſtlichen Truppen ernannt ward, begleitete er ihn nach Rom, bey welcher Gelegenheit ihm in der That mehr Ehre wiederfuhr, als ein ſolcher Unhold erwarten durfte; denn als er ſich in dem Conclave vor dem Papſte auf die Knie werfen wollte, hob dieſer ihn auf, und küſſete ihn auf die Stirn. „Es wundert mich nicht", ſchrieb einer ſeiner Schmeichler bey dieſer Gelegenheit an ihn, „daß die Päpſte Sie umarmen, und die „Kaiſer Ihnen die rechte Hand geben, indem „Ihre Schriften die Unſterblichkeit nach eigenem „Gefallen austheilen. Mich wundert nur,

„daß ſie nicht ihre Staaten mit Ihnen thei„len.“

Allein Aretin fand ſich in ſeinen glänzenden Hoffnungen ſehr bald betrogen, indem dieſe und einige andere Ehrenbezeugungen alles waren, was er von dem Papſte erhielt. „Der Papſt“, ſchrieb er an einen ſeiner Freunde, „hat mich „zwar umarmt; allein ſeine Küſſe ſind keine „Wechſelbriefe.“ Da nun keine andere Wechſelbriefe erfolgen wollten, ſo ging er voller Verdruß von Rom wieder weg, und um ſeine gekränkte Eitelkeit doch mit etwas zu tröſten, ſo gab er in Venedig überall vor, er habe den Cardinals-Huth freywillig ausgeſchlagen.

Kränkte ihn deſſen ungeachtet die fehlgeſchlagene Hoffnung, ſo waren das bloße Kränkungen, die ſein unbändiger Stolz ihm ſelbſt bereitete; allein es fehlte nicht andern weſentlichern, die er ſich durch ſeine ſchwarze Verläumdung zuzog. Petrus Strozzi, General in Franzöſiſchen Dienſten, hatte dem Könige Ferdinand von Ungarn das Schloß Murano weggenommen, und Aretin, der es damahls mit dem Hauſe Oeſterreich hielt, machte darüber ein bitteres Gedicht auf den Strozzi. Dieſer, der keinen Spaß verſtand, ließ dem Pasquillanten drohen, daß er ihn in ſeinem Bette wolle ermorden laſſen. Aretin war der zaghafteſte Menſch von der Welt, daher er ſich in ſeinem Hauſe verrammelte, und ſo lange der General auf dem Ge-

biethe der Republick war, weder ausging, noch jemanden vor ſich ließ.

Aretin, der gern alle Fürſten in Europa gebrandſchatzt hätte, hatte dem Könige Jacob 1. von England den zweyten Band ſeiner Briefe dediciret, und wußte von Zeit zu Zeit die Belohnung dafür mit vielem Ungeſtüm zu fordern. Endlich erhielt er nach fünf Jahren die Verſicherung, daß der König ihm 500 thlr. zugedacht habe, und zugleich ſchrieb man ihm aus London, daß der Engliſche Geſandte, zu Venedig, der Graf von Arundel Befehl habe, ihm dieſes Geld auszuzahlen. Voller Habgier eilte er ſogleich zu dem Geſandten, und da er es nicht ſo gleich bekam, als er ſich eingebildet hatte, ſo beklagte er ſich in allen Geſellſchaften, daß der Geſandte ihn darum betriegen wollte. Dieſer verſtand eben ſo wenig Spaß als Strozzi, und ließ ihn von vier bis fünf ſeiner Leute wacker ausprügeln. Dieſer Vorgang machte viel Aufſehen, und Aretins Freunde riethen ihm, wider den Geſandten zu klagen. Allein die furchtſame Memme war auf einmahl der beſte Chriſt. „Denken Sie mir“, ſchrieb er an einen ſeiner Freunde, „nicht mehr an den Unglücklichen, der mich, der ich allein und unbewehret war, mit fünf bis ſechs bewaffneten Mördern überfiel. Er hat mir weder Schrecken noch Schaden zugefügt, und ich danke „Gott, daß er mir ein Herz gegeben hat, wel-

„ches keine Rache hegen kann, und keine ande„re Empfindung als die Liebe kennet. Ich „entſage aller Rache, indem ich weiß, daß der, „welcher wie Chriſtus ſeinen Feinden ver„giebt, wieder von Gott Vergebung ſeiner Sün„den zu hoffen hat. Wollte nur Gott mir „meine Vergehungen eben ſo ſehr vergeben, als „ich das empfangene Unrecht von ganzem „Herzen verzeihe. Ich gehe dieſe Woche zu „dem Abendmahle, welches ich gewiß nicht thun „würde, wenn ich noch einen Funken Rache in „meinem Herzen hegte.“ In der That, ein Heiliger hätte in keinem frömmern Tone ſprechen können. Aber der Stock! der Stock!

Bald darauf bezahlte der Engliſche Geſandte ihm die 500 thlr. deren Anblick ihn ſogleich völlig tröſtete.

Aretin muß dergleichen Abenteuer mehrmals gehabt, und einige derſelben ſind zuverläſſig bekannt. So weiß man, daß er ſchon zu Rom einmahl beynahe halb todt geprügelt worden, und daß nur Ferraguto de Lazzara ihn rettete. Andere ſind nur überhaupt bekannt, und faſt alle ſeine Zeitgenoſſen ziehen ihn mit den vielen Prügeln auf, die er ſich durch ſeine zügelloſe Zunge zugezogen. Cadamoſto ſchließt eine ſeiner Satyren mit dieſen Worten: „Ich „weiß zu gut, daß Aretin auf Koſten ſeines „Buckels erfahren hat, was eine Satyre ſagen „will.„ Tani ſagt von einem gewiſſen Schwätzer, daß er noch reicher an Worten ſey, als

Aretin an empfangenen Schlägen, und Boccalini verſichert, daß er von den empfangenen vielen Wunden und Prügeln an ſeinem Leibe wie eine Seekarte ausgeſehen habe. Das bekannte Sonnett, welches Marino zu deſſen Bilde verfertigte, iſt in eben dem Tone geſtimmt, ſo, daß man von ihm mit allem Rechte das wiederholen kann, was man von einem andern Taugenichts ſagte, daß er nehmlich ſo oft geprügelt worden, daß er es ſogleich fühle, von welchem Holze die Prügel wären.

So ſeltſam nun das Leben dieſes Unholden war, ſo abenteuerlich war auch die Art ſeines Todes. Ich habe ſchon bemerket, daß ſeine Schweſtern die Rolle feiler Dirnen zu Arezzo ſpielten. Man erzählte ihm einmahl, daß die eine derſelben einem ihrer Liebhaber einen liſtigen Streich geſpielet habe, worüber er ſo heftig lachte, daß er auch von dem Stuhle ſtürzte, und ſich ein Loch in den Kopf fiel, woran er gleich darauf ſtarb. Das Jahr ſeines Todes iſt nicht genau bekannt; allein Mazzuchelli beweiſet aus verſchiedenen Umſtänden, daß er 1557 geſtorben ſeyn muß. Da kein Schriftſteller die Zeit ſeines Todes bemerket, ſo ſcheinet es, daß er, wie mehrern ſeines Gelichters zu wiederfahren pflegt, noch bey ſeinem Leben verachtet und vergeſſen worden.

Ob es gleich öffentlich bekannt war, daß er keine Religion hatte, er ſich auch öffentlich damit brüſtete, ſo machte er doch die äußern Ge-

bräuche der Religion mit, und daher ward er auch in der Kirche des heil. Lucas beygeſetzt. Es iſt eine gemeine Meinung, daß folgende Grabſchrift auf ſeinen Leichenſtein geſetzt worden:

Condit Aretini cineres, lapis iſte, ſepultos,
Mortales atro qui ſale perfricuit.
Intactus Deus eſt illi: cauſamque rogatus,
Hanc dedit: ille inquit non mihi notus erat.

Allein es iſt nicht glaublich, daß der Patriarch von Venedig eine ſolche Spötterey an einem heiligen Orte ſollte geduldet haben; überdieß führen alle Schriftſteller, die dieſer Grabſchrift gedenken, ſie bloß vom Hörenſagen an, und keiner hat ſie ſelbſt geſehen, daher ſie allem Anſehen nach ein bloßes Spiel des Witzes iſt. Da ſie wirklich ein ſehr ſcharfes und treffendes Salz hat, ſo iſt auch der darin liegende Hauptgedanke auf mehrere Art und in mehrere Sprachen eingekleidet worden. Hier ſind noch ein paar lateiniſche Abänderungen.

Hic jacet, ille canis, qui peſſimus ivit in omnes,
Dempto uno, quem non noverat ille, Deo.

* * *

Amarus jacet hic, viator, hoſtis
Vivorum ſimul atque mortuorum;

Diis convitia nulla dixit, et ſe
Excuſans, ſibi cognitos negavit.

Ohne Zweifel iſt der Gedanke von dem Steph. Tabourot, Hrn. des Accords, einem witzigen Franzoſen des 16ten Jahrh. entlehnet, unter deſſen Gedichten ſich auch folgende Grabſchrift auf einen Verläumder befindet:

Biſſot rempli de médiſance,
Parle mal de tous en tous lieux:
Il mediroit même de Dieu,
S'il en avoit la connoiſſance.

Es ſind im vorigen bereits mehrere Züge von dem Charakter dieſes Mannes beygebracht worden; allein da er ſowohl in ſeinem Leben als nach ſeinem Tode durch ſo viele theils gute Gerüchte gegangen iſt, ſo verdient derſelbe wohl, daß man noch ein wenig länger dabey verweile.

Er beſaß Geſchmack, und war ein Liebhaber und Kenner der ſchönen Künſte, beſonders der Mahlerkunſt und der Muſik. Die Laute ſpielte er ſelbſt, und zwar ziemlich gut. Er war ein vertrauter Freund, ſo wohl von dem Titian als dem Michel-Angelo, und war Urſache, daß Kaiſer Carl 5 ſich von dem erſtern mahlen ließ, und ihm ſeine Bemühung mit 1000 Ducaten bezahlte.

— Zu ſeinen Laſtern gehören ſeine Verläugnung aller Sittlichkeit, ſeine niedrigen Ausſchweifungen in Anſehung des andern Geſchlechtes, und ſein unbegränzter Hang zum Wohlleben. Er iſt nie beredter, als wenn er für ein ihm gemachtes Geſchenk von ſeltenen Weinen oder andern Leckereyen danket. Sein Tiſch war immer auf das beſte beſetzt; er bewirthete ſeine Freunde gern, aß aber nicht gern bey andern, weil er es nirgends gut genug fand.

In Anſehung des andern Geſchlechtes war er von einem bey weitem nicht ſo feinem Geſchmacke; er überließ ſich hier immer dem Zufalle, und die Leichtigkeit entſchied immer ſeine Wahl. Eine ernſthafte Verbindung hatte er nie, dagegen hatte er unzählige Matreſſen aus allen Stockwerken. Er hatte ein Serail von weiblichen Bedienten, unter welchen er ſeine Umarmungen nach der Reihe theilte, und Sanſorino wirft ihm vor, daß deſſen ungeachtet ſeine Thüren den berüchtigſten und niedrigſten Geſchöpfen dieſer Art offen ſtanden. Es fehlte ihm daher auch nicht an allerley Abenteuern, welche dieſe Ausſchweifung veranlaſſete. Er hatte einen jungen Menſchen bey ſich, welchen er erzog, und zugleich zu ſeinen litterariſchen Arbeiten gebrauchte, aber von Zeit zu Zeit Miene machte, ihn zu verlaſſen. Um ihn zu feſſeln, verheirathete er ihn mit der Mariette del Oro, einer Nymphe aus ſeinem Serail, und ſchickte ihn bald darauf nach Frankreich, ein Ge-

Digitized by Google

ſchenk, welches König Franz I ihm verſprochen hatte, abzuholen. Allein Mariette packte einmahl in der Nacht alles zuſammen, reiſete ihrem Manne nach, und ließ dem alten Geck weiter nichts, als den Rock, welchen er anhatte.

Eine andere ſeiner Mägde, Perina Riccia wußte ihn vorzüglich zu feſſeln, indem er ſie in einer Krankheit von dreyzehen Monathen mit unermüdeter Sorgfalt wartete. Ungeachtet ſie ihm einmahl mit einem andern Liebhaber durchgegangen war, und eine Zeitlang Italien durchſtrichen hatte, ſo nahm er ſie doch wieder zu Gnaden an, und war beynahe untröſtlich, als ſie nachmahls ſtarb.

Daß eine ſolche Pflanzſchule nicht unfruchtbar geweſen ſeyn werde, kann man leicht denken. Catharina Sandella beſchenkte ihn 1537 mit einer Tochter, welche er nach ihrem Geburtsorte Adria nannte, und deren gute Bildung und Witz nachmahls ſeine ganze Zärtlichkeit auf ſich zog. Er trieb die Narrheit ſo weit, daß er auch eine Münze auf ſie prägen ließ, wo man auf der einen Seite das Bruſtbild der Sandella mit den Worten: Catharina Mater, und auf der andern den Kopf der Adria mit der Umſchrift: Adria Divi P. Aretini filia, ſahe. Er ließ ſie in einem Kloſter erziehen, und ſo bald ſie mannbar war, ſchrieb er überall Bettelbriefe aus, um ſie ausſtatten zu können. Der Großherzog von Florenz ſchenkte ihm 300, der Cardinal von Ravenna 200, der

Spaniſche Ambaſſadeur, Mendoza, 100 Ducaten. So gut er nun auch das Handwerk verſtand, ſo dauerte es doch acht Monathe, ehe er die 1000 Ducaten zuſammenbringen konnte, die er ſeinem Schwiegerſohne, dem Diobatelli Rota verſprochen hatte, und da dieſer die Heurath nicht eher vollziehen wollte, bis die ganze Summa vollzählig war, ſo mußte er ihm für das noch fehlende die goldene Kette verpfänden, welche er von dem Spaniſchen Prinzen Philipp bekommen hätte. Ob er ſie ihm nun gleich willig abtrat, ihm auch eine Anweiſung auf die erſte Dedication gab, die er ſchreiben würde, ſo war doch ſein Schwiegerſohn nicht eher aus ſeinem Hauſe zu bringen, als bis er ihm die ganze Summe bezahlet hatte, daher er die Neuvermählten 1550 erſt nach Urbino bringen konnte, wo die Familie Rota wohnhaft war.

Machte ihm nun die Unbiegſamkeit des Schwiegerſohnes Verdruß, ſo hielt der ſchmeichelhafte Empfang, welchen er zu Urbino antraf, ſeine Eitelkeit hinlänglich ſchadlos. Der Herzog und die Herzogin ſchickten ihm ein Detaſchement Reiterey acht Ital. Meilen von der Stadt entgegen, ließen ihn bey ſeiner Ankunft bewillkommen, und die folgende Nacht war die ganze Stadt erleuchtet. Allein die Ehe ward dadurch nicht glücklicher. Adria ward von ihrem Manne gemißhandelt und begab ſich wieder zu ihrem Vater. Dieſer ſöhn-

te zwar beyde wieder aus, es nahm auch die Herzogin von Urbino ſich ihrer an; allein die Ehe, welche bloß Ehrgeitz und Eigennutz geſtiftet hatten, blieb unzufrieden.

Im Jahr 1547 ward er mit einer andern Tochter beſchenkt, welche er Auſtria nannte, um dadurch die Kaiſerin für ſelbige einzunehmen; allein ſie ſtarb im zehnten Jahre ihres Alters. Eine dritte ſtarb noch in der Wiege. Da einer ſeiner Freunde es ihm verwies, daß er keine ſeiner Töchter legitimiren ließ, ſo gab er ihm zur Antwort: „warum ſollte ich den „Papſt, oder den Kaiſer mit einer ſolchen Kleinigkeit „behelligen? Die Empfindungen meines Herzens „erſparen meinen Kindern ſolche eitele Ceremonien.

Aretin war ein Mitglied der Akademien zu Siena, Padua und Florenz. In die erſtere ward er ſchon ſehr jung aufgenommen; in die zweyte kam er 1541 und in die dritte, 1545. Alle drey ſahen damahls nur noch bloß auf den Witz und bekümmerten ſich nicht um die Sitten ihrer Mitglieder. In der Folge wurden ſie in Anſehung der letztern ein wenig bedenklicher.

Daß Aretin Witz hatte, kann man ihm nicht abſprechen, und da man auf dieſe Fähigkeit damahls einen ſehr hohen Werth ſetzte, er ſich auch ſehr geſchickt an die Großen der Erde anzuſchmiegen wußte, daher viele hofften, daß ſie ihr Glück durch ihn würden machen können: ſo ward ihm auch von vielen ſeiner Zeitgenoſſen auſſerordentlich geſchmeichelt. Joſeph Ber-

tucci, Sonſorino, Dolce, Franc. Cuſano, Marcolini, Alex. Carraria, und Petrus Nelli dedicirten ihm ihre Schriften. Andere ſchickten ihm ihre Schriften zur Durchſicht und Verbeſſerung, wie von dem Johann Polio aus Arezzo, Franc = Aluno und Hier. Maggi bekannt iſt. Beſonders ſchätzte man ſeine Italiäniſche Schreibart, die daher auch von vielen als ein Muſter empfohlen ward.

Ein Mann von wahren Verdienſten würde ſich dadurch bloß zur Beſcheidenheit, und zum Streben nach höhern Vollkommenheiten haben bewegen laſſen. Allein Aretin, deſſen Eitelkeit und Stolz keine Gränzen kannte, nahm jede Schmeicheley als einen ihm gehörigen Tribut an, und weil das Lob anderer ihm noch viel zu unbefriedigend war, ſo verſchwendete er den Weihrauch mit vollen Händen an ſich ſelbſt. Schwerlich wird man noch einen Schriftſteller aufweiſen können, welcher ſich ſelbſt mit ſo vieler Unverſchämtheit gelobt hätte, als Aretin. Nachdem er in einem ſeiner Briefe die Dichter ſeiner Zeit gemuſtert hatte, ſo ſagte er, daß es ihm nur zuſtehe, Helden zu loben; „mir, fährt „er fort, der ich den Verſen Reitz, und der „Proſe Kraft zu geben weiß; nicht aber jenen „Schriftſtellern, deren Dinte parfumiret iſt, „und deren Feder nur Mignatur = Gemählde machen kann.“ Meine Lobſchrift auf Julius 3, „ſagt er an einem andern Orte, hat etwas „göttliches. Diejenigen Gedichte, worin ich ei-

„nen Julius, Carl, eine Catharina und einen „Franciscus Maria geſchildert habe, erheben „ſich wie goldene und ſilberne Coloſſen über die „marmornen und metallenen Bildſäulen, welche „andere ihnen errichten. In dieſen Gedich„ten, welche ſo lange dauern werden, als die „Sonne ſtehet, und ſich eben ſo weit verbreiten „werden, als ſie, entdeckt man die Zuründung „aller Theile, die Erhabenheit der Muskeln, die „Geſinnungen und die Profile der verborgenen „Leidenſchaften. Wenn ich Chriſtum ſo gepre„digt hätte, als ich den Kaiſer gelobt habe, ſo „würde ich mir ſo viele Schätze in dem Him„mel geſammelt haben, als ich jetzt Schulden „auf Erden habe.“

Freylich war die Raſerey, womit ſeine Zeitgenoſſen ihn erhoben, ſehr geſchickt, einen ſchwachen Kopf völlig zu verdrehen. Man ſagte ihm in das Geſicht, daß ſeine Feder mehr Fürſten unterjocht habe, als die berühmteſten Eroberer vermittelſt des Schwertes überwunden hätten, und daß er die Titel des Galliſchen, Pannoniſchen, Iberiſchen, Germaniſchen mit mehrerm Rechte verdiene, als diejenigen Kaiſer, denen die Schmeicheley ſie beygelegt habe. Man citirte ihn ſogar auf den Kanzeln, nannte ihn die Säule der Kirche, und den fünften Evangeliſten. Man behauptete, ſeine Schriften wären für das menſchliche Geſchlecht unendlich mehr werth, als die beſten Predigten, indem dieſe nur für geringe Perſonen beſtimmt wä-

ren, jene aber die Wahrheit bis in die Cabinette der Fürſten trügen. „Wenn, ſchrieb „Franc. Riggardini an ihn, die Wahrheit der „Sohn Gottes im Himmel iſt, ſo ſind ſie es „auf Erden. Nur Venedig allein iſt würdig, „ſie in ſich zu ſchließen. Sie ſind die Zierde „der Erde, der Schatz des Meeres, und der „Stolz des Himmels.“ Noch ärger machte es Gnatio von Foſſembrone, der ungeachtet er ein Mönch war, ihm folgendes Lob in das Geſicht warf: „Sie ſind die Säule, die Lampe, „und der Glanz der Kirche. Könnte ſie ſpre„chen, ſo würde ſie ſagen, ſo würde ſie befeh„len, daß die Einkünfte von Chieti, von San„ta Fiore, von Farneſe und ſo vielen andern „Orten, welche eine Beute ſo vieler Tauge„nichts ſind, dem Herrn Aretin gegeben wer„den, welcher ihr Ehre macht, ſie ſchmückt und „erhebet, in welchem ſich die Moral des heil. „Gregorius, die Gründlichkeit des heil. Hierony„mus, der Scharfſinn des heil. Auguſtin, und „der reiche Styl des heil. Ambroſius vereinigen. „Sie ſind ein neuer Johannes der Täufer, die „Bosheit und Heucheley zu entdecken und mit „Muth zu beſtrafen. Sie ſind ein zweyter Jo„hannes der Evangeliſt, die Frommen und Tu„gendhaften zu ermahnen und zu preiſen. „Man kann dasjenige auf Sie anwenden, „was Chriſtus zu dem heil. Petrus ſagt: Bea„tus es quia caro et ſanguis non revelavit tibi, „ſed Pater noſter qui eſt in coelis.“

Dümmer und plumper konnte wohl kein Mönch loben, zumahl da der Gegenſtand ſeines Lobes ein Menſch von bekannter Irreligion und der ſchlechteſten Denkungsart war. Allein Aretin nahm ſolche Lobſprüche nicht allein für bare Münze an, ſondern ließ ſie auch 1552 zu Venedig ſelbſt drucken, ohne zu bedenken, wie viele Schande ſie auch nur ſeinem Geſchmacke machen mußten, der Beſcheidenheit nicht einmahl zu gedenken. Es iſt noch dazu ſehr wahrſcheinlich, daß die meiſten dieſer von ihm herausgegebenen Briefe von ihm verändert und umgearbeitet worden, wie aus der Gleichheit des Styles, den dem Aretin ſo gewöhnlichen chronologiſchen Schnitzern und den Abweichungen ſeiner Ausgabe dieſer Briefe, von der Ausgabe des Tolomei von 1545 hinlänglich erhellet.

Faſt niemahls nannte man ihn, ohne ſeinem Namen das Beywort der göttliche beyzufügen, und er ſelbſt ſchrieb ſich ſo, ohne zu erröthen. Indeſſen muß man nicht vergeſſen, daß dieſer Titel im 16ten Jahrh. nicht ſo viel zu bedeuten hatte, als er jetzt ſcheinet, und Aretin machte ſelbſt ſo wenig daraus, daß er ihn auch einmahl einem bloßen Kartenmahler beylegte. Noch mehr erhellet ſeine Unverſchämtheit aus den übrigen Titeln, welche er ſich auf ſeinen Schriften gab. So nannte er ſich z. B. Divum Petrum Aretinum per di-

divinam gratiam hominem liberum, acerrimum virtutum ac vitiorum demonſtratorem. Nicht zufrieden ſich ſo oft mahlen und in Kupfer ſtechen zu laſſen, als er nur konnte, ließ er auch Münzen auf ſich prägen, welche er den Großen der Erde mit den unſinnigſten Lobſprüchen auf ſich ſelbſt, zum Geſchenke ſchickte. Außer der ſchon erwähnten auf ſeine Tochter Adria kennet man deren beſonders vier mit der Umſchrift: Divus Petrus Aretinus flagellum Principum, welche ſowohl in ſeinem Leben von dem Grafen Mazzuchelli, als auch in deſſen Muſeum Th. 1. Tab. 63. abgebildet und beſchrieben ſind.

Bey dem allen wollte doch der Unhold nicht für ehrgeitzig gehalten werden. „Man „kann mir, ſchreibt er in einem ſeiner Brie„fe, Fehler vorwerfen; allein des Stolzes wird „man mich gewiß nicht beſchuldigen können.“ In einem andern brüſtet er ſich, daß er niemahls in die Schlingen gerathen, welche ihm der Ehrgeitz gelegt habe, und in einem dritten dankt er Gott, daß er ihm ein Herz verliehen habe, welches weder Undank noch Stolz kenne.

Auf der einen der gedachten Münzen ſitzet Aretin auf dem Throne, und verſchiedene Perſonen ſtehen vor ihm, welche ihm Geſchenke bringen. Im Umkreiſe lieſet man die Worte: Principi tributati dai popoli il ſervo loro tributano. Ohne Zweifel hielten die Fürſten,

die

die ſich hier zu ſeinen Unterthanen erniedriget ſahen, ihn für einen Narren ohne Bedeutung, oder befürchteten auch, er möchte ſeine allgemeine Moral auf ſie beſonders anwenden, welches ihnen zu den damahligen Zeiten, aus den oben ſchon angeführten Gründen, nicht gleichgültig war. Die meiſten beſchenkten ihn, und dieß war ſo ſehr zur Mode geworden, daß auch Soliman und Barbaroſſa ſich derſelben unterwarfen. Lopez de Soria überreichte ihm im Nahmen der Kaiſerinn eine goldene Kette, drey Pfund ſchwer. Franciscus 1. ſchenkte ihm eine, welche 600 thlr. werth war, die ſchöne Arbeit nicht gerechnet. Die Glieder derſelben beſtanden aus feurigen mit Schlangen durchflochtenen Zungen mit der Ueberſchrift: Lingua ejus loquetur mendacium; über deren Sinn ſich mehrere die Köpfe zerbrochen haben. Die wahrſcheinlichſte Deutung iſt wohl die, daß der König es vorher ſahe, daß Aretin ſich durch unverſchämte Lobeserhebungen für ein ſo wichtiges Geſchenk dankbar erweiſen würde, und er ſparte ſie auch in dem noch vorhandenen Briefe in der That nicht.

Eine dritte goldene Kette bekam er von dem Erzherzog und Spaniſchen Prinzen Philipp, welche aber nur 100 thlr. werth war. Außer dieſen und vielen andern zufälligen Geſchenken, welche er in ſeinen Briefen ſorgfäl-

tig aufzählet, erhielt er auch von mehrern Fürſten ordentliche Gehalte. Der Kaiſer hatte ihm 200 thlr. auf das Herzogthum Mailand angewieſen und der Markgraf Gaſto vermehrte dieſen Gehalt mit 100 thlr. jährlich. Der Herzog von Urbino gab ihm 200 thlr. und Ludwig Gritti zahlte ihm jährlich auch eine Summe, deren Betrag aber nicht bekannt iſt. Balduin del Monte und der Prinz von Salerno, verſprachen ihm jeder jährlich 100 thlr. allein der erſte nahm ſein Wort bald darauf wieder zurück, und der letztere zauderte lange, ehe er es erfüllte.

Aber Aretin ward durch alle dieſe Zugänge nichts weniger als reich, denn er verthat alles wieder, ſo wie er es bekam, daher er zwar im höchſten Grade habgierig, aber nichts weniger als geitzig war. Wie jeder andere Thor ohne Verdienſte kleidete er ſich jederzeit auf das prächtigſte, und ließ es auch an ſeiner Tafel an nichts fehlen. Daß ſeine wollüſtige Ausſchweifungen ihm große Summen gekoſtet haben, kann man ohnehin ſchon denken. Man ſagt, er ſey auch gegen Nothleidende wohlthätig geweſen; aber nur Schade, daß er es ſelbſt iſt, der es ſagt. „Jedermann, heißt „es in einem ſeiner Briefe, kommt zu mir, als „wenn ich ein königlicher Schatzmeiſter wäre. „Wenn eine arme Frau niederkommt, ſo ge„ſchiehet es auf meine Koſten; wird ein Elen„der Schulden wegen eingeſteckt, ſo ſoll ich ihn

„frey machen. Nackte Soldaten, verunglückte „Reiſende, kurz alle Arten von Abenteurern wol„len ſich bey mir erholen. Jeder Kranke wen„det ſich an meinen Apotheker oder an meinen „Arzt.“ Geſetzt, es wäre auch nur die Hälfte von dieſen Prahlereyen wahr, ſo war es ganz natürlich, daß ein Menſch, der einen ſo verſchwenderiſchen Aufwand machte, die Augen des Elends auf ſich ziehen mußte, und eben ſo natürlich war es, daß er, wenn er gab, bloß aus Eitelkeit gab; wenigſtens zeigt die Sorgfalt, womit er ſeine Wohlthaten ausposaunet, daß die Güte des Herzens den wenigſten Antheil daran gehabt hat.

Ich habe oben bemerket, daß Aretin einen großen Theil ſeines Ruhmes ſeinem Style zu danken hatte, der damahls in Italien noch eben ſo roh und ungebildet war, als in andern lebendigen Sprachen. Es iſt auch wahr, manchen Schimmer hatte, der ihn Kurzſichtigen und Halbkennern empfehlen konnte, und da deren Anzahl immer die größte iſt, ſo iſt es kein Wunder, daß er ſeiner Schreibart wegen beynahe vergöttert ward. Allein es iſt nur wenig Kenntniß von den wahren Schönheiten des Styles nothwendig, die Mängel des Aretiniſchen einzuſehen. Er ſchreibt ſchwulſtig und unnatürlich, und übertreibt die Gedanken und Ausdrücke. Immer ſiehet man den Mann, der ängſtlich nach Witz

haſchet, der nichts, wie andere Menſchen ſagt, der ſich durch ein unverſtändliches Geſchwätz auszuzeichnen ſucht, und einen alltäglichen Gedanken durch eine dunkele oder koſtbare Wendung aufſtutzen will. Hier ſind ein paar Blümchen zur Probe: „Die Einbildungs„kraft durch die Feile der Sprache ſchär„fen. — Mit dem Garne der Ueberle„gung in dem Teiche des Gedächtniſſes fiſchen. „— Den Fuß der Reiſe auf den Weg der „Jugend ſetzen. — Das Maul der Leiden„ſchaften mit dem Gebiſſe der Vernunft bändi„gen. — Das Holz der Gefälligkeit an das „Feuer der Höflichkeit legen. — Das Geprä„ge der Liebe auf den Nahmen der Freund„ſchaft drücken. — Die Hoffnung in die Ar„me betrieglicher Verſprechungen begraben“, u. ſ. f. Ueberdieß perſonificirt er auf eine lächerliche Art lebloſe Dinge, verwandelt jedes Adjectiv in ein Subſtantiv, und wiederholt eine Redensart durch eine unangenehme Inverſion; ſo daß kein Mann von Geſchmack in ſeinen Schriften lange nach einander wird leſen können.

Da ſeine Unwiſſenheit jedermann bekannt war, und er ſie ſelbſt geſtehen mußte, ſo faßte er einen tödlichen Haß gegen die Alten, der denn auf alle ihre Freunde und Verehrer zurück fiel. Er gab die letztern ohne Unterſchied für gelehrte Diebe aus, und verglich diejenigen,

welche die Alten zu Muſtern nahmen, für Räuber, welche ihre Beute dadurch zu verbergen ſuchen, daß ſie das Wapen des rechtmäßigen Beſitzers auskratzen; woraus man ſiehet, was für armſelige Begriffe der Stümper von der Nachahmung der Alten gehabt hat. Eine lebhafte Einbildungskraft kann man ihm freylich nicht abſprechen; ſeine Schauſpiele haben Witz und Salz, allein ſie beleidigen die Regel der Schaubühne ſo ſehr, als den Wohlſtand. Es ſind eigentlich weiter nichts, als übel verbundene Geſpräche. Sein Versbau iſt hart, verwickelt, unnatürlich und ohne Reitz. Wenn er lobt, iſt er ganz unausſtehlich; mit dem feinen Lobe eines rechtſchaffenen Mannes von Geſchmack ganz unbekannt, — ſchlägt er ſeinen Held mit den plumpeſten übertriebenſten Lobſprüchen zu Boden und hält jeden, den er lobt, für eben ſo unverſchämt, als er ſelbſt war. Ein Beweis iſt das berühmte Sonnet auf Julius 3, welches die Römer allen bey dieſer Gelegenheit heraus gekommenen Gedichten vorzogen, ſo wenig poetiſches Verdienſt, Feinheit und wahren Witz es auch verräth.

Ich habe oben bemerket, daß ſeine Wolluſt alle Schranken der Vernunft und der Ehrbarkeit zerbrach. Seine Feinde haben ſich dieſes Umſtandes meiſterlich zu bedienen gewußt, ſeine Sitten und ſeinen Charakter von der ſchwärzeſten Seite zu ſchildern. Es wurde unter an

dern eine Münze auf ihn geprägt, wo man auf der einen Seite ſein gewöhnliches Bruſtbild, auf der andern aber den häßlichen Kopf eines Satyrs ganz mit männlichen Gliedern gekrönt und umgeben, ſiehet, mit der Umſchrift: Totus in toto et totus in qualibet parte. Man hält den Jovius für den Urheber dieſer Münze, auf welchen Aretin ein paar boshafte Verſe gemacht haben ſoll; allein beyde waren und blieben die vertrauteſten Freunde; daher es wahrſcheinlicher iſt, daß ſie von dem Franco herrühret, deſſen Leben ich in dem vorigen Bande beſchrieben und daſelbſt zugleich bemerkt habe, daß er einen ganzen Band ſchmutziger Satyren auf den Aretin drucken laſſen, worin er ihm vorzüglich ſeine ausſchweifende Wolluſt vorwirft.

Allein es gab noch mehrere, welche ihn nicht viel glimpflicher behandelten. Perion, ein Benedictiner, ließ zu Paris, 1551, eine heftige Schrift wider ihn drucken, welche er dem Könige Heinrich 2 und allen chriſtlichen Fürſten zuſchrieb. Doni gab eine ſeltſame Schrift heraus, Terre moto u. ſ. f. worin er zu beweiſen ſuchte, daß Aretin der Anti-Chriſt ſey.

Ungeachtet er von Zeit zu Zeit um die Gunſt des Römiſchen Hofes buhlte, auch manche Schmeicheley von demſelben erhielt, ſo wurden ſeine Schriften ihrer Zügelloſigkeiten wegen

dennoch verbothen, welches indeſſen nur machte, daß man ſie deſto begieriger las.

Man gibt ihn oft als den Verfaſſer des berüchtigten Buches de tribus Impoſtoribus an; allein wenn gleich ſeine Denkungsart dieſem Producte angemeſſen geweſen wäre, ſo wären es doch ſeine Fähigkeiten nicht; das Buch iſt Lateiniſch geſchrieben, und Aretin verſtund dieſe Sprache ſo wenig, daß er nicht eine Zeile ohne grammatiſche Schnitzer ſchreiben konnte. Ueberdieß iſt es, wenn es ja wirklich vorhanden iſt, älter als Aretin; wie Marchand in ſeinem Dictionn. hiſtor. weitläufig erwieſen hat, daher ihm mit dieſer Beſchuldigung unſtreitig zu viel geſchiehet.

Allein es iſt nichts deſto weniger gewiß, daß er in Anſehung der Religion eben ſo zügellos dachte, als in Anſehung der Tugend und Sitten. Bullard, Bayle und andere behaupten zwar, daß er ſich zuletzt belehret, und chriſtlichere Geſinnungen angenommen habe, und berufen ſich zum Beweiſe dieſes Vorgebens auf ſeine Paraphraſe der Pſalmen, und andere Andachtsbücher. Allein es iſt nur zu gewiß, daß er dieſe Bücher bloß aus der eitelen Abſicht ſchrieb, zu zeigen, daß er allen Gegenſtänden gewachſen ſey, vielleicht auch den Haß der Geiſtlichen zu mildern, vornehmlich aber, die andächtigen Damen, denen er dergleichen Sächelchen ſorgfältig zuſchickte, dadurch eben ſo

ſehr zu ſchneutzen, als er die Wolluͤſtlinge durch ſeine ſchmutzigen Schriften in Contribution ſetzte. Daß ſeine vorgegebene Bekehrung ein Hirngeſpinſt iſt, erhellet unter andern auch daraus, daß er ſeine Umſchreibung der ſieben Bußpſalmen, und ſeine Umanita del Criſto 1535 herausgab 1537 aber die oben gedachten Sonnette auf die ſchaͤndlichen Stellungen dem Baptiſta Zatti zuſchrieb. Es floſſen aus ſeiner Feder wechſelsweiſe, bald andaͤchtige, bald liederliche Schriften, und man hat bis auf den letzten Augenblick ſeines Lebens keinen Grund, eine Beſſerung von ihm zu vermuthen.

Eben ſo ungegruͤndet iſt Frehers Vorgeben, daß er durch die mehrmahls erhaltenen Pruͤgel endlich bewogen worden, der Satyre zu entſagen, und ſein Maul in den gehoͤrigen Schranken zu halten. Die Erfahrung lehret, daß dergleichen Zuͤchtigungen nur erbittern und die noch uͤbrige natuͤrliche Scham vollends erſticken. Aretin ſelbſt lehret ſolchen ſchwachen Koͤpfen, welche die Biſſe der Verlaͤumdung fuͤrchten, daß man ſolchen Hungerleidern das Maul nicht anders als durch Brod ſtopfen koͤnne. „Nur „durch Geſchenke, ſagt er, ſtopft man dem, der „beißt, das Maul“.

Es iſt indeſſen gewiß, daß Aretin die Geſchenke, welche er von andern erpreßte, und den Ruhm, welchen er bey ſeinen Zeitgenoſſen erſchlich, mehr ſeiner niedertraͤchtigen Schmei-

cheley, als ſeiner boshaften Zunge zu danken hatte, ob gleich viele das Gegentheil behauptet haben. Eben ſo ungegründet iſt des Zilioli Vorgeben in der Iſtoria dei Poeti Italiani, daß er in Italien herumgereiſet ſey, einen Spion abgegeben, und die erhaltenen Nachrichten den Fürſten theuer verkauft habe. Man weiß, daß Aretin niemahls gern reiſete, und von der Zeit ſeiner Niederlaſſung an faſt nicht von Venedig weggekommen iſt.

Er hatte bequemere Mittel, ſich in Anſehen zu ſetzen, und auf Koſten anderer zu leben. Seine erſte Sorge war, daß er für einen freymüthigen, wahrheitliebenden Mann gehalten werden möchte, der ſich durch kein menſchliches Anſehen blenden laſſe. Er ſagte mehrmahls, daß er keinen verächtlichern Menſchen kenne, als den, der Gutes thue, weil er zu ohnmächtig ſey, Böſes zu thun; vermuthlich geſchahe es zu Folge dieſes Grundſatzes, daß er ſo viel Böſes that, als nur in ſeiner Macht war. Allein in Anſehung der Großen war er vorſichtig genug; er konnte ſehr gut ſchweigen, oder ſchmeicheln, wenn es ſein Eigennutz erforderte, und wenn er tadelte, ſo that er es im Allgemeinen, ohne weder den Hof, noch den Hofmann zu nennen. Mit dem Römiſchen Hofe machte er ſich auf dieſe Art am liebſten zu thun, weil er hier die wenigſte Gefahr lief, und nichts als ſchwache Hoffnungen aufopferte;

Digitized by Google

denn er wußte aus Erfahrung, daß die Kirche niemahls gerne gibt. Wenn er ja jemanden nannte, ſo waren es immer ſolche, von welchen er bereits überzeugt war, daß ſie nicht rächen konnten oder wollten. In Rom machte man ſich aus ſeinen Schmähungen ſo wenig, daß auch Orſinio Fulvinio, welchen er einen ſchlechten Prieſter genannt hatte, ihm dafür dankte, daß er ihn wie einen Prälaten behandeln wollen. Denn ſonſt war niemand leichter zu ſchrecken und zum Stillſchweigen zu bringen, wie Aretin; man durfte ihm nur den Stock zeigen, ſo ward er ſo geſchmeidig als ein Handſchuh.

So ſtolz er auf ſeine eingebildete Vorzüge war, ſo war er doch nicht blind in Anſehung ſeiner Unwiſſenheit, daher er alle gelehrte Streitigkeiten ſorgfältig vermied, und wenn er ja in eine verwickelt wurde, ſo war er immer der erſte, der den erſten Schritt zu einem Vergleiche that. Berni, deſſen Ueberlegenheit er kannte, konnte ihn nicht auf den Kampfplatz bringen, indem er ſich lieber den niedrigſten Bedingungen unterwarf, als daß er ſich mit ihm hätte einlaſſen ſollen. Sein Streit mit dem Bernardo Taſſo war kaum entſtanden, als er ſchon durch Vermittelung des Sperone, welchen Aretin darum erſucht hatte, beygeleget wurde. Zwar griff er den Boyardo wüthend an, aber bloß, um ſich bey deſſen Geg=

Digitized by Google

ner, den Bembo einzuſchmeicheln, der ihm nützlicher werden konnte.

Mit der Gabe der niedrigſten Schmeicheley verband er die unverſchämteſte Betteley, und ſelten lobte er jemanden, daß er nicht zugleich ſeine Bedürfniſſe auf die rührendſte Art ſollte geſchildert haben. Er predigte den Fürſten die Freygebigkeit, als eine Tugend, welche ſie Gott ſelbſt gleich macht; anſtatt vor den Lügen und Widerſprüchen, zu welchen ihn das Bedürfniß zu ſchmeicheln verleitete, zu erröthen, machte er ſich vielmehr ein Verdienſt daraus. „Niemand, ſagt er in einem Briefe, wird mich „für ſo dumm halten, daß ich nicht die Fehler „des Colorits und die Unvollkommenheiten der „Zeichnung einſehen ſollte. Ich habe mir einen Styl gemacht, welcher zu allen Materien „paßt, und ich bin gezwungen, den Stolz der „Großen zu nähren, um wieder von ihnen ernähret zu werden. Ich trage Sie auf den „Flügeln der Hyperbole in den Himmel, und „verbinde mit der Kunſt die Reitze des Wohlklanges und der Harmonie. Ich drucke meine Gedanken auf das angenehmſte aus, ich „lege Kraft in meine Worte, und bediene mich „ſtatt der Ausſchweifungen der Metaphern „und übrigen Figuren der Schule. Das „ſind die Springfedern, welche die Gemüther „in Bewegung ſetzen, und die Zangen, welche „die von dem Geitze verſchloſſenen Thüren öfnen.„

— Und in einem andern Briefe: „Ich „bin nun einmahl in der Lage, in welcher ich „mich befinde, und bekümmere mich wenig um „die Wahrheit, wenn ich ſolche loben muß, „die es nicht verdienen“. Als ein Freund ihm einen Widerſpruch, deſſen er ſich ſchuldig gemacht hatte, zeigte, antwortete er: „ſagen Sie denen, „die mir dergleichen Vorwürfe machen, daß ſich „Peter Aretin in ſeinen Satyren ſo zeigt, als „er iſt, und daß er in ſeinen Lobſchriften die „Fürſten ſo ſchildert, wie ſie ſeyn ſollen. „Ueberdieß läßt die Armuth, welche mich zu „Boden drückt, mir keine Freyheit, an den „Wohlſtand zu denken.“ Beynahe ſollte man denken, daß ſich die Niederträchtigkeit und Unverſchämtheit nicht weiter treiben laſſe. Aber es kommt noch beſſer. „Das Fle„hen, das Bitten, die Klagen, ſchreibt er „an einen andern, deren ich mich bediene, die „Bezahlung des Jahrgeldes zu erpreſſen, wel„ches der Kaiſer mir bewilliget hat, iſt mir „ſehr nützlich. Ich überlade ſie ſo mit Dinte, „wenn ich ſie wieder überleſe, daß ich mich „des Lachens nicht enthalten kann. Thun ſie „desgleichen, wenn ſie ſehen, daß ich Pago„den opfere, welche meines Weihrauches unwür„dig ſind. Eben ſo können ſie die Ausdrü„cke, ich ſterbe vor Hunger, ich befinde mich „in der größten Verlegenheit, und ande„re Formelchen dieſer Art für Mährchen hal„ten.“

Er hatte mehr als ein Mittel dieſe niederträchtige Habſucht zu befriedigen. Oft beſchenkte er diejenigen, von welchen er ein Almoſen erwartete, um dadurch ihren Ehrgeitz zu einem noch größern Geſchenke zu reitzen. An den entfernteſten Höfen erkundigte er ſich ſorgfältig nach ſolchen Perſonen, von welchen er etwas zu hoffen hatte, und dann bekamen ſie gewiß einen Bettelbrief. Hatte man ihm Hoffnung gemacht, und erfüllete ſie nicht ſogleich, ſo ward er unverſchämt; ſo bald er aber das verlangte hatte, war er grob. Dem Schatzmeiſter des Königes von Frankreich, der ihm eine Belohnung ausgezahlet hatte, ſchrieb er: „wundern ſie ſich „nicht, daß ich ſchweige; ich habe alle meine „Kräfte auf das Bitten verwandt, und habe „nun keine zu danken mehr übrig". Oft bediente er ſich der Vermittelung der Großen eine Wohlthat von den Geringern zu erpreſſen. So muſte ſich Margaretha von Oeſterreich bey dem Herzoge von Camerino, Carl 5 bey dem Großherzoge, und der letztete bey dem Cardinal von Ravenna für ihn verwenden.

Daß ein ſolcher Menſch die Dedicationen ungenützt laſſen ſollen, iſt ſchon nicht zu vermuthen. Er beſtürmte jeden damit, deſſen Freygebigkeit ihm bekannt war, und es war ihm gleich viel, ob er dieſe Ehre einem Kaufmann oder einem Monarchen erwies, wenn nur ſeine Habgierde befriedigt ward. Ein Kaufmann,

Nahmens Carlo Affaetati hatte ihm einen Diamant und ein Halsband von 100 thlr. geſchenkt, und ſo gleich bildete er ſich ein, daß dieſer Mann eine Zuſchrift noch theurer bezahlen würde. Er dedicirte ihm daher den vierten Band ſeiner Briefe und zwar mit eben demſelben Kreisſchreiben, welches er an Könige zu richten pflegte. „Es thut mir leid, ſagte er, „daß ich ihnen nicht alles, was aus meiner Feder gefloſſen iſt, zugeſchrieben; aber ich widme „es ihnen von dieſem Tage an, und werde in „Zukunft bloß für ſie ſchreiben". Wenn eine Dedication ihm das nicht einbrachte, was er ſich eingebildet hatte, ſo ward er wüthend. Dem Papſt Paul 3, der ihm die Dedication ſeiner Oraſia nicht bezahlet hatte, ſagte er die ungezogenſten Grobheiten und drohete, ſeine Legende der Heiligen dem Groß-Sultan zu dediciren.

Bey dieſer Habgier darf es denn wohl nicht befremden, daß er alles arbeitete, was man nur von ihm verlangte und ihm nur bezahlte, daher auch die ſeltſame Miſchung ſeiner Schriften, welche bald andächtigen, bald weltlichen, bald ſchmutzigen Inhaltes ſind. Als die Markgräfinn von Peſcaria ihn aufforderte, ſeine Feder der Frömmigkeit zu widmen, ſo antwortete er: „der Wille anderer und meine Armuth ſind die „Urſache alles Uebels. Der Geitz der Fürſten

Digitized by Google

„iſt ſo groß, als meine Armuth, und wenn „meine Feder nicht gefällig und biegſam wäre, „ſo würde ich nichts als Complimente des Mit„leids hören". Auf Verlangen der Markgräfin von Saſto ſchrieb er das Leben der heil. Catharina und des heil. Thomas von Aquino. Balduin del Monte bewegte ihn, die Legende der Heiligen zu ſchreiben; allein ſo bald dieſer mit dem verſprochenen Jahrgelde inne hielt, hörte er auch auf, daran zu arbeiten. Seine übrigen andächtigen Schriften hatten ihr Daſeyn bloß dem Verlangen zu danken, mit dem Römiſchen Stuhle ausgeſöhnt zu werden.

Was Wunder, daß anhaltender Fleiß, Auswahl und Ueberlegung bey ſeinen Arbeiten ihm unbekannte Dinge waren. „Mein Leben, „ſagt er in einem ſeiner Briefe, iſt mir jetzt „eine Laſt, und es iſt mir unmöglich, den „Ehrgeitz der Großen zu befriedigen. Das Al„ter verſchlinget meine Einbildungskraft, und die „Liebe, welche ſonſt meine Fähigkeiten erweckte, „ſchläfert ſie jetzt ein. Ehedem machte ich in „einem Morgen vierzig Strophen; jetzt ſchätze „ich mich glücklich, wenn ich eine zu Markte „bringe. Meine Umſchreibung der Pſalmen „hat mir nur ſieben Tage, der Hofmann und „der Marechal nur zehn Morgen gekoſtet. Zu „dem Leben Chriſti habe ich nur dreyßig Tage „nöthig gehabt, und die ganze Sirena habe

„ich in weniger als ſechs Monathen vollen-„det“.

Er war daher auch mehr beſorgt, ſeine Arbeiten fertig zu bringen und zu vertrödeln, als ſie zu vollenden. Ihre Mängel und Fehler bekümmerten ihn nicht, wenn ſie nur abgingen. Niedrige Schmeicheley, bitterer Tadel und eine dreiſte Verläumdung, vertraten die Stelle der Gelehrſamkeit und der Richtigkeit des Styles und erhielten ihn ſein ganzes Leben hindurch. Er verachtete alles, was er nicht wußte und beſaß, und hörte nicht auf, dasjenige zu erheben, was ihm eigen war. Aber er täuſchte damit nur diejenigen, welche die Ausbrüche eines boshaften Herzens und eines verſchobenen Witzes für Merkmahle eines erhabenes Genies halten.

Nach allem dieſem iſt es unnöthig, viel von ſeiner Religion zu ſagen. Aretin war bey allen ſeinen Zeitgenoſſen dafür bekannt, daß er nichts glaubte, und er äußerte mehrmahls den Satz, daß poetiſche Erdichtungen Wahrheiten werden, ſo bald ſie nur etwas zu dem Nutzen der Kirche oder zu dem Ruhme der Heiligen beytragen. Deſſen ungeachtet machte er die äußern Gebräuche der Religion mit, aber bloß aus Furcht vor der Kirche. Daß ſeine Andachtsſchriften keinen Beweis ſeiner Religion abgeben können, iſt bereits oben bemerket worden.

Es

Es iſt nur noch übrig, daß ich von den Schriften dieſes Unholden das nöthige ſage, welche, ſo oft ſie auch gedruckt worden, doch insgeſamt ſehr ſelten ſind.

I. Schriften, welche ihm wirklich zugehören, und zwar

a. Proſaiſche.

1. Seine Dialoghi oder Geſpräche ſind in Anſehung des Styles ſeine beſte Arbeit, ungeachtet ſie in Anſehung des Inhaltes das obſcöneſte ſind, was man beynahe nur hat. Sie laſſen ſich in drey Theile theilen; der letzte, der von den Höfen und dem Kartenſpiele handelt, iſt noch am erträglichſten. In dem erſten beſchreibet er die wollüſtigen Ausſchweifungen der Nonnen, der Weiber, und der öffentlichen Huren, in dem zweyten aber handelt er von dem Geiſte und der Lebensart der letztern; in beyden ſchildert er nach der Natur ohne alle Rückſicht auf Tugend und Wohlſtand. Er nannte ſie zuerſt Capricci und hernach Ragionamenti, und ſie ſind ſehr oft, ſo wohl einzeln, als zuſammen gedruckt worden. Man will, daß die älteſte Ausgabe der erſten Geſpräche, Turin, 1536, 8, iſt; andere geben eine Ausgabe Venedig, 1535, 8. dafür an. Eines dieſer Geſpräche iſt unter folgendem Ti-

tel einzeln gedruckt: Ragionamento del Zoppin fatto frate, e Lodovico Putaſſiero dove ſi contiene la vita e genealogia di tutte le Cortigiane di Roma. Venedig, 1539, 8.

Der Dialogo delli Corti erſchien einzeln Venedig, 1538, 8, (Vogt Catal. libr. rar. S. 48.), und in eben demſelben Jahre ohne Meldung des Ortes und Verlegers, aber vermuthlich auch in Venedig, und gleichfalls in 8. Eine dritte Ausgabe erſchien in eben demſelben Jahre zu Novara. Noch andere Ausgaben ſind: Venedig, 1539, 8; ohne Meldung des Ortes; 1541, 8, (Haym Notizia de' libri rari, S. 178); ingleichen bey ſeinen Komödien ohne Meldung des Ortes bey Andrea Melagrano, 1589, 8.

Der Dialogo del Giuoco erſchien beſonders, Venedig, 1543, 8; eben daſ. 1545, 8; und unter dem Titel: de carte parlanti Dialogo di Partenio Etiro, Venedig, 1650, 1651, 8.

Von den vollſtändigen Ausgaben aller Geſpräche, welche nach ſeinem Tode erſchienen, ſind folgende bekannt. 1) Ragionamenti etc. ohne Meldung des Ortes, 1583, 1584, 8. Am Ende befindet ſich: Il commento di Ser Agreſto da Ficaruolo (d. i. del Caro,) ſopra la ſeconda Ficata del Padre Siceo, (d. i. del Molza,) con la Diceria de' naſi, (von eben

dem Caro.) 2) Ragionamenti etc. Nella nobil citta di Bengodi nell' Italia, altre volte più Felice, 1584, 8; wo noch beygefüget iſt: Dialoghi doi di Ginevra e Roſana, compoſti da M. Pietro Aretino. 3) Ragionamenti etc. Per Andr. Melagrano, 1589, ohne Meldung des Ortes, aber vermuthlich zu Paris, drey Bände in 8. Clement gibt in Bibl. cur. Th. 2, S. 44. das Format 12 an, und glaubt, daß von dieſer Ausgabe nur der dritte Theil vorhanden ſey. 4) Capriccioſi raggionamenti etc. ohne Jahr 1589, drey Bände in 12. Element Bibl. cur. Th. 2, S. 45. 5) Ragionamenti etc. Coſmopoli, 1660, 8. dieß iſt die vollſtändigſte Ausgabe, welche noch am häufigſten vorkommt, und welche im Bayle v. Aretin, in den Menagianis, Th. 4. S. 238. in den Act. Erud. 1744, S. 511. in Vogts Catal. S. 47. und in Sinceri Nachr. von raren Büchern, Th. 1, S. 125. und 186. beſchrieben wird.

In dieſer letzten Ausgabe ſoll doch nur in einigen Abdrücken La Putana errante, ovvero Dialogo di Maddalena e Giulia von dem Aretin, zuerſt ſeyn geliefert worden. Es iſt in der Folge über dieſes ſchmutzige Geſpräch geſtritten worden, ob es den Aretin oder den Laur. Veniero zum Verfaſſer habe, welchem letztern es viele ausdrücklich beylegen. Allein

Mazzuchelli beweiſet ſehr ausführlich und gründlich, daß man zwey ganz verſchiedene Stücke unter einerley Titel unterſcheiden müſſe, eines in Proſa, welches von dem Aretin iſt, und eines in Verſen, und zwar in Ottava rima, von welchem Veniero der Verfaſſer iſt. Das letztere wurde zu Venedig, 1531 und 1538 in 8, gedruckt. In der Vorrede zu der letzten vermehrten Ausgabe beklagt ſich Veniero ausdrücklich, daß man den Aretin für den Verfaſſer ſeines Gedichtes gehalten; und aus einer Stelle in den burlesken Gedichten Aretins erhellet, daß er zu ſeiner proſaiſchen Putana durch die poetiſche des Veniero veranlaſſet worden.

Es ſind die obigen Geſpräche, wo nicht alle doch einzelnen Theilen nach in mehrere Sprachen überſetzt worden. Die dritte Giornata des erſten Theiles überſetzte Ferdinando Suares unter dem Titel Coloquio de Las Damas, in das Spaniſche, 1607, 8, aus welcher Ueberſetzung Caſpar Barth ſeine Lateiniſche machte, welche unter dem Titel: Pornodidaſcalus, ſ. Colloquium muliebre Pet. Aretini, Frankfurt, 1623. 1624, 8, Zwikau, 1660, 8, bekannt iſt. Die Putana errante befindet ſich nebſt noch zwey Geſprächen Aretins Franzöſiſch in der Bibliotheque d' Aretin, welche der Aufſchrift nach, zu Cöln bey Peter Marteau, ohne Jahr, in 12. heraus kam,

und eine bloße Sammlung ähnlicher ſchmutziger Stücke verſchiedener Verfaſſer iſt. Eine andere Franzöſiſche Ueberſetzung eines ſeiner Geſpräche erſchien unter dem Titel: Dialogue des Courtiſanes de Rome, ohne Meldung des Ortes noch des Jahres in 12. Man hat auch eine deutſche Ueberſetzung und unter dem Titel: Petri Aretini Italiäniſcher Hurenſpiegel. Nürnberg, 1672, 4.

2. I ſette Salmi de la penitentia di David, eine Paraphraſe der ſieben Bußpſalmen. Sie kam zuerſt Venedig, 1534, heraus, und iſt hernach ſehr oft wieder aufgelegt worden: Venedig, 1536, 4; Florenz 1537, 8; Venedig, 1539, 8; ohne Ort, 1545, 8; Lyon, 1548, 12; Florenz, 1566, 8; unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig 1627, 12, und 1635, 16, und Lyon, 1648, 12. Man hat auch zwey Franzöſiſche Ueberſetzungen, eine von Jean Vaucelles, Lyon, 1540, 8, und die andere von Franc. de Roſſet, Paris, 1605, 12.

3. I tre libri dell' Humanità di Criſto. Venedig, 1535, 4; ohne Jahr und Ort in 8. Mit dem vierten Buche vermehrt, Venedig, 1539, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1540, 1541, 1545, 1547, 8; unter dem Nahmen Partenio Etiro, unter welchem ſeine andächtigen Schriften nach ſeinem Tode wieder aufgelegt wurden, um ſie vor dem Index zu ſichern, Venedig, 1628, und 1633, 8.

Digitized by Google

In das Franzöſiſche überſetzt, von Jean Vaucelles um 1549 Menage ſagt ſehr wahr, daß in allen Andachtsſchriften des Aretin der Styl unausſtehlich iſt, ſo daß man wohl ſiehet, daß er ſie bloß aus Eigennutz ſchrieb.

4. Il Geneſi con la Viſione di Noe, nella quale ſi vede i miſterj del Teſtamento vecchio e del nuovo. Venedig 1538, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1541, 1545, 8: unter dem Nahmen, Partenio Etiro und dem Titel: Dello Specchio dell' Opere di Dio nello ſtato della natura. Venedig, 1628, 1629, 12, 1635, 24, und 1636, 12. Von dem Vaucelles gleichfalls in das Franzöſiſche überſetzt Lyon, 1542, 8. Es ſoll auch in das Lateiniſche und Deutſche überſetzt ſeyn. S. Clement Bibl. cur.

Die letzten Werke ſind auch zuſammen gedruckt worden, und zwar unter folgendem Titel: Al beatiſſimo Giulio III Papa, come il ſecondo, ammirando, il Geneſi l' Humanita, di Criſto, e i Salmi. Venedig, 1551, 4.

5. La vita di S. Catherina vergine, diviſa in tre libri. Ohne Jahr und Ort, in 8, doch erhellet aus der Zuſchrift, daß es 1540 gedruckt worden. Man hat noch eine andere Ausgabe ohne Ort und Jahr gleichfalls in 8; ingleichen ohne Meldung des Ortes, 1541, 8; wie auch unter dem Nahmen Partenio

Etiro, Venedig, 1630, 1636, 12. Auch in das Franzöſiſche überſetzt, um 1550.

6. La Vita di Maria Vergine; auch ohne Jahr und Ort, aber 1540, oder 1541, 8; ingleichen ohne Ort, aber mit der Jahrzahl, 1540, 8; auch unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig, 1628, 1642, 12. Auch im vorigen Jahrhunderte in das Franzöſiſche überſetzt.

7. La Vita di S. Tommaſo Signor d' Aquino. Venedig, 1543, 8; auch mit den beyden vorigen zuſammen, Venedig 1552, 4; ingleichen, allein, unter dem Nahmen Partenio Etiro, Venedig 1628, 1630, 1636, 12. Vendramino über etzte es in Italiäniſche Verſe, indeſſen ſcheint deſſen Arbeit nicht gedruckt zu ſeyn.

8. La Cortigiana, Commedia. Venedig, 1534, 8; eb. 1535, 8; Mailand, 1535, 8; ohne Ort, 1537, 8; Venedig, 1539, 1545, 8; eb. 1550, 4, 1550, 1553, und 1589, 12. Maco aus Siena kommt nach Rom, des Gelübd ſeines Vaters zu erfüllen, und Cardinal zu werden. Da er weiß, daß er den rothen Huth nicht erhalten kann, wenn er nicht durch alle Cabalen des Hofes gehet, ſo wendet er ſich an den Meiſter Andres, der ihn zum Hofmann machen ſoll. Dieſer führet ihn in die Badſtube und läßt ihn in eine

Kuſe ſteigen, die er die Form der Cardinäle nennt. Nachdem er ihn raſiren und beräuchern laſſen, ſo macht er ihm weiß, daß er nunmehr allen Verſtand erhalten habe, der ihm fehlte, und reichte ihm einen Hohlſpiegel. Da Maco ſiehet, daß ſein Kopf um die Hälfte größer geworden, ſo bildet er ſich ein, daß auch ſeine Verdienſte gewachſen ſeyen, daß alle Weiber ihm nachlaufen würden, und daß er in kurzem Herr in Rom ſeyn würde. Aretin führete in dieſer Komödie den Sacriſtan der Peterskirche und den Prior der Franciscaner aus dem Kloſter Ara Cöli mit auf. Allein die Geiſtlichkeit war damahls noch nicht ſo kitzlich, daher das Stück zu Bologna 1537 öffentlich geſpielet ward.

9. Il Mareſcalco, Commedia. Venedig, 1533, 1535, 1536, 8; ohne Ort, 1539, 8; Venedig, 1540, 1545, 8, und 1553, 12. Auch unter dem Titel: Il Cavallerizzo Com. Ingegnoſa di Luigi Tanſillo. Vicenza 1601, und 1610, 12. (Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 43.) Ein Herzog von Mantua hat einen Marſchall, der ein Feind des andern Geſchlechts war. Der Herzog ſtellte ſich, als wollte er ihn verheirathen, und verſpricht ſeiner künftigen Braut 400 Ducaten zur Ausſteuer. Der Geitz ſiegt endlich über ſeine Abneigung, allein der Herzog ſtellt ihm einen jungen Menſchen als ein Mädchen verkleidet vor. So

bald der Marſchall den Scherz merkt, bekommt er ſeine ganze fröhlige Laune wieder. Dieſes und das vorige Stück beſtehet bloß aus einzelnen unverbundenen Scenen; Aretin wollte ſie völlig ausarbeiten, welches aber nicht geſchehen iſt.

10. L' Ippocrito, Commedia. Venedig, 1542, 8; eb. 1553, 12. Liſeo, ein alter durch lauter Unglück zur Verzweifelung gebrachter Vater ſchöpft auf die Vorſtellung des Heuchlers neuen Muth, und erhebt ſich über ſein Schickſal. Die Verfolgung ſeiner Schwiegerſöhne und die Ausſchweifungen ſeiner Töchter rühren ihn nicht mehr. Er verachtet ſogar die Gunſtbezeugungen, welche das Glück ihm erweiſen will, woraus der Verfaſſer den Schluß macht, daß dieſe Göttin nach dem ihrem Geſchlechte eigenen Eigenſinn, ihre Wohlthaten denen verſagt, welche ſie ſuchen, und ſie denen zuwendet, welche ſie verachten. Dieſes Stück enthält nichts von dem was der Titel verſpricht, und man findet bloß ein paar einzelne Züge wider die Andächtler.

11. Il Filoſofo, Commedia. Venedig, 1546, und 1549, 8. Alle Komödien Aretins ſind ſehr ſelten; aber dieſe iſt die ſeltenſte unter allen, daher auch niemand ihren Inhalt angegeben hat. Da die Inquiſition alle Schriften Aretins auf das ſchärfſte verbothen hatte, ſo nahm ein gewiſſer Jacob Do:

roneti um den Anfang des vorigen Jahrhunderts verſchiedene Veränderungen mit den drey letzten Komödien vor, ließ die ſchmutzigſten Stellen weg, änderte die Titel, die Nahmen der Perſonen und die Vorreden, und gab ſie unter dem Nahmen des berühmten Luigi Tanſillo zu Vicenza, 1601 und 1610, in 8 heraus. den Mareſcalco nannte er Il Cavallerizzo, den Ippocrito, Il Finto, und Il Filoſofo, Il Soſiſta.

12. La Talanta, Commedia. Venedig 1542, 1550, 1553, 12. Talanta, eine öffentliche Buhlerinn, beklagt ſich, daß ihr ein Mohr und eine Sclavin entlaufen wären, welche Tinca, ein Neapolitaniſcher Capitän, und Vergolo ein Venetianer, ihr geſchenkt hätten. Armillio, ein Edelmann aus Rom, der ſich in die Sclavin verliebt hatte, ſtellt ſich in die Talanta verliebt, damit er Zutritt in ihrem Hauſe haben möchte. Ueber ihren Verdruß betrübt begegnet er dem Blando, welchen er in Verdacht hat, daß er ſie entführet habe. Er dringt daher in ſein Haus, und erfähret hier, daß der vorgegebene Mohr die Frau des Marchetto, eines Sohnes des Vergolo iſt, welche man ſchwarz gefärbet habe, daß aber die Sclavin ein junger verkleideter Menſch iſt, der nachher mit der Tochter des Tinca verheirathet worden, und daß dieſe Verkleidungen aus keiner andern Abſicht geſchehen, als die Talanta zu prellen.

Digitized by Google

Dieſe Entdeckung heilet den Armillio von ſei⸗ner erſten Liebe, und er heirathet nunmehr die Tochter des Blando; Vergolo und Tinca bezahlen den Werth der Sclaven; und Talanta ſöhnet ſich mit ihrem alten Liebhaber Orſinio wieder aus.

Vier von dieſen Luſtſpielen, nehmlich il Mareſcalco, la Corteggiana, la Talanta, und l' Ippocrito, wurden zu Venedig 1553, 12, wieder aufgelegt, und kamen hernach zuſammen, 1588, 8, ohne Ort, aber vermuthlich zu Paris, heraus. Eine andere Ausgabe erſchien bey Andrea del Melagrano, ohne Ort, 1589, 8, der ſein Geſpräch beygefüget war.

13. Lettere. Aretin gab von Zeit zu Zeit ſeine Briefe heraus, welche er an ſeine Gönner und Freunde ſchrieb, ohne einmahl ſeine Bettelbriefe zu unterdrücken. Jeden Theil dedicirte er, um ſie noch einmahl bezahlt zu bekommen und dann verkaufte er ſie, um ſie noch zum dritten Mahle zu nutzen. Der erſte Theil erſchien zuerſt, Venedig, 1537, Fol. und iſt ſehr oft wieder aufgelegt worden: Venedig, 1538 bey drey Verlegern, alle drey Ausgaben in 8; eine andere Ausgabe von eben dem Jahre zu Venedig und Fol. hat ſo wie eine der vorigen 25 neue Briefe. Ferner, Venedig, 1539, bey drey verſchiedenen Verlegern in 8; eb. 1542, 8; eben daſelbſt unter dem Nahmen Partenio Etiro, und mit Weglaſſung der ſchmu⸗

zigſten Briefe, 1637, 8. Zweyter Theil: Venedig, 1538, F. und 1542, 8; ohne Ort, 1547, 8. Dritter Theil: Venedig, 1546, 8. Vierter: eb. 1550, 8. Fünfter: eb. 1550, 8. Sechſter: eb. 1557, 8. Alle ſechs Theile zuſammen erſchienen zu Paris, 1609, in ſechs Bänden in 8, welche Ausgabe in Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 41 beſchrieben wird.

Noch gehöret dazu: Lettere ſcritte al Sign. Pietro Aretino da molti Signori, Communita, Donne di Valore, Poeti ed altri excellentiſſimi Spiriti. Venedig, 1552, zwey Bände in 8. Clement l. c. S. 43.

Viele andere ſeiner Briefe befinden ſich in verſchiedenen Büchern und Sammlungen zerſtreuet, welche der Graf Mazzuchelli in ſeiner Lebensbeſchreibung dieſes Menſchen ſorgfältig angezeiget hat.

b. Poetiſche.

14. Laude di Clemente VII. Rom 1524, 4.

15. Eſortazione de la Pace tra l' Imperatore, e il Re di Francia. Eb. 1524, 4.

16. Canzone in laude del Datario. Eb. ohne Jahr, in 4. Alle drey Gedichte ſind von der äußerſten Seltenheit, daher Mazzuchelli in

ſeinem Leben Aretins den Anfang und Ende jedes derſelben hat abdrucken laſſen.

17. Sonnetti luſſorioſi. Ohne Jahr und Ort in 12. Es ſind dieß die oben gedachten wollüſtigen Gedichte, welche für 16 eben ſo ſchmutzige Figuren beſtimmt waren. Ob ſie wirklich unter die Kupferſtiche geſetzt worden, iſt unbekannt, weil noch niemand dieſelben geſehen hat. Allein ſie ſind auch beſonders in 12 gedruckt worden, da ſie denn 23 Seiten ausmachen, und ſtatt des Titelblates eine der gedachten obſcönen Stellungen enthalten. Sie ſind gleichfalls von der äußerſten Seltenheit.

18. Al gran Marcheſe del Vaſto dui primi canti di Marfiſa. Ohne Jahr und Ort in 4. Es muß zuerſt um 1532, zu Ancona ſeyn gedruckt worden, worauf es zu Venedig wieder aufgelegt wurde. Eine neue mit dem dritten Geſange vermehrte Ausgabe erſchien Venedig, 1537, 8; worauf es eben daſelbſt, 1540, 1541, 1544, 1545, 8, und 1630, in 24 wieder aufgelegt wurde. Vermuthlich bezahlte der Markgraf ihn nicht reichlich genug, daher er das Gedicht nicht vollendete, und das, was er ſchon fertig hatte, verbrennen ließ.

19. Stanze in lode di Madonna Angela Sirena. Venedig, 1537, 4; mit den folgenden Strambotti, eben daſ. 1544, 8; auch

in einigen Ausgaben der Stanze di diverſi des Dolce.

20. De le lagrime d' Angelica, due primi Canti. Ohne Jahr und Ort, 1538, und 1543, 8. Auch dieſes Gedicht iſt nicht vollendet, obgleich die Markgräfinn von Vaſto, welcher es dediciret iſt, es ſchon als vollendet bezahlet hatte. Die drey letzten Gedichte ſind auch unter dem Nahmen Partenio Etiro, zu Venedig 1630 in 24. zuſammen heraus gekommen.

21. Strambotti alla Villaneſca frenetica-ti dalla Quartana con le Stanze de la Sirena. Venedig, 1544, 8. Dieſes bittere Gedicht al facettiſſimo Trippa Cantianeſe ſtaſieri d'ogni ſenza menda Duca d' Urbino zugeſchrieben.

22. Ein Gedicht von fünf Geſängen auf die Markgräfinn del Vaſto, welche Crescimbeni geſehen, und verſichert, daß es Vennedig 1552, 8, gedruckt ſey.

23. L' Horazia di Pietro Aretino. Venedig, 1546, 8; eb. 1549, 12. Eine Art von Trauerſpiel in freyen Verſen, welches Aretin ſein Meiſterſtück nannte. Es iſt überaus ſelten; aber ungegründet iſt, daß es nur handſchriftlich vorhanden iſt, wie Boispreaux in ſeinem Leben Aretins vorgibt. Die Ausgabe von 1546 kommt in Vogts Catal. libr. rar. vor, und die von 1549 befindet ſich in der Bodleyiſchen Bibliothek zu Oxford.

Digitized by Google

24. Capitolo in laude del Magnanimo Sig. Duca d' Urbino. Ohne Ort und Jahr in 8. Man hat auch: Capitoli di P. Aretino, Lod. Dolce, Franc. Sanſovino, ed altri. Ohne Ort, 1540, 8; welches auf einer Auction in Holland mit 14 fl. bezahlt ward.

25. Ternari in gloria di Giulio II. e della Maeſtà della Reina Chriſtianiſſima. Lyon, 1551, 8; welches doch noch nicht der erſte Druck, ſondern nur ein Nachdruck iſt.

26. Li dui primi Canti di Orlandino. Stampato ne la ſtampa, pel Maeſtro della ſtampa, dentro de la Città, e caſa e non di fuora, nel mille, vallo circa in 8. Es ſollte ein burleskes Heldengedicht auf den Roland werden; indeſſen ſind hier nur die Anfänge des erſten und zweyten Geſanges abgedruckt. Auch dieß Gedicht iſt äußerſt ſelten.

27. Combattimento poetico del divino Aretino, e del beſtiale Albicante occorſo ſopra la guerra di Piemonte, e la pace loro celebrata nell' Accademia degl' Intronati di Siena. Ohne Ort, 1539, 8. Wider ein Gedicht des Joh. Alb. Albicante. Den ganzen ungeſitteten Streit erzählt Mazzuchelli in Scritt. Ital. v. Albicante umſtändlich.

28. Viele einzelne Gedichte in den Sammlungen und Schriften anderer, welche Mazzuchelli in ſeinem Leben Aretins ſorgfältig ange-

zeiget hat. Sieben Capitoli von ihm befinden ſich z. B. in den Opere burleſche del Berni, del Molza, e d' altri. London, 1723, 8. Viele andere, beſonders ſatyriſche Gedichte, welche er bey ſeinem Leben handſchriftlich ausſtreuete, ſind vielleicht nie gedruckt worden.

II. Ihm irrig beygelegte Schriften.

Außer den obigen hat man ihn von Zeit zu Zeit für den Verfaſſer mancher ärgerlicher Schriften ausgegeben, an welchen er doch keinen Theil hat, obgleich ſein Charakter denſelben völlig angemeſſen war. Die vornehmſten ſind:

1. Die berüchtigte Schrift de tribus Impoſtoribus, welche er auch um deswillen nicht geſchrieben haben kann, weil er viel zu wenig Latein verſtand.

2. Dubbj amoroſi di M. Pietro Aretino, ohne Jahr und Ort in 8; iſt ſicher von einem jüngern Verfaſſer und um 1600 gedruckt.

3. L' Alcibiade Fanciullo a Scuola di P. A. Oranges, 1652, 12. Iſt gleichfalls von einem jüngern, ihm aber übrigens ganz ähnlichen Schweine. In dem Catal. Bibl. Vilenbrouniana, Amſterdam, 1741, 8, wird es Th. 3. S. 103. mit folgendem Ausſpruche begleitet: Liber nefandus et abominabilis, dignusque ut auctor

auctor ejus cum omnibus ſuis exemplaribus fuiſſet combuſtus. Nach Beyers Memor. libror. rar. S. 70 gibt es davon zwey Ausgaben unter einerley Anzeige des Jahres, welche aber vermittelſt der Schrift leicht zu unterſcheiden ſind.

4. Ciualamenti del Grappa intorno al Sonetto, Poiche mia ſpeme è lunga a venir troppo, dove ſi ciarla a lungo delle lodi delle Donne, e del mal Franciofo. Mantua 1545, 8. Weil einige von dem Aretin entlehnte Ausdrücke darin vorkommen, ſo hat man auch dieſe ſchmutzige Schrift auf ſeine Rechnung geſchrieben. Allein, weil darin die Priapea des Franco gelobt, und Broccardo und Franco, welche beyde Feinde Aretins waren, darin due divini ſpiriti genannt werden, ſo kann es wohl nicht leicht von ihm ſeyn. Zu geſchweigen, daß er unverſchämt genug war, alle ſeine Schriften, auch die ſchmutzigſten nicht ausgenommen, unter ausdrücklicher Meldung ſeines Nahmens heraus zu geben.

35. Nicolaus Flamel, kein Goldmacher.

Wenn auf der einen Seite Marktſchreyer und Fantaſten von der Stimme des großen Haufen ſehr oft zu außerordentlichen Männern erhoben werden, ſo müſſen ſich auf der andern zuweilen rechtſchaffene, wenigſtens ganz gewöhnliche und unſchädliche Menſchen zu den Thoren und Unholden rechnen laſſen. Der letzte Fall iſt freylich ſeltener als der erſte; aber er iſt doch nicht ganz ungewöhnlich. Wenigſtens beweiſet Flamel, daß er möglich iſt.

Dieſer Mann iſt ſo viele Jahrhunderte hindurch von Adepten und Nicht-Adepten für eines der großen Lichter an dem Himmel der Goldköche gehalten worden, daß es beynahe niemanden mehr einfiel, auch nur einen Augenblick an der Wahrheit dieſes Vorgebens zu zweifeln. Zwar ſprach Naudé ihn von dem Beſitze des Steines der Weiſen frey, aber bloß um ihm ein anderes, vielleicht noch ſchimpflicheres Brandmahl aufzudrucken, indem er vorgab, Flamel habe ſich 1393, als die Juden aus Frankreich verjagt wurden, auf eine betrügliche Art auf ihre Koſten zu bereichern gewußt, und der leichtgläubige Paul Lucas macht gar einen ewigen Juden aus ihm, der noch jetzt in Indien

herumwandere, und tauſend Jahre zu leben beſtimmt ſey.

Es iſt traurig, daß Mährchen, wenn ſie ſich einmahl in der Geſchichte einſchleichen, eben ſo ſchwer daraus zu vertreiben ſind, als das Unkraut von einem Weitzenacker. Wer weiß, wie lange der ehrliche Flamel und ſeine Hausehre Pernelle ſich noch zu den Goldmachern oder Betriegern hätten müſſen zählen laſſen, wenn ſich nicht ein gelehrter und unverdroſſener Franzoſe der neueſten Zeit die undankbare Mühe genommen hätte die Geſchichte dieſes theuren Ehepaares auf das ſorgfältigſte zu unterſuchen. Er war dabey ſo glücklich, daß er in Paris noch alle die nöthigen Urkunden auffinden konnte, welche erfordert wurden, eine ſo vollſtändige und kritiſche Geſchichte zu verfertigen, als man nur von ſehr wenig Privat-Perſonen aus dem 14ten Jahrh. hat und haben kann *). Es erhellet daraus, daß Flamel

*) Es iſt dieſes der Abbé Steph. Franciscus Villain, welcher in ſeiner Hiſtoire de la Paroiſſe de S. Iacques de la Boucherie à Paris, Paris, 1758, beyläufig von dem Flamel handelte, und bewies, daß ſein hinterlaſſenes Vermögen bey weitem nicht ſo groß geweſen, als von der rüſtigen Zunft der Goldmacher vorgegeben werde. Den leichtgläubigen Benedictiner Dom Pernety, dauerte es, daß ein ſo ſchönes Mährchen aus der Geſchichte auf immer verwieſen werden ſollte, daher er ein Schreiben in Frerons Année litteraire von 1758 einrücken ließ, worin er ſich deſſelben auf das

ein rechtſchaffener Bürger zu Paris war, der ſich ſeiner Hände Arbeit nährte, und zwar ein ganz anſehnliches Vermögen hinterließ, aber nicht mehr, als er auf eine ganz begreifliche Weiſe erwerben konnte; wenigſtens nicht ſo viel, daß er deswegen in den Verdacht der Goldmacherey, oder eines an den Juden begangenen Betruges verdächtig werden dürfte. Es wird das hoffentlich aus der folgenden Geſchichte erhellen.

Die erſte Hälfte ſeines Lebens iſt ſehr unbekannt, daher ſich auch weder der Ort, noch das Jahr ſeiner Geburt mit Gewißheit angeben läßt. Allem Anſehen nach war er um 1340 oder bald nach dieſem Jahre geboren.

eifrigſte annahm, und daſſelbe aus allen Kräften zu vertheidigen ſuchte. Dieß bewegte den Villain die ganze Geſchichte nochmahls auf das genaueſte zu unterſuchen, worauf er ſie mit allen nöthigen Urkunden, unter folgendem Titel heraus gab: Hiſtoire critique de *Nicol Flamel* et de *Pernelle* ſa femme. —— Par M. L. V. (Villain) Paris, 1761, 19 Bog. in gr. 12. Pernety konnte ſich noch nicht zufrieden geben, und ſuchte daher in dem Année litteraire aus einer eigenhändigen Handſchrift Flamels zu beweiſen, daß er wirklich ein Goldmacher geweſen. Villain beantwortete auch dieſen Einwurf auf das bündigſte, in einer Lettre à M. ... ſur celle que D. *Pernety* a fait inſerer dans une des Feuilles de Mr. *Freron* de cette année 1762. Paris, 1762, 12. Aus dieſen Quellen habe ich das folgende Leben dieſes Mannes zuſammen gezogen. Pernety kündigte zwar in ſeinem letzten Briefe eine weitläuftigere Widerlegung des Villain von einem erfahrnen Manne (vielleicht von einem Goldmacher) an, welche aber nicht erſchienen iſt.

La Croix du Maine verſichert, daß er aus Pontoiſe gebürtig geweſen, und ein Vermächtniß, welches er nachmahls in ſeinem Teſtamente der Pfarrkirche Notre-Dame in der Vorſtadt zu Pontoiſe hinterließ, macht dieſes einigermaßen wahrſcheinlich.

So viel iſt gewiß, daß er wenigſtens die größte Zeit ſeines Lebens in Paris gewohnt hat. Er nennet ſich in allen noch vorhandenen Urkunden einen Bürger und Schreiber, und zuletzt gegen das Ende ſeines Lebens heißt er geſchworner Abſchreiber (Librarius juratus) der Univerſität zu Paris. Eben ſo unbekannt iſt ſeine theure Hälfte Pernelle ihrer Herkunft nach. Vermuthlich war ſie aus Paris; wenigſtens hatte ſie eine Schweſter, welche daſelbſt verheirathet war, ſo wie ſie, vor ihrer Heirath mit dem Flamel, ſchon zwey Männer in dieſer Stadt gehabt hatte. Beyde waren arbeitſam und ſuchten etwas vor ſich zu bringen, und Beyde waren ſo andächtig, als man es damahls zu ſeyn pflegte. Wenn ja ein Unterſchied zwiſchen beyden war, ſo war es der, daß der Mann eine ſtärkere Portion Andächteley zu haben ſchien, als die Frau, welche ſich vermuthlich lieber putzte, als betete; daher ſie auch für eine Bürgerinn eine ganz hübſche Garde-Robe hinterließ. Nach dem Tode ſeiner Gattin hing Flamel ganz ſeiner Andacht nach, lebte dabey eingezogen und ſparſam, und war

tete ſeinen Beruf mit dem größten Fleiſſe ab, und vermehrte dadurch ſein Vermögen, welches er, da er keine Kinder hatte, nach dem Geſchmacke ſeiner Zeit zu milden Stiftungen verwandte.

Das iſt mit wenig Worten das ganz einfache Leben dieſes ſo ganz gewöhnlichen Mannes, welches man mit Gellerten noch kürzer ſo faſſen könnte: er lebte nahm ein Weib und ſtarb. Aber um begreiflich zu machen, wie Unwiſſenheit und Hang zum Wunderbaren ein ganz gemeines Ehepaar ſo heraus heben können, ſo muß ich daſſelbe wohl ein wenig umſtändlicher erzählen, ſollte ich dabey gleich Gefahr laufen, mehr als einen Leſer in den Schlaf zu plaudern.

Flamel war arbeitſam und ein guter Wirth, daher er auch bereits vor ſeiner Heurath etwas vor ſich gebracht hatte. Da er noch jung und in ſeinem Berufe geſchickt war, ſo fiel es ihm nicht ſchwer, ſich bey der Pernelle einzuſchmeicheln, welche ſchon ein gewiſſes Alter hatte, und bereits Wittwe von zwey Männern war, aber ein anſehnliches Vermögen beſaß. Wenn beyde einander geheirathet haben, iſt nicht genau bekannt; allein es ſcheinet, daß ſie 1372 noch nicht lange verheirathet geweſen; denn in dieſem Jahre errichteten ſie die noch vorhandene erſte Donation, worin eines das andere zum Erben ſeines Vermögens einſetzte.

Beyder Vermögen muß nicht unbeträchtlich geweſen ſeyn. Pernelle brachte die Früchte ihrer Arbeit und ihrer beyden vorigen Heurathen zu ihrem Manne, Flamel aber, der ſo arbeitſam als haushältig war, vermachte ihr den Ertrag ſeines Fleiſſes und ſeiner Kunſt.

Er war ein Schreiber und vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt war dieſes Gewerbe gewiß einträglich. Alle gerichtlichen Acten, alle Befehle, Memoriale, Bittſchriften, Rechnungen u. ſ. f. gingen durch die Hände eines ſolchen Mannes, und mußten oft mehrmahls abgeſchrieben werden. Sie gaben Unterricht im Schreiben, und hatten die Söhne aus den vornehmſten Häuſern zu ihren Schülern, welche ihnen ihre Bemühung gewiß reichlich bezahlten. Ueberdieß verfertigten ſie alle Abſchriften von Büchern, welche zu dieſer Zeit ſehr theuer bezahlet wurden. Weil nun des Schreibens ſehr viel war, ſo hielt ein ſolcher Schreiber, wenn er Bürger und Meiſter war, oft ſehr viele Leute, deren arbeitſame Hände zu ſeiner Bereicherung dienten. Es war daher kein Wunder, wenn ſolche Leute bey einer ordentlichen Wirthſchaft zu Vermögen kamen, und Villain führet mehrere Beyſpiele von ſolchen Schreibern dieſer Zeit in Paris an, welche ſich eigne Häuſer kaufen konnten.

Nachdem Flamel und Pernelle ihr beiderſeitiges Vermögen mit einander verbunden

hatten, ſo vermehrten ſie daſſelbe durch Fleiß und Haushältigkeit, und kauften von dem, was ſie zurück legten, eine Menge kleiner Renten. Ihre erſte Sorge war, wie es ſcheinet, dahin gerichtet, ſich ein eigenes Haus zu bauen. Sie kauften daher in demjenigen Viertel, in welchem damahls die Schreiber wohnten, an der Ecke der Gaſſe Marivaux eine wüſte Stelle, baueten ſich ein Häuschen darauf und ſchmückten es mit Bildern und Inſchriften nach dem Geſchmacke ihrer Zeit aus.

Dieſe auf Stein gekratzte Figuren und Inſchriften ſollen nun, wie die Goldmacher wollen, geheimnißvolle Zeichen geweſen ſeyn, wodurch ſich Flamel ſeinen Kunſtgenoſſen als einen Adepten angekündiget habe. Ein Theil dieſes Hauſes ſtand noch 1756 ſo wie Flamel es hatte bauen laſſen, daher Villain in ſeiner Hiſt. de la Paroiſſe de S. Iacques daſſelbe nach allen Figuren und Aufſchriften weitläufig beſchrieb. Allein hieraus erhellet zugleich, daß nicht das geringſte Alchymyſtiſche darin vorhanden war, ſondern daß es Bilder von Heiligen und andächtigen Sentenzen waren, die die Unwiſſenheit der folgenden Zeiten nicht leſen konnte, und ſie daher in ihrer Einfalt für große Geheimniſſe hielt. Unter den Inſchriften befanden ſich nur zwey, welche nicht die Andacht zum Gegenſtande hatten. Die eine war ein Diſtichon, welches Flamel vermuthlich von dem

Digitized by Google

Rathhauſe zu Paris entlehnet hatte, wo es neben der Bildſäule Enguerrand de Marigni ſtand. Die andere aber lautete ſo:

> Chacun ſoit content de ſes biens;
> Qui n' a ſouffiſance, il n' a riens.

Villain vermuthet aus dieſen Worten, daß ſeine Zunftgenoſſen ihn wegen ſeiner reichen Heirath beneidet, daher er ihnen mit dieſen Verſen den Mund ſtopfen wollen. Dem ſey wie ihm wolle, ſo wird man in dieſen und den übrigen Inſchriften eher alles als den Stein der Weiſen finden, wenn man anders den Stein der Weiſen noch in etwas andern, als in der Genügſamkeit und Zufriedenheit ſollte ſuchen wollen.

Pernety machte den Einwurf, der aber zur Hauptſache nichts beyträgt, daß das noch vorhandene Haus viel zu klein ſey, Koſtgänger und zwar Koſtgänger vornehmer Herren zu faſſen. Daß Flamel dergleichen gehabt, iſt aus Urkunden erweislich; er muß alſo auch den nöthigen Platz dazu gehabt haben. Villain beweiſet daher, daß das heutige Haus Flamels, welches das Eckhaus an der Schreiber= und Marivaux=Gaſſe iſt, nur die Hälfte ſeines ehemahligen Hauſes ſey, und daß dieſes gleich nach ſeinem Tode getheilet worden, daher er in ſeinem Leben Platz genug gehabt haben könne.

Die Schreiber dieſer Zeit hatten außer den Schreibſtuben in ihren Häuſern, gewiſſe

öffentliche Buden, wo ſie oder einige ihrer Leute täglich zu finden waren, und wo jeder, der etwas zu ſchreiben oder abzuſchreiben hatte, ſie zu finden wußte. Auch Flamel hatte eine ſolche doppelte Bude, welche ihm und ſeiner Frau gemeinſchaftlich gehörte, und da ſie doppelt war, ſo iſt ſolches ein Beweis, daß er vor andern viel zu thun hatte.

Flamel und ſeine Frau beſchäftigten ſich nach ihrer Heirath allem Anſehen nach bloß mit fleiſſiger Abwartung ihres Gewerbes, um ihr Vermögen nicht allein zu erhalten, ſondern auch zu vermehren. Ohne Zweifel waren ſie darin glücklich, und da ſie keine Kinder hatten, ſo ſetzten ſie einander $137\frac{2}{3}$ zu ihren gegenſeitigen Erben ein, welches ſie nach der Zeit noch einige Mahl beſtätigten; doch davon hernach.

Aber nunmehr gehet die geheimnißvolle hermetiſche Geſchichte an, denn der Verfaſſer der hieroglyphiſchen Figuren, deren ich im folgenden gedenken werde, läßt ihn fünf bis ſechs Jahr nach der erſten Donation, d. i. um 1379 ſeine alchymiſtiſchen Abenteuer anfangen, welche das einförmige Leben eines ehrbaren Bürgers auf einmahl aufheitern. Es ward ihm ein Buch zum Verkaufe gebracht, und er kaufte es für zwey Gulden. Es hatte einen Band von ſauber gearbeiteten Kupfer, zarte Blätter von Baumrinden, die mit vielem Fleiſſe mit einer eiſernen Spitze beſchrieben waren. Der Verkäufer wußte nicht, was für

einen unermeßlichen Schatz er für ein Spottgeld hingab, und der Käufer ließ ſich eben ſo wenig davon träumen. Eine Aufſchrift mit großen vergoldeten Buchſtaben enthielt eine Zuſchrift an das Jüdiſche Volk von Abraham dem Juden, einem Fürſten, Prieſter, Leviten, Aſtrologen und Philoſophen. Das Buch beſtand aus drey Mahl ſieben Blättern, (ſehr geheimnißvoll gezählt,) und viele derſelben enthielten ſehr ſchön illuminirte Figuren. Die Schrift war lateiniſch, ſchön, rein und gemahlt. Sie enthielt Troſtgründe und Rathſchläge für die Juden, aber außerdem auch eine Vorſchrift, wie man die Metalle verwandeln könnte, in ganz gewöhnlichen Worten. Aber Jammer Schade war es, daß das primum agens nicht in Worten beſchrieben, ſondern nur in den Figuren abgebildet war. Kurz, es war das ſchönſte Buch, welches man nur ſehen konnte, daher es denn kein Wunder iſt, daß Flamel ſo gleich ausrief, daß es den armen Juden müßte ſeyn geraubet worden.

Nunmehr läßt der Verfaſſer den Flamel ſo fortfahren: „Nachdem ich das Buch in meinen „Händen hatte, that ich Tag und Nacht nichts, als „darin ſtudiren. . . Da ich nicht wußte, womit „ich den Anfang machen ſollte, welches mich außerordentlich kränkte, ſo blieb ich zu Hauſe, und „ſeufzete alle Augenblicke. Meine Frau Pernelle, welche ich kurz vorher geheirathet hatte,

„war darüber erſtaunt, tröſtete mich, und frag„te mich voller Muth, ob ſie meinem Kummer „nicht abhelfen könne.“ Der gute Mann ſetzt hinzu, daß er ſeine Frau wie ſich ſelbſt geliebt, daher es ihm unmöglich geweſen, ihr etwas abzuſchlagen. Er ward auch in der That ſo weich wie Wachs, und plauderte alles heraus. Er zeigte ihr den gekauften Schatz und machte ſchreckliche Augen; der ſchöne Einband, die Figuren und Bilder blendeten ſie, und ſie verliebte ſich ſo ſehr darein, wie ihr Eheherr.

Flamel hatte nun zwar das Buch, konnte aber ſo wenig Gold machen, als vorher. Er hätte gerne andere gefragt, getrauete ſich aber nicht ſeinen Schatz jemanden zu zeigen. Doch er wußte ſich zu helfen; er ließ einige Figuren abmahlen (ſonderbar genug, der Legende nach war er unter andern auch ein Mahler, warum that er es denn nicht ſelbſt?) und zeigte ſie vielen vornehmen Gelehrten zu Paris, allein ſie lachten den Gecken nur aus. Ein einziger, Nahmens Anſelm, ein Licentiat der Medicin, und groſer Goldkoch, verlangte das Buch zu ſehen. Flamel war kein Thor, daß er es ihm gezeiget hätte, ſondern läugnete, daß er es habe, und ſo war er denn wieder ſo klug als vorher.

So vergingen ein und zwanzig Jahr, in welcher lieben langen Zeit Flamel nicht aufhörte zu laboriren, zu ſieden und zu kochen. Wo-

her er die Koſten zu einer ſo langwierigen Arbeit bekommen, die wohl eher die allerreichſten zu Grunde gerichtet hat, wird nicht gemeldet. Nachdem er endlich alle Hoffnung verlohren hatte, den Sinn der Figuren wegzukriegen, that er zu guter letzt ein Gelübd an den lieben Gott und den heiligen Herren Jacob in Gallicien, daß ſie ihm einen Jüdiſchen Prieſter verſchaffen möchten, der ihm die Figuren erklärte.

Geſagt gethan. Flawel rüſtete ſich zur Wallfahrt, und Pernelle läßt es ſich endlich gefallen, ſich von ihrem lieben Manne zu trennen. Freylich fehlte es nicht an Thränen; aber die ſüße Hoffnung, ihn als einen neuen Argonauten mit dem goldenen Vließe zurück kommen zu ſehen, trocknete ſie ſehr bald wieder ab. Der Mann wanderte alſo nach Compoſtell, warf ſich zu den Füßen des heiligen Apoſtels, und erfüllete ſein Gelübd.

Ehe ich weiter gehe, muß ich bemerken, daß dieſes wunderbare Buch den Juden, welche um dieſe Zeit aus Paris waren gejaget worden, gehöret hatte, von ihnen aber war zurück gelaſſen worden. Geſetzt, die ganze Geſchichte mit dem Buche wäre wahr, ſo muß doch das Buch nichts Wichtiges enthalten haben, denn da müßte man keinen Juden kennen, wenn man glauben wollte, daß ſie einen ſolchen Schatz ſollten zurück gelaſſen haben, der ſie allein we-

gen der Verfolgung hinlänglich ſchadlos halten konnte.

Eben ſo unbegreiflich iſt, wie ein ehrbarer Bürger, der ſchon ein hübſches Vermögen, und dabey ein Gewerbe hatte, welches ihn reichlich ernährte, alles konnte ſtehen und liegen laſſen, und über zwanzig Jahre lang ſolchen Hirngeſpinſten nachhängen, ohne völlig zu Grunde gerichtet zu werden. Nicht viel weniger ſeltſam iſt, daß er bey dem heil. Jacob Hülfe von Juden ſuchte, die doch ihn, den Flamel jetzt eben ſo ſehr haſſen mußten, als er ſie zu haſſen verbunden war. Doch in ſolchen Mährchen muß man nicht alles ſo genau nehmen; alſo wieder zur Geſchichte.

Unſer Pilgrim traf auf ſeiner Rückreiſe von Compoſtell in der Stadt Lion einen jüdiſchen Medicum an, der ein Chriſt geworden war, und ward durch Hülfe eines Kaufmannes mit ihm bekannt. Das war ein überaus glücklicher Fund, denn Canches, ſo hieß der Medicus, war in den erhabenen Wiſſenſchaften außerordentlich erfahren. So bald Flamel ihm ſeine Auszüge aus dem Buche gab, ward er vor Freuden entzückt, und erklärte ihm den Anfang haarklein. Aber er mußte den Schatz ſelbſt ſehen, daher entſchloß er ſich, mit ſeinem neuen Freunde nach Paris zu wandern. Beyde ſetzten ſich zu Sanſon zu Schiffe und kamen glück-

lich in Frankreich an; aber zu Orleans wird der Jude, den die Seereiſe zu ſehr angegriffen hatte, plötzlich krank und ſtirbt, und nun lag die Freude wieder in dem Brunnen. Flamel war untröſtlich, ließ aber doch den todten Freund in der Kirche des heil. Kreutzes begraben, und der Herausgeber der Hieroglyphen läßt ihn bey dieſer Gelegenheit dieſe Worte ſagen: „Gott „gebe ſeiner Seele die ewige Ruhe! denn er „ſtarb als ein guter Chriſt, und wenn mich „nicht der Tod daran verhindert, ſo will ich ihm „in dieſer Kirche ein Vermächtniß ſtiften, damit „alle Tage einige Meſſen für ſeine Seele ſollen „geleſen werden."

Dieſer Umſtand iſt von keiner geringen Wichtigkeit. Flamel ſoll dieſe Schrift 1399 aufgeſetzt haben, und da er erſt 1418 ſtarb, ſo hatte er in zwanzig Jahren wohl Zeit genug, an die Erfüllung ſeines Verſprechens zu denken. Flamel machte auch in ſeinem noch vorhandenen letzten Willen ſehr viele und wichtige Vermächtniſſe, aber keines für eine Kirche in Orleans. Um noch gewiſſer zu gehen, ſchrieb Villain deßhalb an den Groß-Vicarius von Orleans, und dieſer ließ in den Kirchen von Orleans die genaueſte Unterſuchung anſtellen; allein man fand keine Spur von einem ſolchen Vermächtniſſe; ſelbſt die Nahmen Flamel und Canches waren den Canonicis Böhmiſche Dörfer. Wie iſt es möglich, daß Flamel in ſeinem

ſeinem ſo weitläuftigen und wohl überdachten Teſtamente die Seele eines Freundes vergeſſen konnte, dem er, wie ſo gleich erhellen wird, ſo vieles zu danken hatte?

Der Pilgrim kommt indeſſen zu Hauſe, und ſeine theure Hälfte iſt vor Freuden außer ſich. „Wer, läßt man den Flamel ſagen, uns „beyde in dieſem Augenblicke ſehen will, der „betrachte uns über der Thür der Kapelle des „heil. Jacobs in den Fleiſchbänken, neben mei„nem Hauſe, wo wir abgemahlt ſind.“ Villain bemerket dabey, daß beyde über der gedachten Thür wirklich abgebildet ſind, aber nicht abgemahlt, ſondern ausgehauen. Ihre Mine verräth auch weder Freude noch Gram, ſondern den Ernſt, der der Stellung, worin man ſie abgebildet hat, angemeſſen iſt. Hätte Flamel je Urſache gehabt, ſich in der Kleidung eines Pilgrims abbilden zu laſſen, ſo wäre dieß der ſchicklichſte Ort geweſen; allein dagegen ſiehet man ihn in der bürgerlichen Kleidung, ſo wie ſie damahls getragen wurde. Ueberdieß war die Kirche S. Jacob ſchon zu Flamels Zeiten nichts weniger als eine Kapelle, und er ſie in ſeinem Teſtamente ſelbſt beſtändig eine Kirche nannte. Alſo wieder ſo viele Unwahrheiten als beynahe Worte.

Doch die Freude ward bald zu Waſſer, denn Flamel kam zwar geſund zurück, aber [illegible] ohne

ohne das gehoffte goldene Vließ. Doch hatte ihm ſein Freund unterweges die meiſten Figuren erkläret, und ihm gute Vorſchriften gegeben; alſo ging das Kochen und Laboriren wieder an. Es wurde eine Menge Kohlen verbrannt, viele Oefen abgenützt, unzählige Schmelztiegel zerbrochen und vieles Geld in Rauch verwandelt. Endlich ging ihm wenigſtens von einer Seite ein Licht auf; durch die Gnade Gottes und der heiligen Jungfrau fand er endlich das, was er ſo lange geſucht hatte, nehmlich die prima principia. (Warum hatte ihm denn der ſuperkluge Medicus dieſe nicht geſagt? Er hatte ihm ja die Figuren erklärt, worin ſie enthalten waren, und ihm ſonſt gute Vorſchriften gegeben; aber gerade das Wichtigſte hatte er ihm verſchwiegen.) Nach zwanzigjähriger Arbeit befand ſich Flamel alſo an dem Anfange des großen Werkes, und in drey Jahren, in welchen er nichts that als ſtudiren, den Roſenkranz beten, fleißig leſen, und allerley Proceſſe verſuchen, kam er zum Ende. Man frage nicht, was in dieſer Zeit aus ſeiner Bude, ſeiner Schreibſtube, ſeinen Schülern ward; die Legende läßt ſich darauf weislich nicht ein, ſondern fähret lieber ſo fort:

Endlich fand er, was er wünſchte. Die erſte Projection machte er auf Queckſilber, und verwandelte ein halbes Pfund in Silber, wel-

ches feiner war, als das aus den Bergwerken. „Es geſchahe dieſes, läßt man den Flamel ſa„gen, den 17ten Jan. an einem Montage um „Mittag, in meinem Hauſe in der alleinigen „Gegenwart der Pernelle, im Jahre Chriſti „1382". Dieſe Zeitbeſtimmung iſt merkwürdig, doch davon hernach.

Flamel fing die Arbeit, mit neuem Muthe belebt, mit ſeiner Pernelle von neuem an, und verwandelte nunmehr eben ſo viel Queckſilber in das feinſte Gold. „Es geſchahe dieſes, „ſagt er, in meinem Hauſe in dem alleinigen „Beyſeyn der Pernelle, den fünf und zwanzig„ſten des folgenden Aprill in eben demſelben „Jahre, Abends um fünf Uhr."

Ohne Zweifel ſollte dieſe genaue doppelte Zeitbeſtimmung der Geſchichte deſto mehr Glauben geben; allein zum Unglück wirket ſie gerade das Gegentheil, und deckt die ganze Erdichtung völlig auf.

Zu Flamels Zeit und faſt noch zwey Jahrhunderte nach ihm, fing man das Jahr um Oſtern an zu zählen. Die erſte Projection ſoll den 17 Jan. 1382. geſchehen ſeyn, weil das 1382te Jahr noch bis Oſtern reichte und ſo weit iſt die Sache richtig; nur Schade, daß es die zweyte nicht auch iſt. In dem gedachten Jahre fiel Oſtern auf den 6ten Aprill, folglich zählte man den 25ten Aprill, da die zwey-

Digitized by Google

te Projection geſchehn ſeyn ſollte, bereits neunzehn Tage von dem Jahre 1382. Folglich kann ſie nicht in eben demſelben Jahre geſchehen ſeyn, wie man doch den Flamel ſagen läßt.

War es möglich, daß Flamel, da er die Zeiten auf das genaueſte beſtimmen wollte, einen ſolchen Fehler begehen konnte? Einen Fehler, der zu ſeiner Zeit von einem jeden ganz unbegreiflich ſeyn würde, indem man damahls in Frankreich keine andere Art der Jahrrechnung kannte? Einen Fehler, der bey ihm noch unbegreiflicher ſeyn muß, da er als Schreiber ſo viele Urkunden in ſeinem Leben abgeſchrieben hatte, und folglich mit der Jahrrechnung auf das genaueſte bekannt ſeyn mußte?

Aber das iſt nicht der einzige Fehler wider die Zeitrechnung in dieſen Angaben. Der vorgegebene Flamel ſagt: „es geſchahe dieß den „17ten Jan. an einem Montage, 1382.“ Aber in dem gedachten Jahre fiel der 17te Jannuar nicht auf einen Montag, ſondern auf einen Freytag.

Schon aus dieſen Umſtänden wird es wahrſcheinlich, daß nicht nur die ganze Geſchichte, ſondern ſelbſt die ganze dem Flamel beygelegte Schrift, worin man ihn dieſe Geſchichte erzählen läßt, zu einer Zeit erdichtet worden,

da man in Frankreich das Jahr bereits mit dem 17ten Januar anfing, denn nur auf dieſe Art der Jahrrechnung paſſen beyde Zeitbeſtimmungen. Dieſe Aenderung der Jahrrechnung trug ſich in Frankreich um 1560 zu, folglich muß das ganze Vorgeben bald nach dieſer Zeit ſeyn geſchmiedet worden, und zwar lange nach dieſer Zeit, nachdem die ehemalige Art der Jahrrechnung bereits vergeſſen war, ſonſt würde ſich der Erdichter leicht vor dieſem Fehler haben hüthen können. Ein Edelmann aus Poitou P. Arnauld, Herr de la Chevalerie, gab Flamels Schrift unter dem Titel: Le livre des figures hierogliphiques de Nic. Flamel, zu Paris, 1612, in 4 heraus, und gab dabey vor, daß er ſie aus dem Lateiniſchen überſetzt habe. Allein die eben gedachten Fehler wider die Zeitrechnung machen es ſehr wahrſcheinlich, daß er die ganze Schrift erdichtet hat; denn zu Flamels Zeit und noch lange nach ihm konnte ein Menſch mit geſunden Sinnen dergleichen Schnitzer wohl nicht machen. Ueberdieß hat ſich auch noch niemand gefunden, der von dem vorgegebenen lateiniſchen Originale etwas geſehen oder gehöret hätte. Ich werde noch ein Paar Mahl auf dieſe Schrift kommen müſſen.

Doch von dieſem Mährchen wieder zur wahren Geſchichte, wenn ſie gleich nicht ſo prächtig klingen ſollte, als ein Schauſpiel, in wel-

chem man das Queckſilber gleich zu ganzen Pfunden in Gold verwandelt. Man bauete um dieſe Zeit die Schwibbögen auf dem Gottesacker der unſchuldigen Kinder, und zwar, wie es ſcheinet nach und nach, auf Koſten wohlhabender Bürger, welche das ihrige als ein verdienſtliches Werk dazu beytrugen, daher man an den meiſten Schwibbögen noch jetzt die Wappen und Nahmen derjenigen Bürger lieſet, welche ſie bauen ließen. Flamel und Pernelle, welche durch ihren Fleiß und gute Haushaltung ein anſehnliches Vermögen vor ſich gebracht hatten, und keinem andern an Andacht etwas nachgaben, ließen gleichfalls einen Schwibbogen aufführen, welcher noch vorhanden iſt, und die Jahrzahl 1389 hat, zum Beweiſe, daß er in dieſem Jahre gebauet worden. Man ſiehet noch daran die Anfangsbuchſtaben ſeines Nahmens N. F., allein die Figur eines ſchwarzen Mannes, und andere ſymboliſche Zeichen, welche die hermetiſche Legende daran geſehen hat, waren zu des Villain Zeit nicht mehr zu ſehen, ohne Zweifel, weil ſie niemahls vorhanden geweſen. Dagegen las man daran noch folgende Reimen:

Hélas mourir convient
Sans remede homme et femme
— — — nous en ſouvienne
Hélas mourir convient
Le corps — — —

Demain peut-être dampnés
A faute — — —
Mourir convient
Sans remede homme et femme.

Ohne Zweifel iſt es wegen dieſer und noch einiger anderer ähnlicher Aufſchriften geſchehen, daß man ihn zum Poeten gemacht, und auf dem Franzöſiſchen Parnaſſe neben dem Jehan de Mehun geſtellet hat. Allein ich ſehe nicht wie es folgt, daß er die Reime, die er an ſeine Gebäude ſchreiben laſſen, nothwendig ſelbſt gemacht haben muß, und wenn er ſie auch ſelbſt zuſammen geſtoppelt hätte, ſo iſt er um deswillen doch noch kein Poet. Auf eben die Art hat man ihn auch zu einem Mahler gemacht. Wir haben in dem vorigen eine Aufſchrift geſehen, die er von dem Rathhauſe zu Paris geborgt hatte; wäre er ſelbſt ein Reimer, ich will nicht einmahl ſagen ein Dichter geweſen, ſo würde er ſich wohl nicht mit fremden Federn geſchmückt haben.

Nachdem Villain ſein Buch heraus gegeben, iſt Flamels Schwibbogen wieder erneuert worden, daher denn die obigen Reime nicht mehr daran zu ſehen ſind.

Ueberdieß iſt dieſer Schwibbogen und noch ein anderer, deſſen im folgenden wird gedacht werden, ſehr klein, unbedeutend und kunſtlos, ſo wie ein jeder Bürger ihn konnte aufführen

laſſen; und dennoch belegen die hermetiſchen Legenden-Schreiber ſie mit dem Nahmen prächtiger Gebäude, zu einem Beweiſe, wie ſehr ſie alles, was nur von weitem in ihren Kram dienet, zu vergrößern pflegen.

Eben ſo wenig verdienet das Portal an der Kirche des heil. Jacob, welche ſeinem Hauſe gegen über lag, und welches er und ſeine Frau gleichfalls in dieſem Jahre bauen ließen, den Nahmen eines prächtigen Werkes, ob es gleich für die damahlige Zeit ganz artig iſt. Man ſiehet in demſelben das Bildniß der heil. Jungfrau in Stein gehauen, welche das Kind Jeſu auf den Armen hält. Ihr zur Rechten ſtehet der heil. Jacob, der Patron der Kirche, und vor ihm kniet Petrus. Zur Linken ſtehet Johannes der Täufer, vor welchem Pernelle kniet. Der Mann und die Frau beten die heilige Jungfrau an, der erſte mit den Worten: Sancta Maria, intercede pro populo, die letzte aber mit dem Stoßgebethchen: Sancta Virgo Maria ora pro nobis. In der Einfaſſung ſiehet man zehn Engel, wovon zwey eine Rolle halten, worauf die Worte ſtehen: Ecce Mater Dei Regina coelorum, iſta ſalus humani generis. Unter dem Portale ſiehet man noch vier kleine langgekleidete Perſonen, welche Rollen halten, auf deren einen die Worte: Credo in Deum, und auf der andern Dominum noſtrum ſtehen; die übrigen waren nicht mehr

lesbar, allein der Inhalt läßt ſich leicht errathen, da das Ganze die beyden erſten Artikel des apoſtoliſchen Glaubens enthält. Es gehöret warlich ein Goldmacherglaube dazu, in dieſen und noch einigen ähnlichen Aufſchriften alchymiſtiſche Geheimniſſe zu finden. Wären ſie es, ey nun, ſo wäre nichts gemeiner als ſolche Geheimniſſe, denn man kann ſie in allen Kirchen, auf allen Gottesäckern und Grabſteinen finden.

Borel, der in ſeinem Treſor des Recherches et Antiquités Gauloiſes, Paris 1655, 4, gleichfalls des Flamel Leben, aber ganz in dem Geſchmacke und nach den Legenden der Goldmacher erzählet, ſagt, „daß der größte Theil „der Kirche S. Jacob von ihm herrühre, wie aus „den daſelbſt befindlichen Aufſchriften in Stein „und in Holz, ingleichen aus den Fenſtern erhelle, wovon einige für hieroglyphiſch gehalten würden, beſonders aber das, worauf man „eine Weinkelter ſehe.“

Villain merket dabey an, daß faſt die ganze Kirche von freywilligen Wohlthaten gebauet worden, daß aber außer dem ſchon genannten Portale, und allenfalls einer kleinen hölzernen Kapelle unten am Thurme, nichts von dem Flamel herrühre, indem die übrigen Theile von andern, welche ausdrücklich daran genannt würden, aufgeführet worden. Es fänden ſich darunter Bürger, deren Wohlthaten ungleich wichtiger wären, als Flamels Beytrag.

Es fänden ſich auch in dieſer Kirche keine andere Aufſchriften mehr, die dem Flamel zugehörten, als die an dem Portale, ſeine Grabſchrift, und eine ehemahlige kupferne, deren im folgenden wird gedacht werden. Was die gemahlten Fenſter betreffe, ſo ſey noch manches davon übrig, beſonders aber die Abbildung der Weinkelter, wo Chriſtus die Kelter vermittelſt eines Rades drehe, mit den Worten aus dem Eſaias: Torcular calcavi ſolus. Derjenige muß den Kopf gewiß ſehr voll Hieroglyphen haben, wer in dieſen und andern ähnlichen andächtigen Figuren Hieroglyphen finden will. Die Vorſtellung Chriſti mit der Kelter iſt ſo gewöhnlich, daß man wohl nicht leicht eine alte Kirche antreffen wird, wo ſie nicht ſollte ſeyn angebracht worden. Ueberdieß iſt aus den Urkunden der Kirche erweislich, daß das ſo gerühmte hieroglyphiſche Fenſter erſt 1536 folglich weit über hundert Jahr nach dem Flamel verfertiget worden, welches ſchon aus dem weit beſſern Geſchmacke der Mahlerey erhellet.

Borel und die hermetiſche Zunft ſind nicht beſſer daran, wenn ſie vorgeben, daß man auf einem andern Fenſter, ſeiner Grabſtätte gegen über Flamels Bild in einer reichen Kleidung ſehe, woraus ſie denn den ſehr wichtigen Schluß machen, daß er folglich den Stein der Weiſen müſſe beſeſſen haben. In einer Kapelle ungefähr dem Grabe Flamels gegen über ſahe man ſonſt freylich eine ſolche reich geklei-

dete Figur in einem Fenſter; allein es war nichts weniger als Flamels Bild, ſondern das Bild einer berühmten obrigkeitlichen Perſon, des Jean de S. Romain, der ſeiner Würde gemäß in einem langen Rocke von Goldſtück, mit einem Purpurmantel, und einen Amtskragen um den Hals. Das war nun wohl nicht die Kleidung eines Schreibers, überdieß ließ das beygefügte Wapen keinen Zweifel übrig, wen das Bild vorſtellen ſollte. Es gehet den Goldmachern wie jenem Pfarrer, welcher in dem Monde nichts als Kirchthürme ſahe; da ihr Kopf von dem Steine der Weiſen überläuft, ſo ſehen ſie ihn auch überall. Uebrigens iſt das Fenſter jetzt nicht mehr vorhanden, indem es ſchon einige Zeit vor 1757 weggeſchaffet worden.

Die beyden eben gedachten Bauwerke zogen, ſo unbedeutend ſie auch waren, doch die Augen der Mitbürger auf den Flamel, und man fing an, ihn für einen wohlhabenden Mann zu halten. Aber ohne Zweifel kam er auch dadurch in Schulden, wie aus dem folgenden erhellen wird; zu einem deutlichen Beweiſe, daß ſein Vermögen ſo groß nicht war, daß man ſeine Zuflucht zu ungewöhnlichen und wunderbaren Mitteln nehmen müßte um ſich daſſelbe zu erklären.

Doch es iſt nunmehr Zeit, daß wir ſehen, was dieſes haushältige Ehepaar für ſich

ſelbſt that. Da Pernelle ſchon ein gewiſſes Alter erreicht hatte, und ſie unbeerbt waren, ſo trugen ſie Sorgen einander ihr Vermögen durch eine gegenſeitige Schenkung zu verſichern, zumahl da ſie daſſelbe durch gemeinſchaftlichen Fleiß erworben hatten. Es geſchahe dieſes in einer noch vorhandenen Urkunde, welche den 7ten Aprill 137$\frac{2}{3}$ unterzeichnet iſt. Um ſie noch gültiger zu machen, ſo wiederholten ſie ſelbige den 18ten Sept. 1386, und da es in der erſten Urkunde nur geheiſſen hatte, daß ſie dieſen Schritt aus gegenſeitiger Liebe thäten, ſo fügen ſie in der Beſtätigung noch die Verfügung hinzu, daß des zuerſt ſterbenden Theiles Vermögen zu verdienſtlichen Werken beſtimmt werden ſolle, wozu es der überlebende entweder noch bey ſeinem Leben, oder in ſeinem Teſtamente verwenden ſoll, und zwar aus der Urſache, „damit es ihm nicht an Mitteln fehle, „ſeinem Stande gemäß zu leben“. Wozu war dieſe Vorſorge nöthig, wenn dieſes Ehepaar vier Jahre vorher die Entdeckung des Steines der Weiſen gemacht hätte, welche eine unerſchöpfliche Goldgrube für daſſelbe geweſen ſeyn würde, denn nach der Legende war Pernelle in dem großen Werke eben ſo erfahren, als ihr Mann. Was hatten ſie für eine Urſache gehabt ihre entfernkern Erben um ihren rechtmäßiger Weiſe gehörigen Theil zu bringen, wenn ſie in dem Beſitze eines ſo großen Schatzes geweſen wären.

Pernelle hatte eine Schweſter Nahmens Iſabella, welche an einen Weinſchenken, Nahmens Jean Perrier verheirathet war. Mit dieſem hatte ſie nun zwar keine Kinder, allein ſie hatte drey Kinder von ihrem erſten Manne, Wilhelm Lucas. Dieſe waren die eigentlichen Erben der Pernelle, wenigſtens eines Theiles des ihrem Manne zugebrachten Vermögens, und ſahen natürlicher Weiſe dazu ſcheel, daß ſie übergangen wurden, und daß Pernelle alles ihrem Manne, und nach ihm der Kirche vermachen wollte. Sie und ihre Mutter möchten daher der Pernelle keine Ruhe laſſen, ſie zur Aenderung ihrer Schenkung zu bewegen und da dieſe dem Anſchein nach veränderlich und weichherzig war, ſo veranlaßte der Mann eine neue Beſtätigung der Schenkung welche gleichfalls noch vorhanden iſt, und den 18ten Sept. 1388 ausgefertiget wurde, und dieſe ward den 5ten Aug. 1396 nochmahls wiederholet, da Pernelle ihrem Ziele ſich immer mehr näherte, und ihre Schweſterkinder ihren Entſchluß von neuem mochten wankend gemacht haben.

Der Erfolg zeigte, daß das Mißtrauen des Mannes, welches ihn zu ſo vielen Beſtätigungen bewogen hatte, nicht ungegründet geweſen war; denn kaum war ein Jahr nach der letzten verfloſſen, ſo ward Pernelle krank, und nunmehr machte ſie den 25ten Aug. 1397 wirklich ein Teſtament, deſſen Umſtändlichkeit

und genaue Beſtimmtheit beweiſet, daß ſie ſchon lange damit umgegangen ſeyn muß. Zugleich erhellet aus demſelben nicht undeutlich, daß ein fremder Einfluß dabey mit im Spiele geweſen. Sie ſpricht darin ſehr kaltſinnig von ihrem Manne, der ihr bis dahin ſo werth geweſen war, hebt alle vorhergegangene Schenkungen auf, und ſetzte drey ganz fremde Perſonen zu Vollziehern ihres Teſtamentes ein. In einem der Artikel verordnet ſie, daß in ihrem Nahmen jemand zu Fuße zur Kirche unſerer Frau zu Boulogne ſur Mer wallfahrten ſollte, wofür derſelbe für Livres, (nach jetzigem Gelde 16 bis 17) bekommen ſollte. So unbedeutend der Umſtand an ſich iſt, ſo hat doch die hermetiſche Legende davon Gelegenheit genommen, vorzugeben, Pernelle habe der Kirche zu Boulogne unermeßliche Reichthümer vermacht.

Man kann ſich leicht einbilden, daß Flamel mit dieſem Teſtamente ſehr unzufrieden war, wodurch ihr Vermögen, welches er durch ſo viele Urkunden geſichert zu ſeyn glaubte, ihm dennoch entriſſen wurde. Vermuthlich ließ er es weder an Vorſtellungen noch an Bitten fehlen; denn Pernelle machte zehn Tage darauf, nehmlich den 4ten Sept. ein gleichfalls noch vorhandenes Codicill, worin ſie das vorige Teſtament wieder aufhob, ihren Schweſterkindern ein für allemahl 300 Livres vermachte und alles übrige ſo ziemlich auf den vorigen Fuß ſetz-

te. Jezt erſcheint auch der Mann wieder mit unter den Vollziehern des Teſtamentes. Doch wer weiß, ob dieſe wankelmüthige Frau es dabey würde gelaſſen haben, wenn ſie mehrere Zeit gehabt hätte, ſich zu beſinnen; allein zum Glücke forderte der Himmel ſie ſechs Tage darauf, nehmlich den 11ten Sept. ab, und befreyete dadurch den Mann von der Furcht, ſich noch einmahl von ihr getäuſcht zu ſehen.

Das erſte, was einem jeden Leſer bey dieſer Geſchichte einfallen wird, iſt wohl das, daß es dem Flamel gar ſehr um das Bischen Vermögen ſeiner Frau zu thun war, und daß dieſe eben ſo ängſtlich beſorgt war, daſſelbe in die beſten Hände zu bringen. Wie viel Unruhe, Sorge und Ueberlegung verurſachte dieſes Vermögen ſeit 24 Jahren beyden Theilen? Wie viele Kunſtgriffe und Ueberredungen mögen nicht, ſo wohl von Seiten ihres Mannes, als ihrer Schweſterkinder, ſeyn gebraucht und in Bewegung geſetzt worden, und doch waren nicht weniger als ſechs feyerliche und gerichtliche Urkunden nothwendig, ehe Flamel zu deſſen Beſitze gelangen konnte. Wäre ſein Schmelztiegel ſo unerſchöpflich geweſen, als die Zunft der Goldköche vorgibt, ſo wäre er ja wohl der unerklärbarſte Thor unter dem Monde geweſen, daß er ſich um ein Vermögen, welches, wie am Ende erhellen wird, zwar beträchtlich, aber immer noch mäßig war, wenigſtens mit

der hermetiſchen Fundgrube in keine Vergleichung kam, ſo viele ängſtliche Mühe gegeben, ſo viele nahe Verwandte ſich zum Feinde gemacht, und ſo viele Stunden mit unnützen Sorgen und Vorſtellungen verdorben hätte, die er wenigſtens bey dem Schmelztiegel mit weit größerm Wucher zubringen konnte.

Daß Pernelle den 11ten Sept. 1397 geſtorben iſt, iſt aus den vorhandenen Acten über die Vollziehung ihres Teſtamentes zu erſehen; und doch läßt man in der dem Flamel beygelegten Schrift über die hermetiſchen Figuren, ihn ſagen, daß ſeine theure Hälfte 1413 geſtorben ſey. Doch da die Goldmacher mit unermeßlichen Summen ſo freygebig ſind, ſo iſt leicht zu begreifen, daß es ihnen auf ein Paar Dutzend Jahre eben nicht ankommen kann.

Der Tod der Pernelle hatte ihren Mann zwar vor ſeiner veränderlichen Frau in Sicherheit geſetzt, aber nicht vor der Habgier ihrer Verwandten. Vermuthlich wußten ſie von dem Codicille nichts, daher ſie ſchreckliche Augen machten, als daſſelbe geöffnet wurde. Sie ließen es dabey nicht bewenden, ſondern fingen einen Prozeß an, der aber noch den 30ten Oct. eben deſſelben Jahres zu Flamels Vortheil entſchieden wurde; doch ſollte er für einen Theil des Nachlaſſes Caution machen, welches wenigſtens ein Beweis iſt, daß man

von ſeinem Vermögen damahls nur ſehr mä-
ßige Begriffe hatte. Es kommen in den noch vorhandenen gerichtlichen Acten noch mehrere Umſtände vor, welche hinlänglich beweiſen, daß Flamel keine außerordentliche Goldgrube beſeſſen habe, wenn es noch eines weitern Beweiſes bedürfte; z. B. daß Flamel gerichtlich genöthiget werden mußte, den Schweſterkindern ſeiner Frau außer den 300 Livres, welche Iſabelle bekam, noch ein Almoſen um Gottes Willen zu geben. Wie ſchimpflich wäre das für den Flamel geweſen, wenn er der unermeßlich reiche und dabey großmüthige und freygebige Mann geweſen wäre, wofür man ihn aus-
gibt!

Pernelle hatte in ihrem letzten Willen eine Menge kleiner Vermächtniſſe gemacht, und da ihr hinterlaſſenes Vermögen in vielen oft eben ſo kleinen Renten beſtand, ſo hatte Flamel in den erſten Jahren nach ihrem Tode alle Hände voll zu thun, und eine Menge Prozeſſe zu führen, wovon zum Theil die Acten noch vorhanden ſind. Dieſe Prozeſſe, und die Auszahlung der 300 Livres an die Iſabelle, erforderten baares Geld, und da auch noch einige Schulden vorhanden waren, welche beyde Eheleute noch gemeinſchaftlich gemacht hatten, ſo ſahe Flamel ſich genöthiget, ein Grundſtück zu verkaufen, um den dringendſten Bedürf-

niſſen abzuhelfen. Wieder ein Beweis, daß ſein Schmelztiegel ihm nicht einmahl wenige hundert Livres verſchaffen konnte.

Ganz natürlich wird man begierig ſeyn, zu wiſſen, wie groß denn das Vermögen geweſen, welches Pernelle ihrem Manne hinterließ, und um deſſen Beſitz er ſich vier und zwanzig Jahre lang ſo viele ſaure Mühe gab. Zwar läßt ſich das Vermögen, welches Pernelle zu ihrem Manne brachte, ſo genau nicht angeben; allein es iſt noch das gerichtliche Inventarium vorhanden, welches wenige Wochen nach ihrem Tode von dem beyderſeitigen Vermögen aufgenommen wurde, um die Vermächtniſſe der Pernelle in Sicherheit zu ſetzen, und hieraus ſiehet man, daß beyde Eheleute damahls zuſammen beſaßen: an Hausgeräth und beweglichen Gütern, 108 Livres, 19 Sols; an beſtändigen jährlichen Renten 294 Livres, 2 Sols, und an Leibrenten, 59 Livres, 8 Sols. Außer dem beſaßen ſie noch ein doppeltes eigenes Haus, deſſen eine Hälfte 1429 für 14 Livres, und die andere Hälfte 1438 auch für 14 Livres vermiethet ward, ingleichen eine Bude, welche 1434, 8 Sols jährlichen Zins gab. Daß Flamel ſein damahliges Vermögen aufrichtig angegeben, und nichts verſchwiegen, erhellet aus dem Umſtande, daß die Verwandten ſeiner verſtorbenen Frau dabey gegenwärtig waren, welche einen jeden

Unterſchleif, und wenn er auch noch ſo klein geweſen wäre, gewiß würden bemerket haben.

Dieß war alſo das ganze große Vermögen beyder Eheleute, welches, wenn man auch noch ſo reichlich rechnet, und einige Leibrenten an Wein und Getraide mit dazu ſchläget, höchſtes auf 471 Livres jährliche Einkünfte betrug. Hierzu kommt noch, daß ſie 388 Livres 14 Sols dringende Paſſiv-Schulden, und dagegen nur 284 Activ-Schulden hatten, folglich noch über 100 Livres ſchuldig blieben, welche man von der obigen Summe noch abziehen muß. Villain hat den damahligen Werth des Geldes genau berechnet, und ſo wohl die beſtändigen, als die Leibrenten zu Capital angeſchlagen, und gefunden, daß der ganze Reichthum Flamels gleich nach dem Tode ſeiner Frau, in jetzigem Gelde berechnet, höchſtens 40000 Livres Tournois, oder etwas über 10000 thlr. an Capital betragen hat; für einen Schreiber immer ein anſehnliches Vermögen, aber doch wahrlich nicht ſo anſehnlich, daß man dabey den Schmelztiegel mit zu Hülfe nehmen müßte, zumahl da er den größten Theil deſſelben erheirathet, und nicht einmahl ſelbſt erworben hatte.

Aus einer andern Urkunde, welche die Vollzieher des Teſtamentes unter ſich errichteten, erſiehet man zugleich auf das genaueſte,

was Flamel als Uſufructuarius von dem hinterlaſſenen Vermögen ſeiner Frau vermöge der gegenſeitigen Schenkung zu genießen hatte. Die Koſten der Vollziehung des Teſtamentes mit Einfluß der Proceß-Koſten, und des Legates an die Iſabelle betrugen 829 Livres, 3 Sols und 6 Deniers, und nach deren Abzug blieben ihm zuſammen noch 182 Livres jährlicher Renten übrig.

Da dieſes in lauter kleinen Zinſen und Renten beſtand, ſo fand er auch nach Berichtigung des Nachlaſſes ſeiner Frau, außer ſeinen gewöhnlichen Berufsgeſchäften hinlänglich zu thun. Da er ſich dabey als einen erfahrnen und rechtſchaffenen Mann bewies, ſo ernannte Jean Perrier, ein Prieſter und Pfarrer zu Paris, ihn 140$\frac{4}{5}$ mit zu ſeinem Teſtaments-Vollzieher. Da ein ſolches Aemtchen auch einen kleinen Gewinn abwarf, und er ohnehin ſchon bequem leben konnte, ſo hieng er nun wieder ſeiner Neigung zum Bauen nach, eine Neigung, welche ihn in der Folge zu dem Nahmen eines großen Architecten gebracht hat. Das erſte, was er bauete, war ein neuer Schwibbogen auf dem Gottesacker der unſchuldigen Kinder, und ein Grabmahl für ſeine verſtorbene Wohlthäterinn. Beyde wurden, wie es ſcheinet, noch vor 1407 gebauet. Die Figuren von Bildhauerarbeit, welche

ſich an dem Schwibbogen befinden, haben den hermetiſchen Phantaſten wieder viel zu ſchaffen gemacht; indeſſen enthalten ſie nichts, was nicht der Zeit und den Umſtänden vollkommen angemeſſen wäre.

Die vornehmſte Figur iſt Chriſtus, welcher ſtehend abgebildet iſt, wie er mit der rechten Hand ſegnet, und in der Linken die Weltkugel hält. An dem Fußgeſtelle ſiehet man zwey Engel, welche auf Inſtrumenten ſpielen. Drey andere Engel, wovon ihrer zwey Rollen halten, auf welchen man die Worte lieſet: O Pater omnipotens! O Ieſu bone! umgeben das Haupt des Erlöſers, und bilden eine Art Glorie. Auf der linken Seite kniet Flamel zu den Füßen Pauli, und Pernelle zu den Füßen Petri. Beyde halten gleichfalls Rollen; auf der Rolle Flamels ſtehen die Worte: Dele mala quae feci, und auf der Pernelle Rolle: Chriſte, precor, eſto pius. Die hinter ihnen ſtehenden Engel ſagen auf ihren Rollen: O Rex ſempiterne! und Salve Domine angelorum! In der Corniche über dieſen Figuren ſiehet man das jüngſte Gericht, die vier Evangeliſten mit ihren Symbolen, und den Märtyrer-Tod der unſchuldigen Kinder; lauter hermetiſche, geheimnißvolle Bilder in den Augen der Goldhaſen, ob man ſie gleich auf jedem Gottesacker häufig genug findet. Und nunmehr darf man ſich auch nicht wundern, daß das

Dintenfaß, welches auf der einen Seite eine Hand hält, als das Wahrzeichen des Stifters, wider des Teufels Dank ein Schmelztiegel seyn muß. Ich übergehe die übrigen Figuren, ob ſie gleich eben ſo goldhaltig ſeyn ſollen, indem der Unſinn ſchon aus den vorigen, ſo wie aus Flamels ganzer Geſchichte hinlänglich erhellet.

Ein anderer Bau, welchen Flamel zwar nicht allein aufführete, aber an welchem er doch Theil hatte, iſt das Portal der Kirche der heil. Genevieve der kleinen oder des Ardens, welches laut der Ueberſchrift 1402 von den Almoſen mehrerer aufgeführet wurde. Dem Geſchmacke ſeiner Zeit gemäß, und nach einer beſondern ihm eigenen Eitelkeit, nach welcher er ſich immer gern ſelbſt zur Schau ausſtellte, eine Eitelkeit, welche einen wahren Adepten ſehr ſchlecht kleidet, ließ er ſich über dem Theil, welchen er hatte bauen laſſen, in Stein gehauen aufſtellen. Damahls konnte eine ſolche Figur nicht über 4 bis 5 Livres koſten, indem die vier koloſſaliſchen Figuren auf dem Thurme der Kirche des heil. Jacob, nach 1521 nicht mehr als 20 Livres koſteten. Folglich können dergleichen Figuren, deren er mehrere von ſich aufſtellen ließ, nicht zum Beweiſe ſeines ungeheuren Reichthumes dienen. In allen dieſen Figuren iſt er in der damahls gewöhnlichen bürgerlichen Kleidung, aber nie als

ein Pilgrim abgebildet, wie Borel und andere ähnliche Träumer wollen.

Dieſe laſſen ihn auch die alte Kapelle bey dem Hoſpitale S. Gervais aufführen, welche 1411 gebauet wurde. Allein in den noch vorhandenen Urkunden wird der ganze Bau ihm keinesweges zugeſchrieben; wohl aber hat er das Portal derſelben aufführen, und ſeinem Geſchmacke zu Folge mit andächtigen Figuren auszieren laſſen, wobey denn ſeine Wenigkeit auch nicht vergeſſen wurde.

Die Adepten, deren Augen alles nicht bloß doppelt, ſondern oft zehnfach ſehen, geben vor, die öffentlichen Gebäude, welche Flamel aufführen laſſen, wären faſt unzählig; andere ſchränken ſie auf drey Kapellen und vierzehn Hoſpitäler ein, welche Flamel und Pernelle noch gemeinſchaftlich gebauet haben ſollen. Die Wahrheit reducirt die drey Kapellen auf ein Paar Portale, wovon zwey noch dazu nicht einmahl mehr in die Lebenszeit der Pernelle gehören, und auch zu dieſen hat Flamel nur einen Theil der Koſten gegeben. Wir wollen ſehen, wie ſehr nunmehr auch die vierzehn Hoſpitäler zuſammen ſchwinden werden. Zum Glück ſind die dahin gehörigen Urkunden noch alle vorhanden, welche hoffentlich mehr Glauben verdienen werden, als Volksmährchen und Goldmacherwind.

Digitized by Google

Flamel war andächtig und eitel; er beſaß nach dem Tode ſeiner Frau mehr, als er bey ſeiner Sparſamkeit gebrauchte, und hatte, allem Anſehen nach, keine nahe Verwandte. Er ging daher gegen das Ende ſeines Lebens mit etwas um, das ſeine bisherigen Bauwerke allerdings übertraf. Er wollte ein Haus bauen, in welchem arme Reiſende umſonſt wohnen könnten. Er wählte zu dem Ende eine wüſte Gegend, in der damahligen Vorſtadt, in der heutigen Gaſſe Montmorency, wo er ohnehin ſchon ein Häuschen beſaß, und wo Grund und Häuſer wohlfeil waren, denn er erhielt den nöthigen Platz von dem Priorate S. Martin, welchem derſelbe gehörte, gegen einen Erbzins von 10 Sols, und eben ſo viele Lehenwaare bey einem neuen Prior; doch mit der Bedingung, daß er keine Kapelle dabey ſollte bauen laſſen, woraus erhellet, daß ſein Gebäude nicht zu einem Hoſpitale, ſondern bloß zu einer unentgeldlichen Herberge beſtimmt war. Das Haus, welches Flamel damahls bauete, iſt noch vorhanden, aber aus den noch vorhandenen Contracten und Rechnungen erhellet, daß ihm der ganze Bau nicht über 200 Livres gekoſtet haben kann, zu deren Aufbringung er denn weder Blaſebalg noch Schmelztiegel nöthig hatte. Auch dieſes Haus wurde auf ſeine Art mit andächtigen Figuren ausgeſchmückt, welche noch daran befindlich ſind; allein es ſcheint, daß er ſein Vorhaben in der Folge geändert haben muß, denn bey ſeinem

Tode waren alle Wohnungen in dieſem Hauſe vermiethet. Fand er etwa, daß dieſe Freygebigkeit ſeine Kräfte überſtieg, indem er von der Hälfte ſeines Vermögens nur den Nießbrauch hatte?

In der Folge kaufte er in dieſer Gegend noch einige eingegangene Häuſer oder Grundſtellen, zu welchen er zum Theil nicht ohne kleine Kunſtgriffe gelangte, ſo daß er außer ſeinem Hauſe in der Schreiberſtraße, in der Gaſſe Montmorency zuſammen fünf Häuſer hatte, welche er aber nicht einmahl alle aufbauete. Eines davon, welches im Ankaufe 60 Livres gekoſtet hatte, wurde ihm geſchenkt; das größte, welches ein Eckhaus war, bezahlte er mit 155 Livres, und ein kleines nur mit 19 Livres; lauter Summen, die ſeine natürlichen Einkünfte, bey ſeiner Sparſamkeit gewiß nicht überſtiegen.

Damahls regierete Carl 6 in Frankreich, und da dieſer immer Geld brauchte, und es auf alle nur mögliche Art zu bekommen ſuchte, ſo war es nichts ungewöhnliches, daß wohlhabende Bürger gezwungen wurden, dem Hofe eine gewiſſe Summe, unter dem Nahmen eines Darlehens zu geben. Flamel hatte ſich durch ſein Bauen und Häuſer kaufen ausgezeichnet, und vermuthlich hielt man ihn für reicher, als er wirklich war. Er hatte ſchon gleich nach dem Tode ſeiner Frau dem Hofe ein Darlehn

Digitized by Google

von 100 Franken geben müſſen, und jezt (etwa um 1414,) ward er wieder auf 30 Franken taxiret. Man hat noch ein Stück von ſeinem eigenhändigen Briefe, worin er einen Freund wegen dieſer Auflage um Rath fraget, und ſehr darüber wimmert, weil ſie nicht nur ſeinem Vermögen ſchade, ſondern auch ſeinen Freyheiten, als eines geſchwornen Schreibers der Univerſität nachtheilig ſey. Wer in ſeinem Kohlenſacke eine unerſchöpfliche Goldquelle hat, wird ſich wohl ſchämen, um eine Kleinigkeit von 30 Franken ſo viel Umſtände zu machen. Und dennoch gibt dieſer Umſtand dem Borel, oder wem er das Mährchen abgeborgt hat, Gelegenheit zu erdichten, der Requeten-Meiſter Cramoiſy ſey ſelbſt zu dem Flamel gekommen, das Darlehn von ihm für den König zu fordern, und da habe ſich denn dieſer ihm als einen Adepten zu erkennen gegeben, und ihn mit einem ganzen Kolben voll Gold Tinctur beſtochen. Abgeſchmackter kann wohl nichts leicht erdichtet werden.

Je älter Flamel ward, deſto begieriger ſcheint er auch geworden zu ſeyn, ſein Vermögen zu vermehren. Eines ſeiner Lieblingsmittel war, daß er Erbzinſen, welche auf verfallenen Häuſern und Grundſtücken hafteten, folglich nicht waren bezahlet worden, wohlfeil kaufte, dann Klage erhob, das Grundſtück ſubhaſtiren, und es ſich für einen geringen Preis zuſchlagen

ließ. Dabey gewann er bald, bald verlohr er aber auch; überdieß ward er dadurch in mannigfaltige Prozeſſe verwickelt, zu welchen er überhaupt geneigt geweſen zu ſeyn ſcheinet. Würde ſich der Mann wohl ſo viele zweydeutige Mühe gegeben, ſich ſo viele Sorgen und Verdruß gemacht haben, wenn er ein ſicheres und leichteres Mittel gehabt hätte Reichthum zu erwerben? Er haderte dabey oft um eine ſehr unbedeutende Kleinigkeit. Villain beſchreibt aus den Acten einen weitläuftigen Prozeß, deſſen Ende er nicht erlebte, und welchen er um eines Erbzinſes willen von fünf Sols anfing.

Flamel, der ſeine Sorgen zwiſchen der Verwaltung und Vermehrung ſeines Vermögens und zwiſchen der Verbeſſerung ſeines künftigen Zuſtandes theilte, ging bereits mehrere Jahre vor ſeinem Tode mit ſeinem Teſtamente um, und da der Mann in allen Stücken ſehr groß in Kleinigkeiten war, ſo ſcheint er hier dieſe ganze Kraft ſeiner Seele zuſammen gefaßt und erſchöpfet zu haben. Es iſt in der That ein ſonderbares Stück; es iſt außerordentlich weitläufig, und enthält eine ungewöhnliche Menge von Vermächtniſſen und Stiftungen; aber eben dadurch war es auch ungemein geſchickt, bey dem großen Haufen Aufſehen zu machen. Aber wenn man es bey dem Lichte beſiehet, (Denn Villain hat es aus der noch vorhandenen Urkunde abdrucken laſſen,) ſo kann man nicht umhin, über die Schwachheit des Mannes zu lächeln, der das

für ſeinen Stand anſehnliche, aber doch immer noch ſehr mäßige Vermögen in ſo viel kleine Theile, oft von wenigen Sols, zerſtückelte, wobey man ſich keine andere Abſicht denken kann, als daß er noch nach ſeinem Tode ſeine Eitelkeit befriedigen, und viel Geräuſch von ſich machen wollte. Es kommt noch dazu, daß ſeine Vermächtniſſe ſein nachmahls gefundenes Vermögen weit überſtiegen, wodurch die Vollzieher ſeines Teſtamentes nachmahls in ſo viele Verdrüßlichkeiten verwickelt wurden.

Die Vermächtniſſe ſeines letzten Willens laſſen ſich in drey Claſſen theilen; einige ſind Legata, welche ein für alle Mahl bezahlet werden ſollten; andere ſind ewige Stiftungen, und noch andere endlich Leibrenten. Zu den Legaten gehörete baares Geld, die übrigen Vermächtniſſe aber waren auf die Einkünfte von ſeinen Grundſtücken angewieſen. Die Legata betrugen zuſammen, (alles mit eingeſchloſſen, was nicht zu den beyden folgenden Claſſen gehörte, z. B. neunzehn ſilberne Kelche für ſo viele Kirchen, wovon doch jeder noch nicht drey Mark wog,) 1440 Livres Pariſis, oder 1800 Livres Tournois, welche nach jetzigem Gelde 12234 Liv. 15 Sols oder etwa 3058 Thaler ausmachen. Wäre auch dieſes alles bar vorhanden geweſen, ſo war es denn für einen wohlhabenden Bürger nichts außerordentliches, und es würde kaum ſeyn bemerket worden, wenn er

es an zwey bis drey Perſonen vermacht hätte; aber da er es unter ſo viele Perſonen und Stiftungen vertheilte, ſo mußte es nothwendig Aufſehen machen. Aber auch das fand ſich nach ſeinem Tode nicht einmahl, indem das vorhandene bare Geld, und die aus den Mobilien gelöſete Summe kaum hinreichte, den vierten Theil der Legaten zu bezahlen, daher die Executores die Grundſtücken mit zu Hülfe nehmen mußten.

Wenn man der hermetiſchen Legende glaubt, ſo haben Flamel und ſeine Frau vierzehn Kirchen und eben ſo viele Hoſpitäler in Paris gebauet, und mit reichlichen Einkünften verſehen. Nun wenn das wahr wäre, ſo würde man bald an den Schmelztiegel glauben müſſen. Doch die vielen aus ſeiner Zeit noch vorhandenen und zum Theil ihn ſelbſt betreffenden Urkunden wiſſen kein Wort davon; aber das Teſtament gibt den Schlüſſel zu dieſem Mährchen. Er vermachte in der That an vierzehn Orten, und zwar theils Kirchen theils Hoſpitäler, — — und was denn? — — jedem einen jährlichen Zins von 10 Sols. — In der That ein großer Abſchlag. Und auch dieſes nicht einmahl umſonſt, alle Jahr ſollte jeder dieſer 14 Orte an einem beſtimmten Tage einen Kapellan in die Jacobi-Kirche ſchicken, welche eine Meſſe für ihn leſen ſollten. Vierzehn Geiſtliche, die alle an einem Tage in die eine Kirche kamen, und für einen Verſtorbenen Meſ-

ſe laſen, mußten freylich Aufſehen machen. Der Pöbel ſtaunte und glaubte, das geſchehe aus Erkenntlichkeit für die unermeßlichen Reichthümer, die der glückliche Mann den vierzehn Kirchen und Hoſpitälern vermacht habe. Der Goldmacher hört das, nimmts auf Treu und Glauben an, vergrößerts auch noch ein bischen und pflanzt das Mährchen fort. Doch was Wunder? Die Herren bringen ja ihre Tage unter dem Blaſebalge zu, daher der Wind nothwendig ihr liebſtes Element iſt.

Eine andere Verordnung in dem Teſtamente zielte gleichfalls darauf ab, Geräuſch zu machen. Dreyzehn Blinde aus der Stiftung der Quinze-Vingts ſollten alle Monathe im Jahre von einem Geiſtlichen mit vorgetragenem Kreutze in Prozeſſion in die Jacobi-Kirche ziehen, und eine Meſſe für ihn anhören, und dafür bekam die ganze Geſellſchaft jedesmahl 2 Liv. 7 Sols Pariſis.

Nachdem nun Flamel auf dieſe und andere Arten reichlich ſo wohl für ſeine Eitelkeit, als auch für ſeine Seligkeit geſorgt hatte, ſo ſtarb er den 22ten März vor Oſtern 1417 d. i. nach unſerer Jahrrechnung 1418, wie aus den noch vorhandenen Rechnungen hinlänglich erhellet. Sein Tod war das Signal zu vielen und langwierigen Streitigkeiten und Prozeſſen, welche theils von ſeinem zerſtreueten in lauter kleinen Renten beſtehenden Vermögen,

Digitized by Google

theils von der Menge ſeiner kleinen Vermächtniſſe, theils aber auch von dem Zuſtande ſeines Vermögens ſelbſt herrührten, wobey ich mich aber nicht lange aufhalten werde.

So lange Flamel lebte, konnte das Teſtament der Pernelle, wegen der gegenſeitigen Schenkung nicht vollzogen werden. So bald er aber verſtorben war, war die Vollziehung ihres Teſtamentes das erſte, woran die beyderſeitigen Executores dachten. Man fand ſogleich Lücken in dem von der Pernelle hinterlaſſenen Vermögen, welche Flamel durch ſeine Schwindeley in dem Ankaufe ungangbarer Erbzinſen verurſacht hatte, und wegen welcher man die Executores der Pernelle in Anſpruch nehmen wollte. Mit Flamels Vermächtniſſen ging es nicht viel beſſer; denn ein Theil der Erbzinſen, auf welchen ſein Vermögen beruhete, ging noch während der Zeit, da die Executores mit der Vollziehung beſchäftiget waren, verlohren, weil ſie auf ruinirten Grundſtücken hafteten, und die meiſten übrigen verſchwanden in der Folge, ſo daß 20 Jahr nach ſeinem Tode das wenigſte von ſeinen Vermächtniſſen mehr im Gange war. Da Andacht und Eitelkeit die herrſchenden Leidenſchaften dieſes Mannes waren, ſo würde er für die Befriedigung beyder gewiß beſſer geſorget haben, wenn er andere Mittel beſeſſen hätte, zu Reichthümern zu gelangen, als jeder anderer gewöhnlicher Menſch hat.

Die Prozeſſe, welche nach ſeinem Tode über ſeine Verlaſſenſchaft entſtanden, dauerten wenigſtens bis 1440, denn bis dahin gehen die noch vorhandenen Acten.

Unter den noch vorhandenen und dieſe Erbſchaft betreffenden Stücken iſt das Haupt-Inventarium, welches die Teſtaments-Vollzieher gleich nach ſeinem Tode aufnahmen, nicht mehr vorhanden; allein man kann ſein Vermögen, welches er bey ſeinem Tode hinterließ, aus andern Umſtänden ſehr genau beſtimmen. 1426 legten die Executores Rechnung ab, was ſie in den ſieben Jahren aus Flamels Vermögen eingenommen hatten, und dieſes betrug in allem 2052 Liv. 10 Sols Pariſis; theilet man dieſe in ſieben Theile, ſo kommt auf das Jahr ungefär 280 Liv. Allein, da unter der obigen Summe auch der gefundene baare Vorrath, und die aus den Mobilien gelöſete Summe, welche beyde Poſten doch nicht bekannt ſind, mit begriffen ſind, ſo wird man das von Flamel für ſeinen Theil verlaſſene Vermögen nicht über 250 Liv. jährliche Renten annehmen können. Das iſt nun das ſo oft gerühmte ungeheure Vermögen dieſes Wundermannes, welches in erdichteten Zahlen ſo oft mit dummen Erſtaunen iſt angegaffet worden. Und noch dazu ruheten dieſe Einkünfte größtentheils auf ſehr unſichern Grundſtücken,

daher ſie auch von Jahr zu Jahren abnahmen, bis ſie faſt völlig verſchwanden.

Man ſiehet nunmehr von ſelbſt, wie Flamel in den Verdacht eines ungewöhnlich großen Vermögens gekommen, woraus denn ganz natürlich die fernere Muthmaßung floß, daß er dieſes Vermögen auf einem außerordentlichen Wege müſſe erlanget haben. Er beſaß ein für ſeinen Stand zwar anſehnliches Vermögen, welches aber doch immer nichts außerordentliches war. Allein er verſtand die Kunſt, mit dieſem Vermögen ein ungewöhnliches Geräuſch zu machen, und es weit größer darzuſtellen, als es wirklich war. Der große Haufe, der ſich immer nur an den äußern Schein hält, nimmt nicht allein dieſen für wahr an, ſondern vergrößert ihn auch noch aus der ihm eigenen Liebe zum Wunderbaren, und da man ihm einmahl ein ungeheures Vermögen beylegte, wenigſtens ein Vermögen, deſſen Erwerb aus ſeiner Hanthirung nicht begreiflich war, ſo war es ganz natürlich, ihn für einen Mann auszugeben, der Gold machen könne. Macht es doch der Pöbel noch in unſern Tagen ſo; ſiehet er einen Mann, der ſich durch Haushältigkeit und Fleiß mehr erwirbt, als ſein ſtumpfer Kopf begreifen kann, ſo hat er entweder einen Bund mit dem Gott ſey bey uns! oder er hat einen Schatz gefunden, oder er muß auch Gold machen können.

Digitized by Google

Alles das iſt ſehr natürlich; auch das iſt nicht unbegreiflich, daß die Zunft der Goldhaſen dieſe Volksmährchen ergreiſt, ſie weiter ausſchmückt, und für baare Münze verkauft, weil dieſe Herren ſich an Verſtande und Einſichten ſelten von dem großen Haufen unterſcheiden. Aber daß auch Schriftſteller beſſerer Art, wie z. B. Borel in ſeinem Threſor des Recherches et Antiquités Gauloiſes, ſolche Erdichtungen für wahr halten, und ſie weiter fortpflanzen können, würde unbegreiflich ſcheinen, wenn man nicht die Macht der Einbildungskraft unter dem Monde kennete.

Indeſſen ſcheinet es, daß ſelbſt der große Hauſe nicht einig geweſen, woher Flamel ſein großes Vermögen bekommen habe, denn es muß ſchon eine ſehr alte Ueberlieferung ſeyn, daß er ſich nicht ſowohl durch den Stein der Weiſen als vielmehr durch allerley mit den eben damahls aus Paris vertriebenen Juden geſpielten Betriegereyen bereichert habe. Unter den Neuern hat Gabriel Naude' (in den Naudaeanis, und in den Obſervatt. Ital.) dieſes Vorgeben vor andern wahrſcheinlich zu machen geſucht. Flamel ſagt er, war ein Schreiber oder Notarius und war den Juden 1393 und 1394 in ihren Prozeſſen bedient. Da ſie damahls aus ganz Frankreich vertrieben, und ihre Güter confiſciret wurden, Flamel aber alle

Schulden, die ſie ausſtehen hatten, wußte, ſo verglich er ſich insgeheim mit ihren Schuldnern, nahm von jedem eine Summe Geldes, wogegen er ſie bey dem Könige nicht angab, und dadurch kam er in kurzem zu einem ſo großen Reichthume.

Die Sache iſt nicht unmöglich, klingt wenigſtens wahrſcheinlicher, als das Vorgeben ſeiner Geſchicklichkeit Gold zu machen, daher auch alle, welche nicht an hermetiſche Geheimniſſe glauben, dieſe Erzählung weiter fortgepflanzet haben. Allein, zum Unglücke iſt ſie eben ſo ſehr ein Mährchen, als das erſte Vorgeben; denn in ſeiner obigen Geſchichte, von welcher ſich jeder Umſtand mit noch vorhandenen Urkunden belegen läßt, findet ſich keine Spur einiges mit den Juden gehabten Verkehres. Selbſt der Grund, aus welchem ſeine Verbindung mit den Juden allenfalls begreiflich werden könnte, iſt erdichtet. Flamel war kein Notarius, ſondern ein bloßer Abſchreiber oder Copiſt, und als ein ſolcher konnte er keine Prozeſſe führen. Aus den noch vorhandenen Urkunden erhellet, daß er ſich in ſeinen eigenen Rechtshändeln immer anderer Perſonen zu Advocaten und Notarien bedienet, und ein ſo haushältiger Mann, als er war, würde dieſe Koſten gewiß erſparet haben, wenn er gekonnt hätte.

Digitized by Google

Daß Pernelle und ihr Mann endlich geſtorben, würde für jeden nur halb geſunden Verſtand keines weitern Beweiſes bedürfen, weil doch ein jeder Menſch ſterben muß. Zum Ueberfluſſe ſind in dem gegenwärtigen Falle Zeit, Ort und übrige Umſtände aus Urkunden erweislich. Aber für die hermetiſche Zunft, deren eherner Glaube ſelbſt Brocken der erſten Größe verſchlingt, gelten alle ſolche Beweiſe nichts. Dieſe weidet ſich mit dem Mährchen, daß beyde noch wirklich leben, und noch mehrere Jahrhunderte zu leben haben. Pernelle, ſagt die Legende, ſtellete ſich krank und ſtarb dem Vorgeben nach, da man denn an ihrer Statt ein hölzernes Bild auf den Gottesacker der Unſchuldigen begrub. Sie ſelbſt reiſete munter und geſund nach der Schweitz, wo ſie ihren theuren Nicolaus erwartete, der nach einiger Zeit eben dieſelbe Komödie ſpielet, ein langes Teſtament und große Stiftungen macht, und ſich ein feyerliches Leichenbegängniß halten läßt; aber in der Stille zu ſeiner Pernelle reiſet, und mit ihr die Welt durchwandert, indem beyde vermöge des vollkommenen Elexirs, oder der Univerſal-Medicin von der höhern Art die Kraft haben tauſend Jahre zu leben.

So abgeſchmackt auch das Vorgeben iſt, ſo iſt es doch wirklich noch Beſcheidenheit gegen die faſt ganz unbegreifliche Unverſchämt-

heit, mit welcher Paul Lucas, der auch wegen anderer Mährchen ſo berüchtigte Reiſebeſchreiber, behauptet, einen ſeiner Collegen ſelbſt geſprochen, und von ihm deſſen wahre Geſchichte erfahren habe. Wunders halber will ich die ganze Mähre herſetzen; ſie ſtehet in ſeinem Voyage de la Grece, Th. 2. S. 106 f. In Brouſſe lernte der Windbeutel einen Usbeckiſchen Dervis kennen, deſſen äußeres Anſehen gleich etwas beſonderes verſprach; und das war denn kein Wunder, weil er ſchon weit über hundert Jahr alt war. Er ſagte dem Franzoſen, es wären ihrer ſieben, welche in der Welt herumwanderten, um immer vollkommner zu werden. Wenn ſie von einander gingen, ſo nähmen ſie Abrede, in welcher Stadt ſie ſich wieder treffen wollten, und dahin kämen ſie denn nach 20 Jahren zuſammen. Diesmahl war Brouſſe der Sammelplatz der ſieben Weiſen, und ihrer vier waren bereits zugegen. In dem Geſpräche mit dem Dervis kamen ſie auch auf den Stein der Weiſen, dem der Türke eine prächtige Lobrede hält und unter andern auch ſagt, daß man vermittelſt deſſelben ſein Leben auf 1000 Jahre bringen könne. Lucas lacht, und führt den Flamel an, der ungeachtet ſeines philoſophiſchen Steines doch wie andere Menſchen ſterben müſſen. Der Dervis läugnet das, und verſichert, daß er ihn mit ſeiner Frau noch vor drey Jahren in Indien geſehen habe, und daß Beyde ſeine ver-

trauteſten Freunde wären, und nun folgt ihre ſchöne Geſchichte.

Unſere Weiſen, ſagt der Dervis, finden ſich in allen Secten. Zu Flamels Zeiten lebte ein ſolcher in der Jüdiſchen Nation, der aus Neigung ſeine Glaubensbrüder in Frankreich zu beſuchen, aus Aſien nach Paris ging, und daſelbſt einen Rabbiner kennen lernte, der auch an der Goldkrankheit darnieder lag, die er ihm heilte, indem er ihm 90 Pfund Bley in ſo viel feines Gold verwandelte. Der Rabbiner wird hitzig, und ſucht den Tauſendkünſtler bey ſich zu behalten; da aber dieſer auf ſeinen Vorſatz, wieder nach Aſien zu gehen, beſtehet, ſo ermordet er ihn, und erobert auf dieſe Art alle ſeine Geheimniſſe. Allein die Sache wird verrathen, und der Rabbiner wird lebendig verbrannt. Kurz darauf werden die Juden aus Frankreich vertrieben. Flamel, der menſchlicher geſinnet war, als andere Pariſer, nahm ſich ihrer unter der Hand an, daher viele derſelben ihm ihre Geſchäfte anvertraueten. Unter andern gab auch ein Jüdiſcher Kaufmann ihm alle ſeine Schriften und Handelsbücher in Verwahrung, und unter dieſen befanden ſich auch die Schriften des ermordeten Weiſen. Flamel ſchloß aus den Figuren ſogleich auf hermetiſche Geheimniſſe, reiſet nach Spanien und läßt ſich die Schriften von den daſigen Juden überſetzen. Hiermit gehet er wieder nach Pa-

ris, fängt mit ſeiner Frau an zu arbeiten, entdeckt das Geheimniß und erwirbt große Reichthümer. Seine Freygebigkeit, und die großen Gebäude, die er aufführen läßt, machen Aufſehen, und er befürchtet in Verhaft genommen zu werden. Er beſchließt alſo Frankreich zu verlaſſen; ſeine Frau ſtirbt zum Scheine, reiſet aber nach der Schweitz. Bald darauf beſticht Flamel die Aerzte und Geiſtliche, läßt ſich ein Leichenbegängniß halten, und reiſet ſeiner Frau nach. Von dieſer Zeit an haben Beyde ein philoſophiſches Leben geführet, und halten ſich bald in dieſem, bald in einem andern Lande auf. — So geſchickt wußte Lucas, oder wer ſonſt Erfinder dieſer Geſchichte iſt, alle Volksmährchen von dem Flamel in ein einziges zuſammen zu ſchmelzen.

Da nun, wie aus dem obigen erhellet, Flamel nichts weniger, als ein Adeptus war, ſo folget ganz natürlich, daß er auch nicht Verfaſſer der vielen alchymyſtiſchen Schriften ſeyn kann, welche ihm beygeleget werden, und welche alle Goldköche noch jetzt mit großer Ehrfurcht anſtaunen. Er iſt es auch gewiß nicht, und alle, welche unter ſeinem Nahmen herumſchleichen, ſind ihm zuverläſſig untergeſchoben. Indeſſen hat man in Anſehung dieſes Punctes doch wirklich einigen Schein gehabt, wenigſtens mehr, als bey den übrigen Erzählungen, die man auf deſſen Rechnung verbreitet hat.

Einige dieſer Schriften ſind in der That von ſeiner Hand, wie aus ſeinem beygefügten Nahmen, und der Zeit, wenn er die Schrift vollendet, deutlich genug erhellet. Das iſt nun wohl nicht zu läugnen; aber wenn ſie auch wirklich alle von ſeiner Hand wären, und alle ſeinen Nahmen aufzuweiſen hätten, ſo würde daraus doch noch nicht folgen, daß er auch Verfaſſer derſelben iſt. Er war ein Abſchreiber, ſchrieb alſo alles ab, was ihm abzuſchreiben gegeben wurde, ohne ſich um den Inhalt zu bekümmern, und da war denn nichts gewöhnlicher, als daß die Abſchreiber ihren Nahmen, und die Zeit, wenn ſie die Abſchrift vollendet, darunter ſetzten. Da Flamel geſchworner Abſchreiber der Univerſität war, ſo ſcheinet dieſe Unterſchrift ſeines Nahmens um der Glaubwürdigkeit der Abſchrift willen, noch nothwendiger geweſen zu ſeyn. Wer mit den Handſchriften der mittlern Zeit nur ein wenig bekannt iſt, dem darf man alles das nicht beweiſen. Es iſt alſo ganz natürlich, daß Flamel allerley Bücher abſchreiben mußte. Naude verſichert zu Rom, in der Bibliothek des Cardinals Bagnio den Roman de la Roſe des Johan de Mehun und des Clopinel geſehen zu haben, welchen Flamel abgeſchrieben, und ſolches mit ſeinem Nahmen beſtätiget habe. In den Bibliotheken Frankreichs werden ſolcher Bücher gewiß noch mehrere ſeyn. Unter dieſen von ihm abgeſchriebenen Büchern werden

nun ohne Zweifel auch alchymiſtiſche geweſen ſeyn, weil die hermetiſche Thorheit ſchon lange vorher durch die Araber unter den Chriſten war verbreitet worden, und man mehrere genannte und ungenannte Goldmacher dieſer Zeit kennet. Es kann auch ſeyn, daß Flamel aus Geitz mit Büchern dieſer Art einen beſondern, ihm einträglichen Handel getrieben, weil es zu allen Zeiten Thoren gegeben hat, welche dergleichen Unſinn theuer bezahlen. Aber daraus folgt wieder nicht, daß er alle dieſe Bücher auch ſelbſt verfertiget hat, wie der gemeine Irrthum will. Wer weiß indeſſen, ob nicht eine oder die andere ſolcher von ihm bloß copiirter Schriften zu dem ganzen Mährchen von ſeiner hermetiſchen Weisheit Anlaß gegeben, oder daſſelbe doch wenigſtens mächtig unterſtützet hat. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſo ſind mir folgende Schriften bekannt geworden, welche man theils früher, theils ſpäter ihm beygeleget hat.

1. Sommaire philoſophique, welches unter den Kunſtliebhabern auch unter dem Nahmen des Roman de Flamel bekannt iſt. Es iſt ein altes hermetiſches Gedicht, welches aus 656 Verſen beſtehet, und der Sprache nach gar wohl in die Zeiten Carls 6 gehöret. Es ſchließt ſich ſo:

Dont prierai l' Haut Createur
Qu' il doint la grace à tout bon coeur

D' Alchymiſtes qui ſont ſur terre,
Briévement le poulet conquerre,
Pour puis en être alimenté
Nourri et très-bien ſubſtanté,
Comme ce peu qu' ici déclare
Me vient du haut Dieu notre Pere
Qui pour ſa bénigne bonté,
Le m' a donné en charité:
Donc vous fais ce préſent petit
Afin que meilleur appetit
Ayés cherchans et ſuivans train,
Qu' il vous montre ſoir et matin:
Lequel j'ai mis ſous un Sommaire,
Afin qu' entendiez mieux l'affaire
Selon des Philoſophes ſages,
Les dits, qu' entendez d' avantage.
Ie parle un peu ruralement:
Par quoi je vous prie humblement,
De m' excuſer et en gré prendre
Et à fort chercher toujours tendre.

Weder hier noch in dem ganzen Werke kommt die geringſte Spur vor, aus welcher man etwas zur Entdeckung des Verfaſſers ſchließen könnte. Auch der Titel Sommaire philoſophique iſt neu; denn nach dem Borel ſoll es ein Auszug aus der ähnlichen Schrift des Treviſan, eines andern berühmten Goldkoches ſeyn. Aber was brauchte ein Adept, der in dem Werke ſelbſt verſichert, daß er das große Geheimniß drey Mahl gemacht habe, ſich mit

fremden Federn zu ſchmücken? Ohne Zweifel fand ein Fantaſt die Handſchrift in einer alten Bibliothek und glaubte ihr dadurch einen höhern Werth beyzulegen, wenn er ſie dem Flamel zuſchrieb, den die Mährchen des Volkes bereits zu einem Goldmacher erhoben hatten. Dieſer Fantaſt war nun allem Anſehen nach Jacob Gohorry, ein Pariſer; wenigſtens iſt er der erſte, welcher dieſe Schrift herausgegeben, und ſie zugleich dem Flamel beygelegt hat. Er geſellete ihr noch zwey ähnliche Schriften anderer Verfaſſer zu, und ließ alle drey unter folgendem Titel drucken; La transformation metallique, trois anciens traités en rime Françoiſe; ſavoir: la Fontaine des Amoureux de ſcience, par I. de la Fontaine. Les remonſtrances de nature à l' Alchymiſte, par Iean de Meung. Le Sommaire philoſophique de Nic. Flamel, Paris 1561, 8. Seit dieſer Zeit iſt das Ding mehrmahls gedruckt, und in mehrere Sprachen überſetzt worden. Lateiniſch ſtehet es in dem Muſeo hermetico reformato et amplificato. Frankfurt, 1677, 1678. in 4. Deutſch in Flamels Chymiſchen Werken an das Licht geſtellet von F. R. (Fridrich Rothſcholz,) Nürnberg in 8.

2. Le Livre des Figures hieroglyphiques de Nic. Flamel, ainſi qu' elles ſont en la quatrième arche du Cymetiere des Innocens à Paris — traitant de la transmuta-

tion metallique, non jamais imprimé. Traduit de Latin en François par P. Arnauld, Sieur de la Chevallerie, Gentilhomme Poictevin. Dieſe Schrift erſchien mit noch zwey andern zuerſt unter folgendem Titel: Trois traitez de la Philoſophie naturelle, du très-ancien Philoſophe Artephius. Lat. Franc. Plus les Figures Hieroglyphiques de Nic. Flamel et le vrai Livre de la Pierre philoſophale du docte Syneſius. Paris, 1612, 4; und mit einem bloß neuen Titel, eben daſelbſt, 1659, und abermahls, 1682, 4. S. davon Clement Bibl. cur. Th. 2, S. 149. Deutſch ſtehet es: Zwey auserleſene Chymiſche Büchlein, 1. das Buch der hieroglyphiſchen Figuren Nic. Flamelli, und 2. das wahrhafte Buch des gelahrten Griechiſchen Abts Syneſii. Ohne Ort, 1680, 8. Man läßt den Flamel hier nicht allein die vorgegebenen hieroglyphiſchen Figuren an dem von ihm gebauten Schwibbogen auf dem Kirchhofe der Unſchuldigen beſchreiben, ſondern auch die ganze Geſchichte erzählen, wie er zu dem Steine der Weiſen gekommen. Ich habe bereits oben bemerket, daß alles die albernſte Erdichtung von der Welt iſt, von welcher der vorgegebene Ueberſetzer ohne allen Zweifel der Urheber iſt, zumahl da das lateiniſche Original noch von niemand iſt geſehen worden.

3. Quelques remarques ou maximes chymiques de Nic. Flamel et de Bernard Tre-

viſan; befand ſich handſchriftlich in Thevenots Bibliothek, mit welcher es in die königliche zu Paris gekommen iſt. Vermuthlich iſt es auch gedruckt und in mehrere Sprachen überſetzt, wenn es anders mit folgenden eine und eben dieſelbe Schrift iſt: Annotationes Chymicae ex Democrito, Gebro, Lullio Villanovano, aliisque autoribus. Baſel, 1600, 8; ingleichen mit Bernh. Treviſani Schrift de chymico miraculo. Baſel, 1583, 8, und Straßburg, 1613, 8, in dem erſten Theile des Theatri chymici.

4. Kleinod der Philoſophie oder das Original der Begierde. Ohne Ort, 1669, 8; iſt mir nur aus der Ueberſetzung bekant.

5. Der Abbt Pernety will in der gleich anfangs gedachten Widerlegung des Villain einen von dem Flamel 1414 eigenhändig geſchriebenen Pſalter geſehen haben, welcher an dem Rande mit einer alchymiſchen Schrift in einer ſehr dunkeln allegoriſchen Schreibart beſchrieben ſey. Pernety gibt zwar nicht an, wo dieſer Pſalter befindlich ſey; allein, da Flamel ein Schreiber war, ſo iſt es ſehr möglich, daß er mehr als einen Pſalter abgeſchrieben hat. Allein, daß er zugleich Verfaſſer der an dem Rande geſchriebenen alchymiſtiſchen Poſſen ſey, iſt nach dem vorigen wenigſtens höchſtens unwahrſcheinlich. Die Sache wird dadurch noch unwahrſcheinlicher, daß dieſe Schrift an ſei-

Digitized by Google

ner Frauen Schweſterſohn, Colin, gerichtet ſeyn ſoll, deſſen Glück er dadurch machen wollen; ein ſonderbares Glück, einen armen Menſchen mit einem unverſtändlichen Geſchwätz zu beſchenken, den er, wenn er wirklich die goldne Kunſt verſtanden hätte, auf eine weit leichtere und beſſere Art hätte glücklich machen können. Aus der wahren Geſchichte erhellet, daß Flamel ſich nach dem Tode ſeiner Frau um ihre Schweſterkinder nicht weiter bekümmert; wenigſtens kommen ſie in den vielen vorhandenen Urkunden mit keiner Sylbe weiter vor.

6. Annotationes ad Dionyſium Zachariam. Ohne Ort, 1602, 8; auch in dem Theatro chymico, Straßburg, 1613, Th. 1; ingleichen in des Joh. Jac. Manget Bibliothèque Chymique. Genf, 1702. Dieſe Schrift führet den Beweis ihrer Erdichtung ſo gleich an ihrer Stirn, indem Zacharias um 1550, alſo über anderthalb Jahrhunderte nach dem Flamel lebte.

7. Borel und Lenglet du Fresnoy in der Hiſtoire de la Philoſ. Hermet. führen noch mehrere Schriften von ihm, welche vermuthlich nur in den Handſchriften herumſchleichen, z. B. La vraye Pratique de la noble ſcience d'Alquimie ou les Laveures de Flamel; La Muſique Chymique de Flamel; Le grand Eclairciſſement de Flamel, welches doch dem Borel zu Folge bloß ein Stück eines größern Wer=

tes eines gewiſſen Chriſtophe Pariſien ſeyn ſoll; Le Deſir deſiré, ou le Livre des ſix paroles, und andere mehr, welche, wenn ſie wirklich aus ſeinem Zeitraume ſind, und ſeinen Nahmen am Ende führen, allenfalls von ihm können ſeyn abgeſchrieben, aber wohl ſchwerlich verfertiget worden. Denn wenn er auch Fantaſt genug dazu geweſen wäre, ſo hatte doch der Mann, wie aus ſeinem Leben erhellet, theils mit ſeinem Gewerbe, theils mit der Verwaltung ſeines Vermögens zu viel zu thun, als daß er für ſolche betrügliche Poſſen hätte Zeit übrig behalten können; der Nahme betrügliche Poſſen iſt gewiß nicht hart, denn noch hat keiner aus dieſen und andern ähnlichen Skarteken Gold machen gelernet, wohl aber haben viele tauſend ſchwache Köpfe Verſtand, Vermögen und Gemüthsruhe dadurch verlohren.

8. Nichts deſto weniger ſind die ihm beygelegten Schriften mehr als einmahl zuſammen gedruckt worden, wenigſtens in Deutſcher Sprache. So gab Johann Lange ſie zu Hamburg zweymahl heraus, nehmlich 1673 und 1681, in 8, und Friedrich Rothſcholz, der eifrige Verehrer ſolches Unſinnes ließ ſie zu Nürnberg, ohne Meldung des Jahres, aber um 1730, in 8 gleichfals wieder auflegen. Da ich keine dieſer Sammlungen geſehen habe, ſo weiß ich auch nicht, was von den im vorigen angezeigten Schriften darin befindlich iſt.

36. Pierre de Montmaur, ein Niederträchtiger. *)

Hat je die Satyre ihre muthwillige Geiſſel über einen Elenden geſchwungen, haben je die größten Köpfe ihrer Zeit ihren Witz und Laune über einen Niederträchtigen ergoſſen, und hat je ein Menſch alle ſolche Anfälle mit der dämmſten Gleichmüthigkeit ertragen und dabey ſeine Diſteln mit langöhriger Unempfindlichkeit gekäuet, ſo war es Pierre de Montmaur. Vielleicht rührte dieſe Verläugnung ſeiner ſelbſt von dem Bewußtſeyn her, daß dieß das einzige Mittel war, ſeinen Nahmen zu verewigen, der ohne dieſe Denkmahle des bitterſten Spottes gewiß nicht würde auf die Nachwelt gekommen ſeyn.

Montmaur gleicht mehrern großen Männern wenigſtens darin, daß ſein Vaterland ungewiß iſt. Menage ſagte im Scherze, er ſey in regione Pedana, in dem Lande der Pedanterie gebohren. Der Verfaſſer der Hiſtoire de la Vie et

*) Baile in ſeinem Dictionn. vornehmlich aber: Hiſtoire de *P. de Montmaur* par M. de *Sallengre*. Haag, 1751, zwey Bänden in 8, wo doch die zuſammen gedruckten Satyren auf den Montmaur den größten Theil des Werkes ausmachen.

de la Mort du Grand Mogor läßt ihn aus Cahors herſtammen, und ſagt, daß ſeine Mutter daſelbſt als eine feile Weibsperſon gelebt habe. Auch Feramus gibt Quercy für ſein Vaterland aus. Montmaur ſelbſt ſoll Cahors für ſeine Vaterſtadt ausgegeben haben, vielleicht nur, ſeinen wahren Urſprung zu verbergen, denn Baluze, der es ſehr wohl wiſſen konnte, verſicherte den Sallengre, daß Belaille, ein Dorf in Unter-Limouſin, zwiſchen Tulle und Brive, ſein wahrer Geburtsort geweſen.

Daß er von dem niedrigſten Stande geweſen, würde man ſchon aus ſeiner niedrigen Denkungsart und ungebildeten Sitten ſchließen können, wenn es auch ſonſt nicht bekannt wäre. In der Marmitodeificatione ſagt Merkur zur Lucina: „du weißt zuverläſſig nicht, „wer ſeine Mutter war, und ſelbſt Jupiter, der doch „alles weiß, hat ſeinen Vater nie gekannt.„ Doch was Jupiter nicht wußte, das wußte Baluze, der den Sallengre verſicherte, daß ſein Vater ein Bauer geweſen. Dieſe geringe Abkunft würde ihm gewiß nicht zum Nachtheil gereichet haben, wenn er ſie nicht durch ſeine Sitten ſein ganzes Leben hindurch verrathen hätte. Kein Schriftſteller hat das Jahr ſeiner Geburt aufgezeichnet, und Sallengre erfuhr bloß durch Umwege, daß er 1576 geboren worden.

Nachdem er ſeine Mutter verlohren hatte, kam er nach Bourdeaux und ſtudierte daſelbſt

ſelbſt bey den Jeſuiten; allein, da er blutarm war, ſo mußte er ſeinen nothdürftigen Unterhalt damit erwerben, daß er den übrigen Schulkindern die Bücher nachtrug. Da die Jeſuiten ein gutes Gedächtniß an ihm bemerkten, ſo machten ſie ſich viele Hoffnung von ihm, nahmen ihn in ihrem Orden auf, und ſchickten ihn nach Rom, wo er die Grammatik drey Jahre mit Beyfall lehrete. Allein die Freude war von keiner langen Dauer, denn ehe man es ſich verſieht, iſt Montmaur nicht mehr in dem Orden. Er gab vor, die Jeſuiten hätten ihn ſeiner ſchwächlichen Geſundheit wegen entlaſſen; allein wer den Geiſt des Ordens kennet, wird das nicht ſehr wahrſcheinlich finden. Ueberdieß verrieth Montmaur in der Folge den ſtärkſten und dauerhafteſten Körper, ſo wie man ihn von einem Menſchen von ſeiner geringen Herkunft nur erwarten konnte. Andere behaupteten daher, er habe falſche Empfehlungsſchreiben ausgegeben, und dabey das Siegel des Provinzials nachgemacht, daher man ihn aus dem Orden gejagt habe.

Was nun auch die Urſache ſeiner Entlaſſung aus dem Orden geweſen ſeyn mag, ſo begab er ſich nach Avignon, wo er das Handwerk eines Charlatans trieb, und ſich damit viel Geld erwarb. Allein, der Magiſtrat jagte ihn und alle Fremden aus der Stadt, daher er ſich nach Tou=

louſe und nach einigem Aufenthalte nach Paris begab. Was er in Toulouſe angegeben, wird nicht gemeldet; allein in Paris legte er ſich auf die Rechtswiſſenſchaft, ward Advocat, und fing an fremde Prozeſſe zu führen. Allein da er zu ungeſchickt, und vielleicht auch zu ungeſittet war, ſo wollte niemand ihm ſeine Rechtshändel anvertrauen, daher gab er auch dem Juſtinian den Abſchied. In der Ungewißheit, womit er nunmehr ſein Brodt erwerben ſollte, hörte er, daß der Cardinal Richelieu den Dichtern viel Gutes erweiſe, und ſogleich ward er ein Poet, verfertigte Anagrammen, Akroſticha und andere poetiſche Tändeleyen. Zuweilen hob er ſich bis zur Elegie, wovon noch eine übrig iſt.

Ob der Cardinal ſeine hungrige Muſe gefüttert habe, iſt nicht bekannt. Man weiß nur, daß er 1617 Lehrer des Roger de Choiſeul älteſten Sohnes des Carl de Choiſeul, Marquis de Praslin ward, welcher zwey Jahre darauf die Würde eines Marechal de France erhielt. Montmaur muß ſich früh mit einiger Kenntniß der Griechiſchen Sprache gebrüſtet haben, denn man pflegte ihn damahls nur den Griechen zu nennen; indeſſen wird aus dem folgenden erhellen, daß ſeine Kenntniß dieſer Sprache von keiner großen Bedeutung war. Zwar ward er 1623 wirklich königlicher Profeſſor der Griechiſchen Sprache zu

Paris; allein er hatte dieſe Beförderung nicht ſeinen Verdienſten, ſondern bloß dem bey dem Marquis de Praslin erſparten Gelde zu danken, indem er dieſe Stelle dem Hieronymus Goulu abkaufte. Montmaur bekleidete dieſe Stelle 25 Jahr, und ſtarb den 7ten Sept. 1648 in einem Alter von 74 Jahren. Die eigentlichen Umſtände ſeines Lebens ſind alſo ſehr kurz und unbedeutend; allein zum Glück iſt ſein Charakter für den Geſchichtſchreiber deſto fruchtbarer.

Er war nicht ohne Fähigkeiten; beſonders beſaß er ein außerordentliches Gedächtniß, daher er zu den Sprachen geſchickt war, vieles geleſen hatte, und das Geleſene nicht ſelten an den ſchicklichſten Orten wieder anzubringen wußte. Er beſaß auch Witz; nur Schade, daß er von der boshafteſten Art war, und ſeiner ſchlechten Erziehung wegen nicht ſelten in das Niedrige fiel. Bey dieſen Umſtänden hätte er immer ein guter, mittelmäßiger Profeſſor ſeyn können, dergleichen es ſo viele gibt, hätte nicht ſein niederträchtiger Geitz das wenige Gute in ihm ganz verdorben, und ihn ſehr frühe zu einem Gegenſtande des Spottes und der Verachtung gemacht. Er konnte, da er unverheirathet war, von ſeiner Profeſſur ſehr gemächlich leben, indem er überhaupt 5000 Livres jährliche Einkünfte gehabt haben ſoll; allein er

zehrte lieber auf anderer Koſten, und machte aus dem Schmarotzen ſehr bald ein ordentliches Handwerk, welches ihm deſto beſſer gelang, da man ihn wegen ſeines boshaften verläumderiſchen Witzes gern an den Tafeln der Großen hatte, zumahl da er für eine gute Mahlzeit gern einen Spaß mit ſich machen ließ. In ſolchen Geſellſchaften war es auch leicht, mit ein wenig ſehr ſeichter Gelehrſamkeit zu glänzen, denn daß des Montmaur Kenntniſſe von dieſer Art waren, erhellet aus ſeinen Werken, welche Adrian de Valois unter dem Nahmen Quintus Januarius Fronto heraus gab, und welche noch tief unter dem Mittelmäßigen ſind, und den ſchwachen Kopf und unverſchämten Schwätzer in ſeiner ganzen Größe darſtellen.

Daß auch ſein Witz gerade von der unwürdigſten Art war, erhellet daraus, weil er immer nur in Anagrammen und Anſpielungen beſtand, welche letztere oft ſchmutzig, allemahl aber boshaft waren. Seine Ausſchweifung in ſolchen Kindereyen machte, daß man dergleichen Wortſpiele in Frankreich lange Zeit Montmoriſmes nannte, ſo wie man in Griechenland, ſolche Wortſpiele vorbringen, γοϱγιαζειν nannte, weil der Redner Gorgias darin ſehr ſtark war.

So unbedeutend nun auch ſeine Gelehrſamkeit, und ſo groß ſeine Abneigung vor allen gelehrten Beſchäftigungen war, ſo unbe-

gränzt war doch ſeine Ruhmredigkeit und Prahlerey, welche deſto unerträglicher war, je weniger ſie mit ein wenig Geſchmack gewürzt war. Da er über dem Schmarotzen auch ſeine Vorleſungen verſäumte, und daher befürchten mußte, daß man ihm ſeine Profeſſur nehmen möchte, ſo ließ er einmahl anſchlagen, daß er über den Heſychius leſen wollte. Hier iſt ſein Anſchlag ſelbſt, welcher den Windbeutel in ſeiner ganzen Größe darſtellet.

Cum Deo Petrus de Montmaur, Graecarum Litterarum Regius Profeſſor, Heſychii recondita eruditione refertas Gloſſas viſendas, fruèndas proponet, lectiſſimis parenchireſibus earundem praeſtantiam patefaciet; auctorem eximium non fuiſſe alienum a Chriſtianis pietatis noſtrae ſacris praefationis epicheremate demonſtrabit; arduis vocibus explanationem aſſeret, vetuſtis novitatem, novis auctoritatem, obſoleris nitorem, obſcuris lucem, faſtiditis gratiam, dubiis fidem, in omnibus vero Deum quaeret et in Deo omnia, quo digna (ipſo faciente) proferentur, ne quid piis cogitationibus, his praeſertim ſacris ſtatis ceremoniis et eſurialibus feriis pereat. Τα καλα ἔξω. Die Martis hora 7 antemeridiana, in auditorio Franciae novo.

Man bemerke, daß er die Woche nur eine Stunde leſen will, und noch dazu zu einer Stunde, in welcher die ganze Pariſer Welt

noch ſchläft. Es war daher kein Wunder, daß er keine Zuhörer hatte, und man ihn nur die Stimme deſſen, der da ſchreyet in der Wüſten nannte.

Am beſten erhellen ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Prahlerey und ſeine Unverſchämtheit aus folgender Geſchichte, welche Nicolaus Bourbon dem Claude de Mesmes, Grafen d' Avaux in einem lateiniſchen Briefe erzählet. Bourbon kam einmahl mit dem Montmaur bey dem Kanzler zuſammen, und der Unhold hatte daſelbſt, wie gewöhnlich das große Wort, und citirte bey Gelegenheit einer Stelle Pauli, worin er auf die Fechter und Verdammten anſpielet, eine Menge Griechiſcher und lateiniſcher Schriftſteller. Bourbon ſetzte ein Mißtrauen in ſeine Anführungen, und rieth der Geſellſchaft, ihm nicht eher zu glauben, bis er die angeführten Stellen vorwieſe; und dabey hatte es damahls ſein Bewenden. Als Bourbon nach Hauſe gekommen war, ſchlug er die vorgegebenen Stellen nach und fand, daß von allem, was der Wintbeudel vorgegeben hatte, auch nicht ein Wort wahr war. Als dieſer zwey Tage darauf wie gewöhnlich, wieder zu dem Kanzler zu Tiſche kam, zog man ihn mit ſeinen angeführten Stellen auf; allein er war unverſchämt genug, die Wahrheit ſeines Vorgebens zu behaupten, und ſchrie, ehe noch die Tafel geendigt war, gebt mir den Heſychius, den Mani-

lius, den Strabo u. ſ. f. Bourbon holt die Bücher, und die ganze Geſellſchaft ſtehet voller Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, denn obgleich jeder den Mann kannte, ſo machte doch die große Zuverſicht des Menſchen die Geſellſchaft zweifelhaft. Die verlangten Bücher werden vor den Kanzler auf den Tiſch gelegt, und zwey Requeten-Meiſter, verſchiedene Grafen, Aebte und andere Perſonen vom Stande ſtellen ſich um ihn herum. Der Kanzler eröfnet das Verhör, beſtimmt die Streitfrage, und fordert nunmehr den Montmaur auf, ſeine Beweisſtellen aufzuſchlagen. Allein dieſer fängt nunmehr an zu ſchikaniren und Ausflüchte zu ſuchen, klagt über die Ausgaben und fordert andere, bringet Sachen auf das Tapet, welche nicht dahin gehören, und ſucht ſich auf alle nur erſinnliche Art aus dem Handel zu ziehen. Nachdem der Streit anderthalb Stunden gedauert hatte, that der Kanzler den Ausſpruch, daß Montmaur falſch citiret habe, worauf ein allgemeines Gelächter den Beſchluß machte. Der Holländiſche Geſandte, d' Eſpeſſes, welcher mit bey der Komödie gegenwärtig war, machte aus dem Stegereiſe folgende Verſe darauf:

Monmor c'eſt fait de ta mémoire,
Tu bronches ſous le vieux Bourbon,
Tous les Auteurs te font faux bond,
Si tu n'as recours au Grimoire.

In der Marmitodeificatione wird eine andere ähnliche Geſchichte erzählet. Bey einer feyerlichen Verſammlung der Univerſität entſtand ein lebhafter Streit zwiſchen dem Biſchofe von Paris und dem Rector, wer von beyden den Vortritt haben ſollte. Da der Streit auf der Stelle nicht ausgemacht werden konnte, ſo verglich man ſich, an einem gewiſſen Tage zuſammen zu kommen, und über die Sache zu rathſchlagen. Montmaur gehörte zwar nicht mit dazu; allein weil er erfahren hatte, daß es bey dieſer Gelegenheit eine gute Mahlzeit gebe, die er ſich gerne mit zu Nutze machen wollte, ſo trat er ungebethen in die Verſammlung, redete ſelbige an, und ſagte, daß ſie ſich unnöthige Mühe mache, indem die Frage längſt entſchieden ſey. Gerſon ſage nehmlich ausdrücklich, daß der Rector der Univerſität den Rang vor den Biſchöfen habe, Rector Univerſitatis praecedere debet Epiſcopos. Dieſe Worte waren ein Donnerſchlag für die Biſchöfe, und die Zuverſichtlichkeit, mit welcher Montmaur den Ausſpruch that, verſtattete keine Einwendung, denn wer hätte glauben ſollen, daß ein Profeſſor unverſchämt genug ſeyn würde, ſo etwas zu behaupten, wenn er nicht Grund für ſich gehabt hätte. Indeſſen ſtieg doch einem derſelben ein Bedenken auf, daher er den Schwätzer bath, die Stelle vorzuweiſen. Montmaur forderte mit der ihm eigenen Stirn Gerſons Opera, und fing an zu blättern, und blätterte eine

lange Weile. Da ſich die verlangte Stelle immer nicht finden wollte, ſo ſchmähete er bald auf ſich ſelbſt, bald auf das Buch, bald auf die Ausgabe. Endlich forderte er die Baſeler Ausgabe, (eine ſeiner gewöhnlichen Behelfe;) allein man ſagte ihm, daß Gerſons Werke niemahls in Baſel wären gedruckt worden. Nun ſchreyet er, ſo geben ſie mir die mit der alten Gothiſchen Schrift. — Sie kommt, er blättert und blättert — ha! ſchreyt er endlich triumphirend, ἑυρηκα, ἑυρηκα, hier iſt ſie, legt die Finger auf die eine Stelle des Buches und zeiget ſie von weiten. Die Biſchöfe erſchrecken zum zweyten Mahle, und ſtehen auf, ſich durch den Augenſchein von der demüthigenden Wahrheit zu überzeugen, — aber auf einmahl fällt dem Windbeutel das Buch aus der Hand, die Stelle verblättert ſich, und ſo viel er auch von neuem ſucht, ſo kann er ſie doch nicht wieder finden. Er wird böſe, beißt ſich in die Nägel, und ſtampft mit dem Fuße, und ſucht auf dieſe Art ſeinen Betrug zu verbergen. Allein die Biſchöfe bemerkten nunmehr den Kniff, laſen ihm den Text und ſchalten ihn einen Betrieger. Doch das focht ihn weiter nicht an, wenn er damit nur eine Mahlzeit Eſſen erkaufen konnte.

Da ſeine ganze Gelehrſamkeit entweder Wind, oder wenn es hoch kam, bloßer ſeichter Gedächtnißkram war, ſo darf man ſich nicht

wundern, daß er bey einer gewiſſen Gelegenheit die Stelle in Virgilius,

— Eſt mollis Flamma medullas,

nicht exponiren konnte, und behauptete eſt ſtehe hier für habet; daß er den Dio mit dem Dionyſius verwechſelt; daß er einmahl ein ganzes Capitel aus einem Briefe Pauli las, und glaubte, daß er ein Capitel aus dem Marco läſe, und bey jedem Worte den ſchönen Styl des Evangeliſten bewunderte, u. ſ. f.

Da er ſich an den Tafeln der Großen immer gern mit Stellen aus Griechiſchen Schriftſtellern brüſtete, weil er wußte, daß immer die wenigſten Anweſenden dieſe Sprache verſtanden, daher er hier ungeſtraft lügen konnte: ſo pflegte man ihn nur den Griechen zu nennen. Indeſſen kann es ſeyn, daß man ihm dieſen Beynahmen gegeben, um ihn von dem Requeten-Meiſter Montmor, der mit ihm zu einer Zeit lebte, zu unterſcheiden.

Montmaur wohnte in dem Collégio Boncour, welches auf einem Hügel liegt, und dieſer Umſtand ward von der Laune ſeiner Spötter vortreflich genutzt, denn man ſagte, er habe ſich bloß darum in dem höchſten Theile der Stadt einquartiret, um den Rauch aus den Feuermauren deſto beſſer beobachten zu können. Sehr ſchön druckt den Gedanken Feramus folgender Geſtalt aus:

Digitized by Google

Qua poſuit ſtabiles Pariſina academia ſedes
In monte excelſo, mons eminet altior. Illic
Exigua parvos habitat mercede penates
Non illic ſtudia, et docti vicinia Phoebi
Pellexere hominem, ſed ut hinc toti incubet
urbi,
Majoresque alto ſpeculetur vertice fumos,
In tua jejunus ruiturus prandia, *Memmi*,
Vel famoſe tuae, *Bonelli*, fercula menſae,
Seu veſtras, *Hanequine*, dapes tanta arte pa-
ratas,
Et quicunque alii menſa praeſtatis opima
Luculli illuſtres, Maecenatesque beati.

Allein, wenn er von dieſer Lage den Vortheil hatte, daß er aus ſeiner Höhe jeden Tag die geſchäftigſten Küchen wittern konnte, ſo hatte ſie wieder den Nachtheil, daß er von denjenigen Tafeln, an welchen er gewöhnlich ſchmarotzte, zu entlegen war, daher er ſich ein Pferd zulegen mußte, und dieſes Pferd war unter den witzigen Köpfen ſeiner Zeit eben ſo berühmt, als der Roſſinante des Don Quixote, vermuthlich weil es viele Aehnlichkeit mit demſelben hatte. Aus Geiz gab er demſelben nichts zu freſſen, ſondern der arme Gaul mußte warten, bis er ſeinen Herrn zu einer wohlbeſetzten Tafel trug, und dann kam es auf den Wirth oder deſſen Leute an, ob ſie aus Mitleiden auch ſeinen Gaul füttern wollten oder nicht. Oft war er auch dreiſt genug ausdrücklich zu verlangen, daß man ſein Pferd nicht vergeſſen möchte.

Digitized by Google

Ich habe ſchon bemerkt, daß dem Montmaur keine Niederträchtigkeit zu groß war, wenn er nur damit die Füllung ſeines Wanſtes erkaufen konnte. Er war daher das gewöhnliche Ziel des Spottes und der Laune an denjenigen Tafeln, welche er zu brandſchatzen pflegte. Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß er ſeinen Witz in ſolchen Fällen oft ſehr gut anzubringen wußte. Er ſpeiſete einmahl bey dem Kanzler Seguier, und als das Eſſen aufgetragen wurde, ſchüttete der Bediente eine Schüſſel Brühe über ihn her. Montmaur ſahe wohl, daß die Sache angeſtellet war, ließ ſich aber nichts merken, ſondern ſahe bloß den Kanzler an, und ſagte: Summum jus, ſumma injuria. Man bemerkte hier das Wortſpiel mit dem Worte jus, auf welchen ſein Witz faſt immer geſtimmet war.

Menage hatte ihn in einer ſeiner Satyren auf das unbarmherzigſte herum genommen, und ihn unter andern in einen Papagey verwandelt. Man las ihm das Stück vor, um ihn zu kränken; allein er antwortete ganz kaltblütig: „gut, ſo wird es mir wenigſtens nicht „an Wein fehlen mich zu baden, noch an ei„nem Schnabel, um mich zu vertheidigen.“ Und als man die Verwandlung ſehr ſchön fand, ſo erwiederte er: „was iſt es denn nun für „ein Wunder, daß ein ſo großer Schwätzer,

„als Menage iſt, einen guten Papagey ge„macht hat!“

Unter vielen andern Untugenden hatte Montmaur auch dieſe, daß er in jeder Geſellſchaft von Anfang bis zu Ende das große Wort haben wollte. Da der beiſſendſte Spott, und ſelbſt die niedrigſte Behandlung nicht im Stande war, ihn zu erzürnen oder ihn nur aus ſeiner unempfindlichen Gleichgültigkeit zu bringen: ſo beredeten ſich einige Spötter, ihn bey dieſer ſchwachen Seite zu faſſen, und ihn nicht zum Worte kommen zu laſſen. Der Streich ſollte an einem Tage ausgeführet werden, da ſie mit dem Montmaur bey dem Präſidenten de Memes ſpeiſen mußten. Die Verſchwornen begaben ſich ſehr zeitig zu dem Präſidenten, damit ihr Gegner nicht Zeit hatte, ſich vor ihnen des Geſpräches zu bemeiſtern, und beredeten ſich, daß ſo bald einer aufgehöret hätte, zu reden, der andere anfangen, und allenfalls den Montmaur, wenn er das Wort nehmen wollte, überſchreyen ſollte. Der Urheber des Streiches war ein Advocat, deſſen Vater Gerichtsfrohn war, und dieſer Umſtand verdarb den ganzen Spaß. Nachdem ſich die Geſellſchaft auf das Beſte auf ihre Rollen vorbereitet hatte, trat Montmaur herein, und der Advocat rief ihm ſogleich entgegen: Krieg! Krieg! Montmaur antwortete ganz gelaſſen: „ſie ſind ein ſehr „ausgearteter Sohn, denn ihr Vater ſchreyet

„nur Friede! Friede!“ Die Bosheit erregte ein allgemeines Gelächter, die Verſchwornen kamen aus aller Faſſung, und der verſchämte Advocat konnte die ganze Mahlzeit kein Wort vorbringen, dagegen der Schmarotzer es ſich deſto beſſer ſchmecken ließ, und die ganze Tafel mit ſeinem gewöhnlichen Geſchwätz unterhielt.

Man hat noch einige andere Einfälle von ihm aufbehalten, welche ihm den Nahmen eines witzigen Tiſchgaſtes erwerben könnten, wenn nicht ſeine Niederträchtigkeit ihn ein Paar Grade tiefer ſetzte. Er ſpeiſete einmahl in einer großen Geſellſchaft ſeiner Freunde, wovon einige plauderten, andere ſangen, und andere lachten. „Ey, meine Herren, ſagte er, ſeyn ſie „doch ein wenig ſtille, man weiß ja ſonſt nicht, „was man iſſet.“

Allein nur ſelten war ſein Witz ſo unſchuldig; gemeiniglich war er bitter und beleidigend, und noch dazu waren es die meiſten Mahle mehr Schmähungen und Verläumdungen als Witz; denn eine ſeiner liebſten Unterhaltungen beſtand darin alles das zu verachten, was andere hochſchätzten, und jeden der beſſer war, als er, und wie viele waren deren nicht? über ſeine boshafte Zunge ſpringen zu laſſen. Sein Geitz, ſein Schmutz, ſein niederträchtiges Schmarotzen, konnte ihn verächtlich machen; allein die unbegränzte Verachtung anderer, die Ruhmredigkeit bey aller ſeiner Un-

Digitized by Google

wiſſenheit machte ihn verhaßt, und war die wahre Urſache, welche ihn zu dem Ziele des Spottes aller witzigen Köpfe ſeiner Zeit machte.

Baile ſucht die Urſache dieſer Erſcheinung im einem Grunde, der dem Montmaur ein wenig zu viel Ehre macht. Er ſagt, dieſer Unhold hätte durch ſeine Beleſenheit, und durch ſeinen Witz alle übrige ſchönen Geiſter in den glänzenden Geſellſchaften verdunkelt, und dieß habe ſie denn bewogen, ſich gleichſam wider ihn zu verſchwören, und ihn gemeinſchaftlich lächerlich zu machen. Allein diejenigen Männer, welche den Unhold an ihren Tafeln duldeten, wie z. B. der Kanzler Seguier, der Präſident de Memes u. ſ. f. waren ſelbſt grundgelehrte Männer, und ihre Geſellſchaft war immer die ausgeſuchteſte. Hier konnte nun Montmaur mit ſeiner ſeichten Beleſenheit gewiß eben ſo wenig glänzen, als mit ſeiner Unverſchämtheit, und es iſt gewiß, daß ſie ihn nicht wegen ſeiner Gelehrſamkeit zur Tafel zogen, ſondern um an ihm einen luſtigen Rath zur Beförderung der Verdauung zu haben. Und dann waren diejenigen, welche ſich wider ihn vereinigten, insgeſammt ſolche Männer, die den Montmaur wahrlich weder wegen ſeines Witzes, noch wegen ſeiner Gelehrſamkeit zu beneiden Urſache hatten, wie ſogleich erhellen wird.

Balzac iſt der Zeit nach der erſte, welcher ſich an ihn wagte, indem er bereits 1621 ſeine Indignationem in Theonem Ludimagiſtrum Ex-Ieſuitam, Laudatorem ineptiſſimum eminentiſſimi Cardinalis Valetae, wider ihn ſchrieb. Auf ihn folgte der Parlements-Advocat, Carl Feramus, dann Menage, Hadrian de Valois u. ſ. f. Sehr viele darunter ſind wahre Meiſterſtücke des boshaften Witzes, daher Hadrian de Valois ſie ſchon 1643 zuſammen drucken ließ, worauf man ſie 1655 zu Nürnberg wieder auflegte, und da ſich dieſe Ausgaben ſelten gemacht hatten, ſo gab Sallengre ſie in der gleich zu Anfange genannten Schrift von neuem heraus. Sie verdienen, daß ich noch ein Paar Augenblicke dabey ſtehen bleibe. Sie ſind theils in lateiniſcher, theils in franzöſiſcher Sprache abgefaßt.

I. In lateiniſcher Sprache.

1. Macrini Paraſitogrammatici ἡμέρα, d. i. Geſchichte eines Tages des Montmaur; ein lateiniſches Gedicht von dem Parlements-Advocaten Carl Feramus, von welchem man theils noch einige Gedichte, theils noch ungedruckte Commentarien über das Landrecht von Boulonois hat. Vor dem Gedichte ſiehet man den Montmaur zu Pferde, welcher noch nicht gegeſſen hat, und daher nach der Thurm-

uhr

uhr blickt, welche über zwölfe weiſet. Er geräth darüber in Verzweifelung, und treibet ſeinen Roſſinante mit Spornen und Schlägen an; aber vergebens, der dürre ausgemergelte Gaul gehet ſeinen trägen Schritt ungeſtört fort, vermuthlich weil er kaum den noch gehen kann. Zur Vergrößerung des Unglückes verfolgen ihn auch noch die Hunde, und zerren an einer alten Decke, welche die Stelle der Schabracke vertritt. Unter dem Kupfer lieſet man folgende Verſe:

In furias agitur virgaque et calcibus urget
Impatiens laſſum nil miſeratus equum;
Scilicet impranſus duodenam ſuſpicit horam
Parceret an tardo tunc Paraſitus equo.

Das Tagewerk iſt in vier Theile getheilet. Erſter Theil. Montmaur ſetzt ſich in aller Früh zu Pferde, und reitet in der Stadt herum, eine Mittagsmahlzeit zu erhaſchen. Nachdem er an verſchiedenen Orten abgewieſen worden, wird er endlich bey dem Präſidenten de Mesmes angenommen. Er ſetzt ſich zu Tiſche, und nachdem er weidlich gegeſſen und getrunken hat, ſo fällt ihm ſein Gaul ein, der indeſſen Hungers ſterben will, und er bittet den Präſidenten ſich ſeiner gleichfalls zu erinnern. Feramus drückt das ſehr ſchön ſo aus:

Poſtquam laſſa fames, ardorque reſedit edendi,
Incaluitque mero Macrinus, torquet in omnes
Lumina convivas, et nos, ait, ecce beati
Vivimus; at ſimilis non eſt fortuna caballi.

Heu! male jejunum laſſatumque arduus ille
Iupiter aſpexit, ſed non occurrit egenti;
Tu melior Memmi, perituroque aequior unus,
Speratam ſpondes demum indulgere ſalutem
Et ſervare duos vis exoratus in uno.
Sic fatur, vinoque humentia lumina terſit
Pro lacrimis; riſit Paraſiti rhetoris artem
Memmius et riſu ſanxit ſua vota roganti.

Montmaur fångt nunmehr an die Alten, ſo wie die Neuern, die Lebendigen und die Todten über ſeine boshafte Zunge ſpringen zu laſſen, bis endlich der Pråſident ihn ſchweigen heiſſet, und ihm drohet, daß er ihm ſonſt ſeine Tafel auf immer verbiethen wolle. Zweiter Theil. Die Tafel wird aufgehoben, und man ſtehet auf; aber zum großen Verdruſſe des Montmaur, der immer mehr Appetit bekommt, je mehr er iſſet. Plötzlich ſchlägt ihn ſein Gewiſſen wegen ſeiner Verläumdungen; doch nur, weil er befürchtet, künftig nicht mehr angenommen zu werden. Zu dem Ende bittet er den Pråſidenten auf das demüthigſte um Vergebung, und da er ſie erhält, ſo iſt er vor Freude auſſer ſich; er will dem Pråſidenten zu Füſſen fallen, ſtolpert aber und fållt ſich das Geſicht blutrünſtig. Dritter Theil. Montmaur gehet aus dem Zimmer, ſich das Blut in dem Geſichte abzuwiſchen, und ſiehet bey dieſer Gelegenheit nach ſeinem Gaule. In dem Stalle findet er das Stallgeſinde eſſen, ſetzt ſich zu demſelben und iſſet mit einem ſolchen Heißhunger, daß in kurzem nichts mehr übrig iſt. Zugleich trinkt er ſo viel und ſo lange, daß er endlich

umfällt, und wie ein Sack da liegt. Die Stallknechte fangen an, um ihn herum zu tanzen und zu ſingen; aber, wer nicht erwacht, iſt Montmaur, der nur deſto ſtärker ſchnarcht. Vierter Theil. Endlich fangen ſie an, ihn mit ihrem Harne zu benetzen, und würden ihn noch benetzen, wenn nicht ein alter Eſeltreiber ihn aus Mitleiden auf die Seite geſchaffet hätte. Dies iſt der Inhalt des Gedichtes, welches ſehr ſchöne Stellen hat, und größten Theils in einer reinen, fließenden und dichteriſchen Sprache geſchrieben iſt.

2. Vita Gargilii Mamurrae Paradiſitopaedagogi &c. Leben des Erzſchmarozers Montmaur. Aegid. Menage verfertigte dieſes Leben bereits 1636. Es ſcheinet, daß es anfänglich nur handſchriftlich herum gegangen iſt, bis Valois es in der oben gedachten Sammlung 1643 abdrucken ließ, und Menage es nachmals auch in ſeine Melanges, Paris 1652. 4, aufnahm, aber viele Veränderungen und Zuſätze darin anbrachte. Es war dies des Menage erſtes Werk, der damals nur 24 Jahr alt war; nichts deſto weniger iſt es ſo voll Witz und Laune, daß man es immer für des Menage Meiſterſtück gehalten hat. Die Ironie wird darin vom Anfange an bis zu Ende auf das vollkommenſte unterhalten, und es enthält keine Zeile, ja kein Wort, welches nicht ſeine Wirkung thäte. Witz und Gelehrſamkeit gehen darin in gleichem Schritte, und die Sprache iſt ſo rein, daß man einen Schriftſteller aus dem goldnen Zeit

alter zu leſen glaubt. Es iſt keines von denen Stücken, deren größtes Verdienſt die Neuheit iſt; je öfter man es lieſet, deſto ſchöner findet man es. Vor dem Leben ſtehet ein Kupfer, worauf man einen großen Kochtopf ſiehet, in welchem Montmaur ſtehet, und den um ihm her verſammelten Köchen und Küchenjungen ein Collegium über die Kochkunſt lieſet. Darüber ſtehen die Worte aus dem Virgil: Illa ſe jactet in aula. Aula und Olla ſind einerley, wie aus der Aulularia des Plautus erhellet.

3. Gargilii Macronis Paraſitoſophiſtae Metamorphoſis, d. i. Verwandlung des Schmarotzers Montmaur in einen Papagey. Ein ſehr ſchönes lateiniſches Gedicht, von welchem Menage gleichfalls Verfaſſer iſt. Montmaur höret, daß man nur auf den Parnaß klettern dürfe, wenn man ein vortreflicher Dichter werden wolle, und ſo gleich macht er ſich auf den Weg. Nachdem er lange herum geirret iſt, kommt er endlich daſelbſt an, und bittet die Muſen um Erlaubniß, den Berg beſteigen zu dürfen, die ihm aber abgeſchlagen wird. Montmaur will den Berg mit Gewalt erſteigen, und ob er gleich mehrmals zurück geſtoßen wird, ſo fängt er doch immer wieder von vorne an, bis ſich endlich Jupiter darein miſcht, den Unhold zu Boden ſtürzet, und ihn in einen Papagey verwandelt. Auſſer dieſen beyden Stücken hat Menage noch verſchiedene kleinere Gedichte und Epigrammen ſowohl in Griechiſcher als Lateiniſcher Sprache auf den Mont-

maur gemacht, worunter manche nicht ohne Verdienſt ſind.

4. Petri Monmauri Graecarum litterarum Profeſſoris Regii opera in duos Tomos diviſa, quorum unus ſolutam orationem, alter verſus complectitur. Iterum edita et notis illuſtrata a Quinto Ianuario Frontone. Lutetiae, 1643. 4. Das war einer der bitterſten Streiche des Hadrian von Valois, der ſich unter dem auf dem Titel angenommenen Namen verborgen hatte. Die ganzen Werke ſeines Helden machen kaum ſieben bis acht Octav-Seiten, und mit den Anmerkungen etwa vier Bogen aus. Der erſte proſaiſche Theil iſt theils ein unbedeutender Brief, theils ein kleiner Aufſatz wider den Busbec, der von dem Parlamente übel geſprochen hatte. Er gab ſie 1632 heraus, da Busbec ſchon geſtorben war, daher er ſich nicht verantworten konnte. Der poetiſche Theil beſtehet aus einem Gelegenheitsgedichte auf den Tod des Prinzen Eleonore von Orleans, Herzogs von Fronſac. Alle drey Stücke ſind noch unter dem Mittelmäßigen. Die Ironiſchen Anmerkungen drehen jeden Gedanken des armen Montmaur auf das Lächerliche. Der prächtige Titel hat manchen Bibliographen verleitet, dieſe Opera für ſehr wichtige und ernſthafte Werke zu halten.

5. Attici Secundi G. Orbilius Muſca, ſive Bellum Paraſiticum. Johann Franciscus Sarraſin, Intendant des Prinzen von Conti, iſt Verfaſſer dieſes Schmarotzerkrieges, worin Gelehrſamkeit und Laune ſehr glücklich vereiniget

ſind. Der Verfaſſer beſchreibt darin eine Verſchwörung, von welcher Orbilius, d. i. Montmaur, das Haupt iſt. Er wirbt eine Armee, welche aus lauter Schmarotzern beſtehet, den Parnaß zu beſtürmen, und alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, um ſich dadurch an den Dichtern zu rächen, durch deren Schuld er von ſo vielen fetten Tafeln war verwieſen worden. Aber ein einziger Blick von dem Hunger, den dieſe Herren ärger als den Tod ſelbſt ſcheuen, zerſtreuet die ganze zahlreiche Armee. Orbil wird mehr todt als lebendig gefangen gemacht, und nach Urtheil und Recht gehenket.

6. Monmori Paraſitoſycophantoſophiſtae. ἀποχυτραποθέωσις. Dieſes überaus ſeltene Stück, welches zu Paris, ohne Meldung des Jahres, in Octav gedruckt wurde, iſt von einem ungenannten Verfaſſer; aber eben keines der vorzüglichſten, indem es eine mittelmäßige Nachahmung des Spieles des Seneca über den Tod des Kaiſers Claudius iſt. Indeſſen hat es einzelne gute Stellen, und liefert zugleich manche Anekdoten zu dem Leben des Montmaur. Der Inhalt iſt dieſer. Montmaur, der ſeiner Gewohnheit zu Folge, bey einem der Großen in Paris ſpeiſen will, ſchleicht ſich in die Küche, um zu ſehen, wie ſie beſtellet iſt. Da er einen großen Topf mit drey Füſſen über dem Feuer ſtehen ſiehet, ſo will er hinein gucken, plumpt aber ſelbſt hinein, und wird mit dem Dampfe gen Himmel gehoben. Unter Weges begegnen

ihm Jupiter, Saturn und Merkur, die ihn fragen, wer er ſey. Nachdem er ſeinen Namen geſagt, fängt er an, auf den Merkur zu ſchimpfen, und verlangt von dem Jupiter einen Platz in dem Himmel. Hierauf verſammeln ſich die Götter, darüber zu rathſchlagen, und Merkur nimmt das Wort zuerſt, ſchildert die Unverſchämtheit und Laſter des Schmarotzers, und verlangt, daß man ihn wie den Tantalus beſtrafen ſollte, nur daß anſtatt des Waſſers Wein genommen und Schinken, Bratwürſte und andere Gerichte vor ihn geſetzet würden. Da der Schmarotzer, ſagt Neptun, jederzeit ein Feind von meinem Reiche geweſen iſt, ſo will ich, daß ihm ein Trichter in den Mund geſetzet werde, und er alles Waſſer trinken müſſe, was die Danaiden hinein gießen werden. Aber Bacchus dachte anders. Weil, ſagt er, Montmaur ſein ganzes Leben hindurch auf meinen Altären geopfert hat, ſo verdient er einen Platz in dem Himmel. Apollo, Momus und Komus geben ihre Stimme auch, und da Jupiter ſiehet, daß ſeine Sanduhr ausgelaufen iſt, ſo wäget er die Stimmen; aber da die Wage im Gleichgewichte ſtehet, und die Sache an ſich ſehr ſchwer iſt, ſo verſchiebt er das Urtheil bis auf einen andern Tag, und befiehlet dem Montmaur, indeſſen in dem Luftraume zu warten.

7. Metamorphoſis Paraſiti in Caballum. In dieſem Gedichte, welches über 200 Verſe enthält, wird Montmaur in ſeinen Gaul, und die

ſer in den Montmaur verwandelt. Die Verſe ſind leicht, rein und voller Feuer. Der Verfaſſer iſt Abraham Remi, Profeſſor der Beredſamkeit zu Paris, welcher 16 6 ſtarb, aber eigentlich Ravaud hieß, ob man ihn gleich von ſeinem Geburtsorte, einem Dorfe in Beauvaiſis, nur Remi nannte. Er gab ſeine Lateiniſchen Gedichte, 1646, in 12. noch ſelbſt heraus. Er beſaß überaus viel Witz, eine ſeltne Lebhaftigkeit und dabey einen feinen und richtigen Geſchmack. Der Vers, worin Remi die zänkiſchen, ſtreitbaren Philoſophen

Gens ratione furens, et mentem paſta chimaeris

nennt, gefiel dem Menage ſo wohl, daß er ſeine beſte Pfründe darum geben wollte, wenn er ihn gemacht hätte. Sehr gut wird der Contraſt geſchildert, da der an die fetten Tafeln gewöhnte Montmaur, nachdem er in ſeinen Gaul verwandelt worden, ſtrenge Diät halten muß, ſein ausgemergeltes Pferd aber an ſeine Statt an volle Tafeln kommt.

8. Monmori Rhetoris de auctorum Satyra et janitorum fuſte conquerentis umbra; ein kleines Gedicht eines Ungenannten, der den Schatten des Montmaur citiret. Dieſer beklaget ſich bitterlich über die wider ihn bekannt gemachten Satyren, über die Prügel, welche er von den Thürſtehern bekommen, und über die Unbarmherzigkeit, mit welcher man ihn von den reich beſetzten Tafeln vertrieben habe.

9. Iulii Pomponii Dolabellae in Panphagum Dipnoſophiſtam; ein noch kleineres Gedicht von dem Johann Sirmond, dem Neffen des P. Sirmond, Beichtvaters Ludwigs 13, der ſich in ſeinen Streitſchriften Jul. Pompon. Dolabellam zu nennen pflegte.

10. Baſilii Storgae in Brutidium Epigramma; ein Epigramm von acht Zeilen, von einem Unbekannten.

11. Marci Natalis in Suillium Cupiennionem ad Sextum; auch ein Epigramm von 8 Zeilen, wovon entweder Abraham Remy oder auch Johann Sirmond Verfaſſer seyn ſoll.

12. Iani Urſini Mantuani Elegia in Porcium Latronem; ein ſehr witziges Gedicht, deſſen wahrer Verfaſſer gleichfalls unbekannt iſt. Montmaur wird darin redend eingeführet, wie er den Wein und das Wohlleben der Tafel erhebt. Er erkläret, daß Bacchus ſein Apoll, und Ceres ſeine Muſe iſt, und daß er keine andere Gottheiten kenne.

13. Horatii Gentilis Peruſini de Mamurio Dictatore Epigrammata duo. Wer dieſer Horatius Gentilis iſt, iſt gleichfalls unbekannt.

14. Funus Paraſiticum ſive L. Biberii Curculionis Paraſiti mortualia etc. Ein überaus witziges proſaiſches Stück des Nicolaus Rigault, der es ſchon 1596 zu Poitiers verfertigte, worauf es 1601 zu Paris in 4 ge-

druckt wurde. Es iſt nicht eigentlich auf den Montmaur verfertiget, paſſet aber ſehr wohl auf ihn, daher man es von jeher den Schriften wider ihn beygeſellet hat. Es befindet ſich auch in Kirchmanns Schrift de Funeribus Romanorum, Leiden, 1672. Rigault war erſt neunzehn Jahr alt, als er dieſes Meiſterſtück des Witzes verfertigte.

15. Naenia in funere Paraſiti Becodiani decantata; eine gereimte Leichen-Proſe, wie man ſie in den katholiſchen Kirchen bey den Todtenmeſſen abzuſingen pflegt. Sie fängt ſich an:

Dies illa, dies irae
Quae Gommaurum juſſit ire
Intra lacum mortis dirae.
Urbs tamen gens atque regnum,
Laetitiae dedit ſignum,
Lacrymis cenſens indignum.
Soli gemunt Comedones,
Popinones et Lurcones,
Defuncti commilitones.
De pectore ructant planctus,
Et mixtim prodeunt ructus,
Erumpunt ab imo flatus u. ſ. f.

II. In Franzöſiſcher Sprache.

1. Teſtament de Goulu; ein ſehr witziges Gedicht von dem Sarraſin.

2. Requete de Petrus Montmaur, Profeſſeur du Roi en Langue Hellenique à Noſſeigneurs de Parlement; ein ſchönes Gedicht von 300 Verſen, welches nur in der Hand-

ſchrift bekannt war, bis Sallengre es ſeiner Sammlung einverleibte. Es ſoll von Menage ſeyn; wenigſtens hat man es unter ſeinen Papieren gefunden, ſo wie es auch mit deſſen Requete des Dictionnaires viele Aehnlichkeit hat.

3. L' Anti-Gomor; eine Sammlung von 73 Sonnetten, Epigrammen, Rondeaux u. ſ. f. in welchen bewieſen wird, daß Montmaur ein Schmarotzer, Verläumder, u. ſ. f. iſt; welche doch nicht alle von gleicher Güte ſind. Der Verfaſſer iſt ein bekannter Dichter, Charles Vion, Seigneur de Dalibray, von welchem man viele Gedichte und Ueberſetzungen in Proſa hat.

4. Metamorphoſe de Gomor en Marmite; von eben demſelben Dalibray. Folgende zwey Verſe hat man darin als etwas beſonders bemerket:

Son Colet de pourpoint ſ' étend et forme un cercle,
Son Chapeau de Docteur ſ' aplattit en couvercle;

weil es die beyden einzigen Wörter dieſer Art ſind, die ſich reimen, und die hier ſehr glücklich mit einander verbunden worden.

5. Le Barbon; ein Werk des Balzac, das aber keines ſeiner beſten iſt, weil es aus lauter ſpitzfindigen und fein geſponnenen Gedanken beſtehet, welche weder Gründlichkeit noch Wahrſcheinlichkeit mehr haben. Es kam zu Paris,

Digitized by Google

1648, 8, zuerſt heraus, und iſt ſeitdem mehrmahls wieder aufgelegt worden.

6. Le Paraſite Mormon, Hiſtoire comique. Es erſchien zu Paris, 1650, 8 und der Abt de la Mothe le Vayer, der Sohn des berühmten Zweiflers dieſes Nahmens, iſt der Verfaſſer. Es iſt in Proſa und die ſtärkſte unter allen wider ihn heraus gekommenen Schriften.

* *
*

Das ſind die in des Sallengre Sammlung befindlichen Stücke; aber ſie ſind bey weitem nicht alles, was wider dieſen Elenden zu ſeiner Zeit heraus kam. Viele Stücke ſind vergeſſen worden und verlohren gegangen; viele mochten auch nicht des Aufhebens werth ſeyn. Unter die guten Stücke dieſer Art gehören noch drey Franzöſiſche Gedichte des Scarron, voller Witz und bitterer Laune, und ein Epigramm von Furetiere, welches ich ganz herſetzen will:

Montmaur ne trouve dans la Bible
Rien d' incroyable ou d' impoſſible,
Si non quand il voit que cinq pains
Raſſaſierent tant d' humains,
Et que pour comble de merveilles
Il en reſta douze corbeilles,
Bon Dieu, dit il, pardonne moi,
Ce miracle excede ma foi,
Sans doute le texte en ajoute,
Que n' étois-je la pour le voir?
Ie ne crois pas que ton pouvoir
En eut fait reſter une croute.

Ferner ein lateiniſches Epigramm von d' Eſpeſ-ſes, zwey Lateiniſche Gedichte des berühmten Nicol. Heinſius, und noch ein Epigramm des verkappten Horatius Gentilis. Alle dieſe Stü-cke hat Sallengre noch ſeiner Vorrede einver-leibt. In dem letzten wird ihm Schuld gege-ben, er habe den Thorwärter in dem Collegio Harcourt ermordet, daher er geraume Zeit im Verhafte geſeſſen, und ſich nur vermittelſt des Geldes von dem Stricke befreyet habe. Da von ſeinen übrigen Gegnern keiner dieſes Um-ſtandes gedenket, welchen ſie wohl ſchwerlich würden verſchwiegen haben, wenn er gegründet wäre, ſo ziehet man ihn billig ſo lange in Zweifel, bis er beſſer bewieſen wird; denn man muß auch dem Teufel ſein Recht widerfahren laſſen. Eben ſo verhält es ſich mit der Be-ſchuldigung mit der Sodomiterey, welche in ei-ner von dem Bayle angeführten Schrift wider ihn vorgebracht wird.

Dieſe Schrift iſt in Franzöſiſchen Verſen und hat den Titel: Hiſtoire de la Vie et de la mort du grand Mogor. Außer dem führt er noch ein anderes Gedicht wider den Montmaur an, welches den Titel hat: Eloge hiſtorique du Sr. Gomor. Und dergleichen Stücke mögen noch mehrere in den Bibliotheken verborgen ſeyn.

Ich wiederhole es, was ich bereits zu Anfange dieſes Lebens geſagt habe: ich kenne keinen Privat-Menſchen, mit welchem ſich die Satyre ſo viel zu ſchaffen gemacht, oder auf

welchen ſie von allen Seiten ſo viele in Bitterkeit getauchte Pfeile abgeſchoſſen hätte; daher er es denn freylich wohl ſehr arg gemacht haben muß. Was ihm dabey noch zum Troſte gereichen konnte, war dieß, daß die größten Gelehrten und witzigſten Köpfe ſeiner Zeit ſeine Gegner waren.

Hoc tamen infelix miſeram ſolabere mortem
Aeneae magni dextra cadis.

Aber wie verhielt ſich der Unhold dagegen? Er, der ungereitzt, die ganze Welt verläumdete, dem es weder an Witz, noch an Unverſchämtheit fehlte, ſich zu vertheidigen? — Er ſchwieg und ſtellete ſich, als wenn er alle dieſe Angriffe verachtete, entweder, weil er ſich ſeinen Gegnern nicht gewachſen fühlte, und dann könnte ihm ſein Stillſchweigen noch zu einiger Ehre gereichen; oder auch, welches wahrſcheinlicher iſt, weil er zu unempfindlich war, und keiner dieſer Pfeile, ſo ſehr er auch in Galle getaucht war, durch die dicke Haut dringen konnte, welche ſein Gefühl umgab.

Um dieſe ſeine Unempfindlichkeit abzubilden, mahlte man daher einen Eſel, der bis an dem Bauche in Diſteln ging, mit der Ueberſchrift: Pungant dum ſaturent.

Bayle wundert ſich, daß keiner von der Univerſität ſich ſeines ſo verfolgten Mitbruders nur auf einige Art angenommen habe. Ich glaube, man kann daraus den gegründeten Schluß machen, daß er bey allen eben ſo ver-

haßt und verächtlich war, als außer der Universität. Abraham Remi, der ihn in ſeinen magern Gaul verwandelte, war ſogar ſein eigener College, denn er war königlicher Profeſſor der Beredſamkeit.

Eine andere Frage iſt freylich, ob ſich die bittern Angriffe ſeiner Feinde auf ihn nach den Grundſätzen einer vernünftigen Moral vertheidigen laſſen, und ob ſie, wenn er ja die Geißel der Satyre verdiente, die Sache nicht übertrieben haben.

Der Präſident Couſin, der dem Menage nach ſeinem Tode eine Lobrede hielt, tadelt ihn wegen ſeiner Satyren auf den Montmaur nicht undeutlich; allein er war auch kein Freund des Menage, denn ob ſie gleich eine Zeitlang auf einem ſehr guten Fuße lebten, ſo war doch die Freundſchaft von keiner Dauer, denn Menage war einer von den unglücklichen Köpfen, die keinen witzigen Einfall unterdrücken können, ſollte er auch den beſten Freund koſten. Als Couſin heirathete, machte Menage folgendes Epigramm auf ihn:

Le grand Traducteur de Procope
Faillit à tomber a ſyncope
Au moment qu' il fut ajourné
Pour conſommer ſon mariage;
Ah! dit il, le pénible ouvrage,
Et que je ſuis infortuné!
Moi qui fais de belles harangues,
Moi qui traduis en toutes Langues,
A quoi ſert mon vaſte ſavoir,

Puisque par tout on me diffame
Pour n' avoir pas eu le pouvoir,
De traduire une fille en femme.

Und von dieſer Zeit an wurden ſie die unver-ſöhnlichſten Feinde.

---

37. David Joris,

ein Myſtiker.

Hat je ein aufrichtiger Schwärmer zu der Klage Urſache gehabt, daß ihm von den herrſchenden Kirchen zu viel geſchehen, ſo iſt es gewiß dieſer. Zwar war er noch glücklich genug, daß er in Frieden alt werden und ſterben konnte; allein deſto grauſamer wüthete man nach ſeinem Tode wider ſeine Aſche und wider ſeinen Nahmen. Drey Jahre nach ſeinem Tode ward ſein Körper zu Baſel ausgegraben und unter dem Galgen verbrannt, und von dieſer Zeit an gibt es kein Schmähwort, mit welchem man ihn nicht begrüßet, und keinen Fluch, mit welchem ihn nicht Katholiken eben ſo ſehr als Lutheraner und Reformirten beleget hätten. Es ſey ferne von mir, daß ich ſein Vertheidiger werden wollte; er war allerdings ein Schwär-

mer,

mer, aber ein myſtiſcher oder wenn man lieber will, ein theoſophiſcher Schwärmer, ein Schwärmer von der unſchädlichern Art, wie Jacob Böhm, und ſo viele tauſend andere in allen Religionspartheyen zu allen Zeiten geweſen ſind, und noch ſind; und in ſo fern verdiente er Mitleiden und Belehrung, vielleicht auch Spott und Verachtung, aber nicht den hohen Grad von Wuth, mit welchem man wohl noch jetzt in theologiſchen und ſelbſt in litterariſchen Schriften ſein Andenken zu verfolgen pfleget.

Das Leben dieſes Mannes wartet noch auf einen verſtändigen und unpartheyiſchen Geſchichtſchreiber, der mit den nöthigen Nachrichten hinlänglich verſehen iſt, beſonders was ſeinen Aufenthalt in den Niederlanden vor ſeiner Niederlaſſung in Baſel betrifft, der noch am meiſten einer Aufklärung bedarf. Denn was wir bis jetzt von ihm haben, rühret theils von ſeinen Freunden, gröſstentheils aber von ſeinen Feinden her, die ſich mehr mit ſeinen irrigen Meinungen, welche ſie, wie aus dem folgenden erhellen wird, nicht einmahl verſtanden, oder wohl gar vorſetzlich verdrehen, als mit den Umſtänden ſeines Lebens abgeben, und was ſie davon haben, aus Volksſagen und Verläumdungen zuſammen raffen. Ich liefere in der gegenwärtigen Nachricht, was ich kann, finde aber für nöthig, zuvörderſt diejenigen Quellen anzugeben, welche bis jetzt vorhanden ſind, weil daraus die Beſchaffenheit der bisher von ihm verbreiteten Nachrichten begreiflich wird.

Die erſte Nachricht von ihm machte die Univerſität zu Baſel drey Jahre nach ſeinem Tode bekannt. Sie iſt in lateiniſcher Sprache abgefaßt und hat die Aufſchrift: Dav. Georgii Holandi Haereſiarchae vita et doctrina, quamdiu Baſileae fuit; tum quid poſt ejus mortem, cum cadavere libris ac reliqua ejus familia actum ſit. Per Rectorem et Academiam Baſilenſ. in gratiam ampliſſimi Senatus ejus urbis conſcripta. Baſel 1559, 7 Bog. in 4; worauf ſie noch in eben demſelben Jahre zu Wittenberg in 8 nachgedruckt, und auch mit in Schardii Script. rer. Germ. Th. 3 geſetzt ward. Zu gleicher Zeit, als die lateiniſche Ausgabe in Baſel erfolgte, kam daſelbſt auch eine deutſche Ueberſetzung in 4 heraus, welche eben daſelbſt, 1596, in 8, wieder aufgelegt ward. Vermuthlich iſt es eben dieſelbe Ueberſetzung, welche zu Ulm, 1717, 8, wiederholet ward. Eine andere Ueberſetzung befindet ſich in den deutſchen Actis litterar. Th. 3, S. 139, (Leipzig, 1715, 8.) Eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien zu Baſel, 1560, 8, und eine Holländiſche in den Niederlanden. Dieſe Nachricht iſt in Anſehung der hiſtoriſchen Umſtände ſehr zuverläſſig; nur Schade, daß ſie nur den letzten Theil ſeines Lebens betrifft. Allein in Anſehung der ihm beygemeſſenen Irrthümer verräth ſie eben ſo wenig Kenntniß und Einſicht als alle nachfolgende; daher gab ein ungenannter Anhänger des David Joris noch in dem Jahre 1559, vermuthlich in holländiſcher Sprache, ei-

ne Widerlegung der baſelſchen Schrift heraus, welche ich nur aus der Ueberſetzung in Gottfr. Arnolds Kirchen- und Ketzerhiſtorie kenne, wo ſie die Aufſchrift führet: Gegenbericht auf eine Läſterſchrift, genannt, David Geörgen aus Holland, des Erzketzers, wahrhaftige Hiſtorie ſeines Lebens und verführeriſchen Lehre. Sie ſtehet daſelbſt zweymahl, nach einer fehlerhaften Ueberſetzung, Th. 2, S. 300, und nach einer verbeſſerten, Th. 4, S. 247.

Als nach des David Joris Tode der Prozeß gegen ihn und ſeine Schriften erhoben ward, gab die Univerſität die letztere dem Johann Acronius, einem Medico, der dabey Profeſſor der Mathematik war, ſie zu unterſuchen, und Bericht darüber zu erſtatten, weil er, als ein Friesländer von Geburt, der holländiſchen Sprache am beſten kundig war. Dieſer ſchrieb den 28ſten Jul. 1559 einen weitläufigen Brief an einen ungenannten Landsmann, worin er ihm alles, was ihm von dem Joris bekannt war, berichtigte, und ihm zugleich die 45 Irrthümer meldete, die er in deſſen Schriften gefunden habe, die denn freylich ſehr ungeheuer klingen, weil Acronius die Sprache der Myſtik und Theoſophie eben ſo wenig verſtand, als des Schwärmers übrige Gegner. Indeſſen enthält dieſer Brief manche ſonſt unbekannte Umſtände, und verdient in Anſehung derſelben deſto mehr Glauben, weil der Verfaſ

Digitized by Google

ſer mit dem Joris umgegangen war, auch ſeinem Begräbniſſe beygewohnet hatte. Er ſtehet in des Simon Abbes Gabbema Epiſtolis illuſtr. et claror. viror. Harlingen, 1663, 8, und mit blos verändertem Tittelblatte, Gröningen, 1666, S. 140-167, und iſt auch deutſch in Arnolds Zuſätzen zu ſeiner Kirchen- und Ketzerhiſtorie, Frankfurt, 1703, 4, S. 299 zu finden. In den Athenis Rauricis wird S. 334 unter Acronii Schriften eine Hiſtoria Davidis Georgii cum argumento ejus doctrinae 45 aphoriſmis expreſſo, ohne weitere Umſtände der Ausgabe angegeben. Das iſt unſtreitig der jetzt erwähnte Brief; denn eine andere Geſchichte hat Acronius vermuthlich nicht heraus gegeben.

Der Zeit der Abfaſſung nach würde nunmehr Nicol. Blesdiks Schrift folgen müſſen; allein, weil ſie erſt 1642 gedruckt worden, ſo will ich ihrer weiter unten gedenken. Genug, ſeit der baſelſchen Schrift ward öffentlich geraume Zeit lang nichts Erhebliches von dem Joris bekannt. Allein als gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts, die Streitigkeiten mit den Wiedertäufern und Joriſten in den Niederlanden und Oſtfriesland eine neue Lebhaftigkeit bekamen, ward auch des Joris Andenken erneuert, und ihre Gegner unterließen nichts, ſein Andenken auf das ſchimpflichſte zu brandmarken. Anton von Deventer, Prediger zu Uttermoer bey Lehr in Oſtfriesland, hatte ſich Joriſtiſcher Irrthümer verdächtig gemacht, wenigſtens des Joris Wunder-

buch erhoben und empfohlen, daher die Geiſtlichkeit von Oſtfriesland 1590 eine Verſammlung hielt, und dreyen Predigern, Johann Brummelkamp, Petrus Gellius, und Johann Mercator, und dem Ubbo Emmius, der damahls Rector zu Lehr war, auftrug, das Wunderbuch zu unterſuchen. Die drey Geiſtlichen überließen die Sache dem Schulmanne, und dieſer zog die Sätze, welche ihm irrig ſchienen, heraus. Allein, Anton fand darin die Meinung ſeines Freundes nicht, ſondern behauptete, daß Emmius den Joris nicht verſtanden, und ihm daher Irrthümer angedichtet habe, die ihm nie in den Sinn gekommen wären. Emmius fing ſeine Unterſuchung von neuem an, las auch andere Schriften des Joris und gab nunmehr heraus: Ein grundtlick Bericht van der Lere und Geiſt des Erzketters David Ioris. Ohne Ort, 1597, 8; und mit dem etwas veränderten Titel: Grondelicke Onderrichtinghe u. ſ. f. Middelburg, 1599, 8. (S. davon Clement Bibl. cur. Th. 8, S. 25, und Baumgartens hall. Bibl. Th. 5, S. 258.) Was Emmius in dieſer Schrift von des Joris Leben bekannt machte, war, auſſer dem, was er aus der Baſeler Schrift hatte, ſehr unzuverläſſig, und zum Theil aus Volksnachrichten und Gerüchten hergenommen; die irrigen Meinungen aber waren lauter aus dem Zuſammenhange geriſſene Sätze.

Da auch zugleich ein Arminianer Caſpar Grevinchovius 1599 in holländiſcher Sprache einen

Digitized by Google

gründlichen Bericht von der Taufe und Wiedertaufe herausgab, worin des David Joris gleichfalls nicht zum Beſten gedacht wurde, und auch mehrere in den Schriften dieſer Zeit ſein Andenken verunglimpften, ſo gab einer ſeiner Anhänger, der ſich unter dem Nahmen D. Andreas Huygelmumzoon verbarg, in holländiſcher Sprache eine Widerlegung der groben, unverſchämten und greiflichen Lügen des Ubbo Emmen — wider das Leben und Lehre des David Jorisſoon, heraus, wobey zugleich auch Entdeckung der Lügen und Unwahrheiten des Caſparis Grevinchovii und anderer Läſterer — widerlegt werden. Ohne Ort, 1600, 12; welche Schrift Gottfr. Arnold in einer Ueberſetzung ganz in ſeine Kirchen- und Ketzerhiſtorie, Th. 4. S. 262 eingerücket hat. In Baumgartens hall. Bibl. Th. 5, S. 249, wo dieſer Schrift bey Gelegenheit der obigen Schrift des Emmius gedacht wird, heißt es, Emmius habe nie erfahren können, wer der Verfaſſer dieſer Schrift ſey. Dagegen wird in Joh. Andr. Schmids Introd. Sagittariana in Hiſtor. eccleſ. Th. 2, S. 679 verſichert, Emmius habe in der folgenden Gegenantwort ausdrücklich verſichert, daß des Joris Schwiegerſohn, Doct. Bernhard Kirchen unter dem angenommenen Nahmen verborgen ſey.

Emmius, der war in dieſer Schrift zu bitter widerlegt worden, als daß er hätte ſchweigen können. Er gab demnach heraus: Den David-Joriſchen Gheeſt in Leven ende Leere u. ſ. f.

Haag, 1603, 8; worin er ſeines Gegners Gründe zu widerlegen, und die dem Joris Schuld gegebenen Laſter und Irrthümer weitläuftiger zu behaupten ſucht. Aber ohne auch hier auf den Grund ſeiner ganzen Schwärmerey zu gehen, und die Quelle und den Umfang derſelben zu zeigen, läßt er es wieder bey einzelnen, theils wahren, theils mißverſtandenen und übertriebenen Irrthümern bewenden, und begnügt ſich zu zeigen, daß Joris alle Ketzereyen der erſten Kirche in ſich vereiniget habe. S. von dieſer Schrift: Baumg. hall. Bibl. Th. 5, S. 250 und Clement Bibl. cur. Th. 8, S. 27.

Auf dieſe Art hätte der Streit ewig dauern können; allein da der Gegentheil nunmehr ſchwieg, ſo blieb er vor der Hand liegen. Doch da die Secte in Niederdeutſchland fortdauerte, und es folglich mit der orthodoxen Kirche immer etwas zu ſtreiten gab, ſo kamen in der Folge von Zeit zu Zeit ähnliche Schriften heraus. Eine der bekannteſten iſt die, welche Jacob Stolterfoth, Prediger zu Lübeck, unter dem Titel herausgab: Hiſtoria von David Georgen, einem heilloſen Mann und gotteslaͤſterlichen Ketzer, aus Jac. Aug. Thuano, Jobe Fincelio, Ad. Henric-Petri, Joh. Wigando und Luc. Oſiandro zuſammen gezogen, mit angefügten Notis und Erinnerungen. Lübeck, 1635, 19 Bog. in 4; und mit Weglaſſung der Anmerkungen und Ausſchweifungen, auch in Thomaſii Hiſt. der Weisheit und Thorheit, Th. 1, S. 60 f. Man

würde ſich ſehr irren, wenn man hier neue, ſowohl hiſtoriſche als dogmatiſche Aufklärungen erwarten wollte, indem Stolterfoth auſſer den auf dem Titel angegebenen Schriften, die doch nur beyläufig von dem Joris gehandelt haben, ganz der Baſelſchen Schrift folgt; man findet hier folglich nichts, als die alten bereits bekannten Beſchuldigungen in die plumpeſten Schmähungen eingewickelt. Die Anmerkungen des Verfaſſers ſind ſo elend als möglich, und beſtehen nicht einmahl aus Widerlegungen des Schwärmers, ſondern aus einem allgemeinen überall zuſammen gerafften, und mit Schmähungen gewürzten Allerley. Hier iſt der Anfang ſeiner Anmerkung zu der Baſeler Execution, S. 99, zur Probe. „Daß „Gottesläſterer billig mit Ernſt zu ſtrafen, und „ein Exempel an ihnen zu ſtatuiren ſey. Die „Obrigkeit zu Baſel erkennet das für billig und „recht, und wird demnach mit dem verſtorbenen „David Georg, und ſeinen Schriften und Contrafey ein ſolcher Prozeß angeſtellet, daß andre „für ſolchen Greueln einen Abſcheu haben mögen. „So befahl Gott der Herr ſelbſt, daß man jenem „Läſterer mußte hinaus für das Lager führen, und „mit Steinen zu todt werfen, und machte dabey „die ernſtliche Verordnung: welcher des Herren „Nahmen läſtert, der ſoll des Todes ſterben, die „ganze Gemeine ſoll ihn ſteinigen. Welches Urtheil auch an den Naboth und Stephano vollzogen, welche man für Gotteslaſterer gehalten und angeklagt, wiewohl ihnen daran groß

„Unrecht geſchehen", und ſo gehet das Gewäſch noch Paar Seiten fort.

Ein Paar Jahre darauf machte ſich ein Prediger im Eyderſtädtiſchen, Chriſtian Moldenits, in deſſen Gegenden ſich des Joris Anhänger damahls gleichfalls ſehr ausbreiteten, viel mit ihnen zu ſchaffen. Er ſchrieb zwiſchen 1633 und 1643 ſo wohl eine Hiſtorie des Lebens und der Schriften des David Joris in zwey Theilen; als auch einen kurzen und ſummariſchen Inhalt der Lehre und des Glaubens des David Joris, 1642, und auch in Arnolds Kirchenhiſt. Th. 4, S. 232; ingleichen ein Bedenken, was von der ſuſpecten David Joriſten ihrer zweifelhaft geſetzten Confeſſion zu halten. Einige andere ähnliche Schriften hinterließ er bey ſeinem Tode handſchriftlich. Ich kenne die erſte Schrift nur aus Mollers Cimbriam litteratam, habe aber Urſache zu zweifeln, daß ſie einige neue Aufklärung ſollten gewähren können.

Während der Unruhen, welche dieſe Secte in dem vorigen Jahrhunderte erregte, erſchien auch eine Schrift, welche allem Anſehn nach das beſte Licht in der Geſchichte dieſes Mannes hätte anzünden können. Ich meine die Schrift des eigenen Schwiegerſohnes des Joris, des Nicolaus Blesdijk, welche er bereits 1559 und 1560 aufgeſetzet hatte, welche aber erſt jetzt unter dem Titel herauskam: Hiſtoria vitae, doctrinae ac rerum geſtarum Dav. Georgii, Haereſiarchae, conſcripta ab ipſius genero, Nic. Blesdikio.

Nunc primum prodit in lucem ex muſaeo Iac. Revii. Deventer, 1642, 8, wo ſie 189 Seiten ausmacht. Blesdik hieß eigentlich Nicolaus Mainardi oder Maineritz, bekam aber von ſeinem Geburtsorte Blesdiik bey Steenwich, der Gewohnheit dieſer Zeit zu Folge, den Namen Blesdik. Er hatte, wie es ſcheint, ſtudieret, mochte aber in den Wiſſenſchaften nicht weit gekommen ſeyn, indem er ſich zu den niederdeutſchen Wiedertäufern hielt, und bey dieſer Gelegenheit dem Joris bekannt wurde, der ihn mit nach Baſel nahm, und ihm wenige Jahre vor ſeinem Tode ſeine Tochter zur Ehe gab. Allein, entweder mochte er ſeines Schwiegervaters Schwärmerey einſehen, oder als ein Gelehrter auf die Ehre, das Haupt der Secte zu ſeyn, Anſpruch machen; genug, er entzweyte ſich mit ſeinem Schwiegervater, der ihn denn förmlich in den Bann that, in welchem Banne er ſich noch befand, als das Ungewitter in Baſel über des Joris Familie ausbrach. Da er alſo bereits mißvergnügt war, ſo gab er entweder aus Rache, oder um ſich bey dem Rathe zu Baſel ein Verdienſt daraus zu machen, 1559 eine Schrift ein, worin er alle Irrthümer des verſtorbenen Joris entdeckte, ſich aber dabey ausbedang, daß man ſie nicht bekannt machen ſollte *). Dieſer Aufſatz ſcheinet die erſte Grundlage zu der gegenwärtigen Schrift geweſen zu ſeyn, denn S. 61 heißt es,

*) Ich entlehne alle dieſe Umſtände aus des Acronii oben genannten Briefe.

nachdem er ſeines Schwiegervaters Irrthümer erzählet hatte: Scripta vel potius in chartis annotata fuerunt haec in inclyta Baſilea, a. 1559, et nunc denuo ex ſchedis non modo disjectis et laceratis et ſitu obductis recollecta, menſe Aug. 1576; woraus erhellet, daß er damahls noch gelebt haben müſſe. Er ward nach dem Vorgange in Baſel, und nachdem er ſich von der Secte losgeſagt hatte, Prediger in der Pfalz, wo er auch geſtorben iſt. Indeſſen war dieſe Schrift nur ein Theil eines größern Werkes, worin er die ganze Geſchichte der Wiedertäufer vorgetragen hatte, welches aber verlohren gegangen iſt. Blesdik wollte, aus einiger Achtung vor ſeinem Schwiegervater, dieſe Schrift bey ſeinem Leben nicht drucken laſſen, obgleich Abſchriften davon bekannt geworden zu ſeyn ſcheinen. Eine derſelben kam nach ſeinem Tode an den Ubbo Emmius, der ſie in ſeinen oben gedachten Schriften nützte und heraus zu geben verſprach, aber nicht Wort hielt, bis ſie nach deſſen Tode an den Jacob Revius kam, der ſie endlich herausgab. Blesdik hätte freylich die beſten Nachrichten von dieſes Mannes Leben geben können; allein es ſcheinet doch, daß er ſich in Anſehung ſeiner frühern Jahre mit Gerüchten und Volksſagen behelfen müſſen. Die Schrift iſt ſelten, aber ſonderbar iſt es freylich, daß Arnold in ſeiner Ketzergeſchichte, der den Joris eben ſo ſehr, als alle übrige Schwärmer unter ſeine Flügel nimmt, von dieſer Seltenheit einen Grund hernimmt, ihr ganzes Daſeyn zu bezweifeln. S.

von dieſem Buche Baumg. hall. Bibl. Th. 5, S. 255, und Clement Bibl. cur. Th. 4, S. 293.

Von geringerer Bedeutung ſind: Hiſtoria Davidis Georgii, welche aus der baſelſchen Hiſtorie, Ubbone Emmio, Blesdikio und andern kürzlich zuſammen getragen. Ohne Ort und Jahr in 4; Fridrich Jeſſens, damahligen Diaconi zu Tönningen, aufgedeckte Larve David Georgii. Kiel, 1670, 8; worin er, wie er ſelbſt geſtehet, ſeines Schwiegervaters, des obigen Moldenitii Schriften vorzüglich gebraucht hat; und endlich, Carl Gottl. Zeidlers Diſp. ſiſtens hiſtoriam Dav. Georgii ejusque aſſeclarum. Wittenberg, 1701, 4. Der kurze Auszug aus des berufenen Ketzers David Georgii Lehr und Leben, ohne Ort, 1699, 8, ſoll von einem Anhänger des Schwärmers, und eine verſteckte Vertheidigung deſſelben ſeyn.

Gottfried Arnold handelt in ſeiner Kirchen- und Ketzergeſchichte zweymal von dem Joris; einmahl Th. 2, S. 286 - 292, wo er deſſen Geſchichte und Irrthümer aus den bisher gedachten Quellen, doch mit ſichtbarer Theilnehmung, erzählet, und darauf von S. 293 - 311 verſchiedene Vertheidigungsſchriften deſſelben ganz einrückt und das zweytemahl, Th. 4, S. 232 - 433, wo er verſchiedene Schriften theils David Joris ſelbſt, theils ſeiner Anhänger und Gegner abdrucken laſſen. Das wichtigſte darunter iſt die Ueberſetzung des Lebens Dav. Joris aus einer

niederländiſchen Handſchrift, deſſen Verfaſſer ſich zwar nicht genannt hat, aber ſeinen Held genau gekannt zu haben ſcheinet. Er iſt freylich ein Anhänger und Verehrer deſſelben, daher er auch alle Umſtände in ein myſtiſches Licht ſtellet, und an alle ſeine Offenbarungen von ganzem Herzen glaubt; allein es enthält doch viele bisher unbekannte Umſtände, und iſt ſehr ausführlich, nur Schade, daß es nur bis 1539 geht.

Auſſer dieſen fehlt es auch nicht an Schriftſtellern, welche beyläufig, mit mehr oder weniger Umſtändlichkeit von ihm gehandelt haben, wohin auſſer den Verfaſſern der Kirchengeſchichte, und beſonders der Geſchichte der Wiedertäuſer, beſonders folgende gehören: Chriſtian Wurſtiſen oder Urſtiſius in ſeiner Baſeler Chronik, S. 632 f. David Gerdes in Miſcellan. Groening. Th. 2, S. 688 f. Gerh. Brandt in der Hiſtoire de la Reformation des Païs-Bas, Th. 1, S. 65 f. Joh. Franc. Foppens in der Bibl. Belg. und andere mehr.

Ich liefere hier aus den vornehmſten der jetzt genannten Quellen ſein Leben ſo umſtändlich, als es meine gegenwärtige Abſicht verſtattet.

David Joris oder vollſtändiger Joriſſon, Lat. Georgii war ein Niederländer von Geburt und bekam den Zunahmen, nach niederdeutſcher Art von ſeinem Vater Jörge oder George von Amersfort. Bey ſeinem nachmahligen Aufenthalte zu Baſel, nannte er ſich Johann von Brügge, und in dem Prozeſſe des Rathes zu Baſel

gegen ſeinen Leichnam machte man ihm aus dieſer Veränderung ſeines Nahmens ein Verbrechen. Allein in des verkappten Huygelmumzoons Apologie wird verſichert, daß er dieſen Nahmen bereits in ſeiner Jugend geführet habe, indem er ihm nach catholiſcher Art in der Firmelung nach ſeinem Großvater ſey ertheilet, er auch bey ſeiner Verheurathung zu Delft öffentlich unter demſelben ſey aufgebothen worden; welches auch in dem von Arnold heraus gegebenen ungedruckten Leben beſtätiget wird.

Der Stand ſeines Vaters wird ſehr verſchieden angegeben. Seine Gegner machen einen Spielmann oder Schwerttänzer, ſeine Anhänger aber einen klugen Kaufmann aus ihm. In dem ungedruckten Leben bey Arnold heißt es, er ſey ein Krämer zu Delft geweſen. Nach eben demſelben Leben war ſeine Mutter, welche mit dem Vornahmen Maria hieß, in dieſen Gegenden fremd, und war von ihren Aeltern und Freunden flüchtig geworden, wovon aber die Urſache nicht angegeben wird.

Dieſen ſeinen Aeltern ward er zu Delft 1501 gebohren. Er hatte in ſeiner Jugend mit vielen Krankheiten zu kämpfen, und verrieth ſehr frühe einen Hang zur Schwermuth, daher er immer niedergeſchlagen war, und ſich in ſich ſelbſt zu ziehen ſuchte; ein Temperamentsfehler, der erſte und vornehmſte Grund ſeiner nachmahligen Schwärmerey war. Er wurde wie andere ſeines Alters zur Schule ge-

halten, und war, wie es ſcheinet, zum Studieren beſtimmt; allein er hatte nicht die geringſte Neigung dazu, ſondern mahlte in der Schule Männerchen; auch ein Umſtand der einen andern Schlüſſel zu ſeiner nachmahligen Rolle gibt, indem daraus erhellet, daß die Einbildungskraft bey ihm vorzüglich ſtark geweſen. Eine lebhafte Einbildungskraft und ein dickes ſchwarzes Blut ſind die beſten Ingredienzien, einen Schwärmer der erſten Claſſe zu bilden, und aus allen Umſtänden erhellet deutlich, daß ſich dieſe in reichem Maaße bey ihm fanden. Dazu kam noch eine ſtarke Doſis Ehrgeitz, denn der vornehmſte Grund, der ihn beſtimmte, ſich den bildenden Künſten zu widmen, war auſſer ſeiner eigenen Neigung die Betrachtung, von der vorzüglichen Achtung, in welcher Künſtler bey den Großen der Erde ſtehen.

Unter den Zweigen der Kunſt wählte er ſich die Glasmahlerey, und ward daher von ſeinen Aeltern zu einem Künſtler dieſer Art in die Lehre gethan. Allein nach ein Paar Jahren veruneinigte entweder er oder ſein Vater ſich mit ſeinem Lehrherrn, daher er denſelben verließ, und wieder zu ſeinen Eltern ging, die ihn in ihrem Kramhandel gebrauchten. Bald darauf verlohr er ſeinen Vater nebſt zwey Brüdern und vier Schweſtern an der Peſt, und da er in ſeinem väterlichen Hauſe nunmehr einen Vorſchmack von der Handlung be-

Digitized by Google

kommen hatte, ſo kam er um 1520 zu einem ſehr reichen Kaufmann, der von ſeiner Treue und ſeinem ſtillen, frommen Betragen ſo eingenommen, daß er ihm auch ſeine einzige Tochter verſprach, wenn er bey ihm bleiben und ihm treulich dienen wollte. Allein David hatte keine Neigung, weder zur Handlung, noch zu der Tochter, und ſein ganzes Herz hing an der Kunſt, daher er unter dem Vorwande, ſeiner Mutter in ihrem Krame beyzuſtehen, ſeinen Gönner verließ, ſich aber ſogleich wieder zu einem Glasmahler begab, bey welchem er ſo viel Eifer und Geſchicklichkeit zeigte, daß er bereits nach einem Jahre losgeſprochen werden konnte.

Man ſagt, daß Joris in ſeiner Kunſt vortreflich geweſen, und bey der Stimmung, welche die Fähigkeiten ſeines Geiſtes bekommen hatten, iſt ſolches ſehr begreiflich. Indeſſen iſt mir noch nicht ganz deutlich, was für einen Zweig der Kunſt er eigentlich bearbeitet habe. Der gemeinen Verſicherung nach war er ein Glasmahler, und dieſes könnte ſeyn, indem zu der damahligen Zeit die Glasmahlerey noch im Flor und Anſehen ſtand. In dem von Arnold aus dem Holländiſchen überſetzten Leben Joris, worin der frühere Theil ſeines Lebens am umſtändlichſten bearbeitet wird, heißt es gleichfalls, daß ſeine Neigung auf "die Kunſt auf Gläſer „zu ſchreiben oder zu mahlen gegangen; beſon-

„ders

„ders weil vortrefliche reiche Leute, die einen „großen Nahmen hätten, ſelbige ihre Kinder „lerneten, ja ſolche Künſtler auch bey Kaiſern, „Königen und Biſchöfen, Päpſten und Cardi„nälen, die dieſe Kunſt gelernet, ſehr lieb und „werth wären, und ſie an ihrer Seite mit „den Edelſten ſitzen, und auf ihren Kleidern „Gold, Seide und Juwelen tragen könnten." Bald darauf heißt es eben daſelbſt von ſeinem Aufenthalte in England, er hätte nebſt ſeinen Gehülfen bey dem Lord Schatzmeiſter geſchnitten, aus welcher Stelle zu erhellen ſcheinet, daß er ein Juwelier oder Steinſchneider geweſen. Indeſſen wüßte ich doch nicht, daß weder die Glasmahler- noch Steinſchneiderkunſt zu dieſer Zeit ſo beliebt geweſen, daß Fürſten und Herren ſelbige ihre Kinder hätten lehren laſſen.

Dem ſey nun wie ihm wolle, Joris war in ſeiner Kunſt geſchickt, und ging, nachdem er von ſeinem zweyten Meiſter war losgeſprochen worden, auf die Wanderſchaft. Er nahm ſeinen Weg nach Frankreich, und ging von Antwerpen nach Valenciennes, und Calais, wo er ſich mit einem andern von ſeiner Kunſt zu dem Lord Schatzmeiſter von England in Dienſte begab, der ſie auf ſein Gut nach Baſingſtock, 55 Meilen von London ſchickte, wo ſie für ihn ſchneiden mußten. Der Lord Schatzmeiſter wird zwar nicht genannt; allein

der Zeit nach zu urtheilen, kann es kein anderer geweſen ſeyn, als der berühmte Thomas Howard, Herzog von Norfolk, welcher nach geleiſteten vieljährigen getreuen Dienſten beynahe ein Opfer der Eiferſucht Heinrichs 8 geworden wäre, wenn nicht der Tod des Tyrannen ihn noch zu rechter Zeit von dem Blocke befreyet hätte.

Joris blieb nebſt ſeinem Kameraden nicht lange bey dem Schatzmeiſter; denn er gerieth in einen Streit, (man ſagt nicht mit wem und warum,) und ging mit ſeinen Gehülfen nach London, wo er ſich eine Zeitlang aufhielt, und viel Geld verdiente, aber weil er die Engliſche Luft nicht vertragen konnte, 1524 wieder nach Antwerpen, und von da nach Delft ging.

Hier ließ er ſich nun noch in eben demſelben Jahre nieder, heirathete eine Diertgen (Dorothea) Willems, von welchem Stande ſie war, wird nicht gemeldet, und fing an, ſeine Kunſt auf ſeine eigene Rechnung zu üben. Wie wohl hätte er gethan, wenn er dabey geblieben wäre!

Joris hatte bey ſeinem natürlichen Hange zur Schwermuth bis dahin eingezogen und tugendhaft gelebt, und alle Kräfte ſeines Geiſtes bloß auf ſeine Kunſt gerichtet, daher es nicht ſcheinet, daß er bis dahin der Religion eine größere Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, als bey einem jeden andern katholiſchen Chriſten gewöhnlich iſt, und als zu einem äußerlich

tugendhaften Wandel erfordert wird. Allein nunmehr bekam ſeine Seele plötzlich eine andere ihr bisher unbekannte Richtung. Die wenig Jahre vorher in Sachſen angefangene Reformation ſpannete alle Geiſteskräfte in und außer Deutſchland auf die Religion. Dieſe war unter der Leitung des Römiſchen Stuhles ſeit vielen Jahrhunderten zu einer Menge bloßer kalter Uebungen herab geſunken, woran nicht nur das Herz keinen Theil nahm, ſondern welche gerade ſo geſtimmet waren, daß ſie alle Thätigkeit des Herzens unterdrückte und tödtete. Der Menſch war eine bloße Maſchine geworden, welche nichts weiter empfand, that und glaubte, als was ſeine ehrgeitzigen und eigennützigen Hirten für gut befanden. Endlich erwachte der menſchliche Geiſt, der ſo lange geſchlummert hatte; er lernte einſehen, daß die Religion zu etwas beſſern beſtimmt ſey, als zu einem ehernen Glauben an das, was andere ihm vorzuſchreiben gut fanden, und zu einer kalten Werkheiligkeit, welche das Herz ungebeſſert ließ. Man lernte einſehen, daß die Religion vornehmlich um der untern Kräfte des Geiſtes willen da ſey, und dieſe in Bewegung ſetzen, auf dieſe wirken müſſe.

Die ſchwere Frage war nur, wie weit dieſe Einwirkung gehen könne und müſſe. In der Römiſchen Kirche war ſie theils ganz gehemmet, theils auf Gegenſtände gerichtet, wel-

che für das geſellſchaftliche Leben ganz unfruchtbar waren, und nur den Seckel des Heiligthumes bereicherten. Jedermann ſahe, daß dieſer Mißbrauch abgeſtellet, und der Religion eine andere Richtung auf das Herz gegeben werden müſſe. Aber welche? und in welchem Grade? Dieſe Frage war allerdings ſehr ſchwer zu beantworten, und noch ſchwerer, wo nicht gar unmöglich, das gehörige Maß in der Ausübung zu treffen und zu erhalten. Das Buch, welches die Vorſchrift der Religion enthalten ſollte, und welches nunmehr Freund und Feind um Rath fragte, gab nur einzelne unbeſtimmte Winke, worin ein jeder ſeine Befriedigung zu finden glaubte. Was Wunder, daß der menſchliche Geiſt, nachdem er die willkührlichen Feſſeln des Aberglaubens einmal zerbrochen hatte, eine Zeitlang in der Irre herum ſtreifte, und wie in allen ähnlichen Fällen den ganzen Kreislauf des Irrthums durchlief, ehe er die goldene Mittelſtraße fand, auf welcher er nur allein zu dem Ziele gelangen konnte. Daher waren denn die erſten Jahre der Reformation ſo ſtürmiſch, in jedem Verſtande ſtürmiſch, bis der menſchliche Geiſt die Hefen, die er in der langen trägen Ruhe geſammelt hatte, durch die häftige Gährung ausgeſtoßen hatte, und nunmehr wieder auf eine Zeitlang zur Ruhe kam.

Alle diejenigen, welche die Nothwendigkeit einer Reformation einſahen, kamen darin

überein, daß die Religion bisher mit einer Menge falſcher Lehrſätze ſey überlaſſen und daher von der wahren Thätigkeit auf das Herz abgelenket worden. Allein der Erkenntnißgrund dieſer irrigen Lehren brachte die erſte große Trennung hervor, indem einige die heilige Schrift nach einer vernünftigen Auslegung, andere aber die eigne innere Empfindung für den Erkenntniß- und Beſtimmungsgrund des Glaubens und des Lebens annahmen. Zu jener Parthey bekannten ſich die weiſeſten vernünftigſten und gelehrteſten im Volke, zu dieſer aber die minder aufgeklärten, bey welchen die Einbildungskraft und Begierden der ſchwachen Vernunft den ohnmächtigen Zügel entriſſen, und dieſe machten nun alle die Arten von Schwärmer aus, welche zur Zeit der Reformation ſo vieles Unheil anſtifteten, und ſich wieder in ſehr viele Unterarten theilten, je nachdem die herrſchenden untern Kräfte mehr oder weniger aufgeklärет waren. Eine der gröbſten Art waren die Wiedertäufer, welche in dem Herzen von Deutſchland entſtanden, ſich aber in kurzem auch in den benachbarten Ländern ausbreiteten, und da ſie den großen rohen Haufen auf ihrer Seite hatten, unter dem Vorwande des innern Lichtes die ſchwärzeſten Grauſamkeiten und Bubenſtücke verübten.

Als ſich Joris in Delft 1524 häuslich niederließ, machte die Reformation bereits in

dieſer Stadt und den umliegenden Gegenden viele Bewegungen. Joris ward bey ſeinem zur Schwermuth geneigten Charakter und bey ſeiner lebhaften Einbildungskraft ſehr bald auf dieſelbe aufmerkſam, und fing an, ſelbſt zu prüfen und zu unterſuchen, daher er keine Predigt verſäumte, und ſich unaufhörlich in ein langes Nachdenken vertiefte. Ohne Zweifel würde ſeine Seele eine beſſere Stimmung bekommen haben, wenn ſie beſſer wäre geleitet worden; allein da er ungelehrt war, alles las was ihm vorkam, worunter denn vermuthlich auch ſchwärmeriſche Schriften geweſen ſeyn müſſen, woran es damahls nicht fehlte, und den Eindrücken folgte, welche andere auf ihn zu machen gut fanden: ſo mußte er nothwendig auf Abwege gerathen. Sein eigener trübſinniger Charakter wirkte ſehr mächtig mit dazu bey, indem er das, was ſeine lebhafte Einbildungskraft ihm als wahr ſchilderte, mit dem hartnäckigſten Eyfer verfolgte.

Eine Zeitlang hing Joris ſeinen Empfindungen für ſich allein nach, und begnügte ſich, in ſeinem Hausweſen, welches bey ſeiner vielen und vorzüglichen Arbeit zahlreich war, nach ſeinen Einſichten Tugend und Frömmigkeit zu verbreiten. Allein da er dabey ſeine Einbildungskraft und Empfindungen immer mehr anſtrengte, ſo ward ſein Eifer immer nach und nach lebhafter, und endlich fühlte er ſich gar gedrungen, die Mißbräuche in der Römiſchen

Kirche öffentlich zu mißbilligen und zu tadeln. Beſonders eiferte er wider die Prozeſſionen, und da er das ſogar auf öffentlicher Straße that, ſo brachte er ganz natürlich die Geiſtlichkeit, welche in dieſem Stücke nicht mit ſich ſpaßen läßt, auf das heftigſte wider ſich auf. Er ward gefangen geſetzt, und würde vielleicht den Scheiterhaufen haben beſteigen müſſen, wenn er nicht, nachdem er eilf Wochen in dem Gefängniſſe zugebracht hatte, auf vieles Vorbitten ſeiner Freunde mit der bloßen Landesverweiſung davon gekommen wäre.

Blesdik und andere von ſeinen Gegnern verſichern, er ſey bey dieſer Gelegenheit zur Staupe geſchlagen, und ihm von dem Henker die Zunge durchbohret worden. In dem Holländiſchen Leben eines Ungenannten bey dem Arnold, welchem ich hier vornehmlich folge, wird dieſer Vorgang umſtändlich erzählet, aber von dieſer Strafe nichts geſagt. Es heißt nur, weil Joris wegen ſeiner Frömmigkeit, Rechtſchaffenheit und Wohlthätigkeit in der ganzen Stadt, und beſonders bey den Armen ſehr beliebt geweſen, ſo hätte man ſich nicht getrauet, die Strafe an ihm öffentlich zu vollziehen, ſondern hätte ihn vor der Sonnen Aufgang aus der Stadt verwieſen. Das Jahr, wenn ſolches geſchehen, wird nicht gemeldet; allein es ſcheinet, daß es ſich um oder kurz vor 1530 zugetragen habe. Wo er ſich von dieſer Zeit an bis 1535 aufgehalten, wird nicht gemeldet;

einmal finde ich ihn in dem Hag, allein gewiß iſt, daß er ſich dieſe Zeit über in Holland aufgehalten hat.

Joris war bisher bloß ſeinen eigenen Einſichten gefolget, ohne ſich zu einer von den vielen Secten zu bekennen, mit welchen die Niederlande damahls eben ſo überſchwemmet waren, als andere Gegenden. Da er indeſſen nach der Wahrheit begierig war, ſo hatte er mit den beſten Gliedern von allen Umgang, erforſchte ihren Geiſt, hing ſich aber an keine, ſondern folgte ſeiner Ueberzeugung, und ſuchte dabey andere ſowohl mündlich als ſchriftlich zur Frömmigkeit, Tugend und zu einem thätigen Chriſtenthum zu ermahnen. Unter allen Secten machten damahls die Wiedertäufer in den Niederlanden die meiſte Bewegung, und es konnte nicht fehlen daß er nicht häufigen Umgang mit ihnen haben ſollte, zumahl da ſie ſich, wegen ſeines Anſehens, guten Rufes, und ſeiner guten Einſichten viele Mühe gaben, ihn zu ihrer Parthey zu ziehen. Allein, ob ihm gleich manches an ihnen gefiel, ſo war ihm doch mehreres anſtößig. Beſonders mißfielen ihm die vielen Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten, welcher ſich der große Haufe unter ihnen unter dem Nahmen der Religion ſchuldig machte. Aber er war auch nicht mit allen ihren Lehrſätzen einig, beſonders was die Gottheit Chriſti betraf, welche Joris auf das eifrigſte verfolgte. Er hatte daher mehrere Unterredun-

gen mit ihren vornehmſten Lehrern, welche ſich aber immer fruchtlos zerſchlugen, obgleich Joris in ſeinem Gemüthe immer unruhiger ward, beſonders nachdem ſich viele von ſeinen Verwandten zu den Wiedertäufern geſchlagen hatten. Er hörete daher, wie der ungenannte Verfaſſer ſeines Lebens ſagt, nicht auf, zu beten und zu flehen, daß Gott ihn nicht verlaſſen, ſondern ihm den Weg zeigen möchte, den er gehen ſollte. Alles das kann dem Manne, den die rechtgläubige Kirche immer mit den ſchwärzeſten Farben ſchildert, die ſie nur finden kann, bey jedem Unpartheyiſchen zur Entſchuldigung dienen, beweiſet wenigſtens, daß er nach dem Maße ſeiner Einſichten, und nach der Stimmung, welche ſeine Seelenkräfte nun einmahl bekommen hatten, nach ſeiner wahren Ueberzeugung gehandelt habe.

Bey einem Menſchen von ſo lebhafter Empfindung und Einbildungskraft, als Joris war, ſind die Gründe immer die ſtärkſten, welche am mächtigſten auf dieſe wirken, und einer von dieſer Art machte endlich ſeiner Unſchlüſſigkeit ein Ende. Er befand ſich einmal in einer Geſellſchaft von Wiedertäufern und gerieth gar bald mit ihrem Lehrer in eine der gewöhnlichen Streitigkeiten. Um den übrigen kein Aergerniß zu geben, ging er mit demſelben allein, und fragte ihn, was für Gründe ihn bewögen, ſo zu lehren und zu handeln, als er

thäte. Der Wiedertäufer führte ſehr ſchwache Gründe an, welche dem Joris keine Genüge thaten, ſchloß aber mit der Verſicherung, der Herr habe es ihm befohlen, er wolle es auf deſſen Wort wagen, und ſey bereit, ſeine Lehre mit ſeinem Blute zu beſtätigen. Dieſer letzte Ausdruck hatte eine ſolche Wirkung auf die Fantaſie des Mannes, daß er die Schwäche der vorigen Gründe vergaß, uud ſich gleich darauf förmlich zu den Wiedertäufern bekannte. Nach dem Blesdik ward er von ihrem Vorſteher, Obbe Philipps umgetauft. Das Jahr wird nicht gemeldet; allein es ſcheinet, daß ſolches 1533 oder 1534 geſchehen.

Die Wiedertäufer waren damahls wegen der Zügelloſigkeiten, die der große Hauſe von ihnen begangen hatte, überall verhaßt, und daß Joris, nach ſo langem Zaudern, gerade zu einer Zeit zu ihnen trat, da ſie in allen Städten Hollands mit Feuer und Schwerdt verfolget wurden, zeiget wenigſtens, daß er ſeiner Ueberzeugung folgte und derſelben alle übrige Betrachtungen nachſetzte. Sein Zutritt war Triumph für die Wiedertäufer, wenigſtens in Anſehung aller derer, welche bisher eben ſo unſchlüſſig geweſen waren, als er. Allein, er fing auch gar bald an, die üblen Folgen des von ihm gethanen Schrittes ihrem ganzen Umfange nach zu empfinden. Seine gegenwärtigen Glaubensgenoſſen wurden jetzt in allen Städten verfolget, und wohin ſie nur kamen, da

warteten der Galgen und das Henkerbeil auf ſie. Joris wanderte eine Zeitlang von einer Stadt zur andern, aber da er nirgends Sicherheit fand, ſo beſchloß er die Niederlande völlig zu verlaſſen. Er glaubte, in Strasburg Ruhe zu finden, und reiſete daher um Pfingſten 1535 dahin; allein da Leute von ſeiner Secte hier noch weniger öffentlich geduldet wurden, und ihm, wie er ſagte, das wüſte laſterhafte Leben aller Arten von Einwohnern anſtößig war, ſo beſchloß er über Vließingen in Seeland nach England zu gehen, denn in der Provinz Holland durfte er ſich nicht ſehen laſſen.

Er kam auf dem Rheine in Vließingen an, begab ſich auf ein Schiff, welches eben nach London ſegeln wollte, aber wegen eines heftigen Sturmes wieder umkehren mußte. Joris erfuhr indeſſen von zwey Fremden, die eben aus England kamen, daß es für Leute ſeiner Art auch dort nicht ſicher ſey, und daß man nicht einmal einen Fremden, ohne ihn genau ausgeforſcht zu haben, in das Reich laſſe. Das bewegte ihn, ſeinen Entſchluß zu ändern, weil er aber wegen ſeines Unterhaltes in Verlegenheit war, ſo begab er ſich heimlich nach Gorckum, wo er mit Mühe und Noth Arbeit bekam, aber bey aller ſeiner Geſchicklichkeit, für einen ſo geringen Lohn, daß er als ein Knecht arbeiten mußte. Er hielt ſich hier einige Monathe auf, obgleich nicht ohne mehr=

mahlige Gefahr, entdeckt zu werden, daher er ſich auch einmal in einem Peſthäuschen verbergen mußte. Allein da ſeine Frau eben ſchwanger war, und er ihr in ſeiner gegenwärtigen Lage nicht die geringſte Bequemlichkeit bey ihrer Entbindung verſchaffen konnte, ſo bewegte die eheliche Liebe ihn, wieder nach Delft zu gehen, wo ſich ſeine Mutter aufhielt, ſo gefährlich es auch für ihn war, weil er bey Leib und Lebensſtrafe aus dieſem Orte war verwieſen worden. Er kam in der Nacht unerkannt daſelbſt an, brachte ſeine Frau zu ſeiner Mutter, und begab ſich zu einem bekannten Künſtler, der ihn heimlich in ſein Haus nahm, und ihn mit Arbeit verſorgte, wobey er ſich aber ſehr verborgen halten mußte.

Eine der vornehmſten Urſachen, warum Joris ſo lange Bedenken getragen hatte, zu den Wiedertäufern zu treten, waren die heftigen und gewaltſamen Maßregeln, zu welchen ſo viele derſelben nicht allein geneigt waren, ſondern die ſie auch ſo oft verleiteten, alles mit Aufruhr, Blutvergießen und Verheerung anzufüllen. Joris war von der Unrechtmäßigkeit dieſes Verfahrens überzeugt, billigte auch, da er wirklich zu ihnen getreten war, daſſelbe nie, ſondern gab ſich vielmehr alle Mühe, ihnen gemäßigtere Geſinnungen einzuflößen; allein er predigte tauben Ohren, und ward vielmehr von allen heftigen und brauſenden Köpfen in ſeiner eigenen Secte gehaſſet und verfolget. So verbor-

gen er auch vor der Obrigkeit in Delft leben mußte, ſo bekannt war er doch den Gliedern ſeiner Secte, und ſie machten jetzt mehr wie einen Verſuch, ſeine glimpfliche Denkungsart zu überwinden, und ihn zu bewegen, gemeine Sache mit ihm zu machen. Man nennet beſonders den Johann Dieterich Batenberg, Bürgermeiſter zu Steenwik, der mehrere Unterredungen, oft zu ganzen Nächten mit ihm hatte, aber ihn nicht wankend machte, ſo ſehr er ihm auch mit der Rache ſeiner ganzen Parthey drohete. Joris blieb bey ſeiner Ueberzeugung, lebte tugendhaft, arbeitete bey Tage und ſchrieb in der Nacht eine Menge kleiner fliegender Blätter, worin er ſeine Glaubensgenoſſen zur Frömmigkeit und zu gelinden Maßregeln ermahnete, und welche insgeſammt ohne ſeinen Nahmen, und ohne Meldung des Ortes und Jahres des Druckes heraus kamen. Dadurch machte er ſich bey allen von ſeiner Secte, welche von keiner Mittelſtraße wiſſen wollten, eben ſo verhaßt, als er bereits außer derſelben war, und Batenberg nannte ihn einen naſeweiſen Schriftgelehrten, der immer Recht haben wollte. Doch Joris ließ ſich das nicht anfechten; er hielt ſich zu keiner von den vielen Partheyen, worein die Wiedertäufer um dieſe Zeit getheilet waren, folgte ſeinen Einſichten im Stillen, wollte auch keinen Lehrer unter ihnen vorſtellen, ob er gleich mehrmals dazu gewählet, und mit Auflegung der Hände dazu beſtellet ward.

Am weiteſten trieben die Batenbergiſchen und Münſterſchen Wiedertäufer um dieſe Zeit ihren Unfug, ſowohl in Gewaltthätigkeiten, als auch in abenteuerlichen Meinungen, welche deſto ausſchweifender ſeyn mußten, da der allergrößte Theil von ihn unwiſſende Leute waren, welche alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft zerriſſen hatten, daher jeder ſeinem Kopfe und ſeinem Willen folgte. Joris gab ſich viele undankbare Mühe, ſie zu vergleichen, und ſie zur Ordnung und Mäßigung zurück zu führen, und da er ſich dadurch ſowohl, als durch ſeine vielen Schriften, welche er von Zeit zu Zeit unter ihnen bekannt machte, als einen verſtändigen und gemäßigten Mann bekannt gemacht hatte, ſo ward er mehrmals verlangt, ihre innern Streitigkeiten zu entſcheiden. Beſonders ward er 1536 nach Boekholt im Biſthum Münſter verlangt, wo viele Abgeordneten von den Wiedertäufern aus Elſaß, England, den Niederlanden und Niederdeutſchland zuſammen gekommen waren, über verſchiedene ſtreitige Lehrpuncte, beſonders über die Wiederbringung der Dinge zu rathſchlagen. Joris reiſete mit vieler Gefahr zu ihnen, fand aber ſo viele wüſte und unbändige Köpfe, daß er ſehr bald alle Hofnung aufgab, ſie unter einen Hut zu bringen. Endlich gelang es ihm durch ſeine Mäßigung, daß er ſie verglich und ein Formular aufſetzte, welches ſie zwar unterſchrieben, aber nachmals nicht hielten. Er kam mit vieler

Gefahr und Beſchwerlichkeit und durch große Umwege endlich glücklich und unerkannt wieder in Delft an.

Gleich nach dieſer Reiſe ging in ſeinem Gemüthe eine merkwürdige Veränderung vor, und aus dem gemäßigt ⸗ frommen Manne, deſſen Frömmigkeit allenfalls einen ſtarken Anſtrich von Myſtik hatte, ward nunmehr auf einmal ein ausſchweifender Schwärmer, der Träume, Geſichte und Offenbarungen bekam. Ich will dieſe Veränderung zuvörderſt mit den Worten ſeines ungenannten Biographen bey dem Arnold erzählen, doch ſo, daß ich ſeine ermüdende Weitſchweifigkeit abkürze. „Joris, heißt es daſelbſt, „bekam nunmehr am erſten ein Einſehen in das „Wort, Gott genannt, wie alle Menſchen den „heiligen Nahmen Gottes des Tages über ſo „liederlich und leichtfertig im Munde führten, „dabey ſchwuren, ſungen, ſprachen und fluchten, wie ſie wollten. Das fiel ihm nun ſo „ſchwer, daß er an alle ſeine Bekannten ſchrieb, „ſie ſollten doch den großen heiligen Nahmen „Gottes bedenken u. ſ. f. Und als der Eifer „in dem Manne nicht gelöſchet war, ſondern „er mit Bitten und Flehen über ſich ſelbſt anhielt, auch um Chriſti Art, Geiſt und Kraft „herzlich bat, iſt er auf eine Zeit, als er ſich „vor zwey oder drey Lichtern, dabey er allezeit „ſaß und arbeitete, niederſetzen wollte, entzückt „worden, daß er nicht wußte, ob er lebendig „oder todt war, und lange Zeit unbeweglich da

„ſtand.“ In dieſer Entzückung nun ſahe er im Geſichte ein groſſes Getümmel auf Erden, und ein heftiges Zuſammenlaufen und Niederfallen der Fürſten und Mächtigen der Erde. Als dieß Geſicht vorbey war, ſchien es ihm als wenn die Wände um ihm her voll nackter Männer und Weiber wären, und da merkte er gleich den Verſtand dieſes Geſichtes, nehmlich, daß ſeine Augen ſo rein seyn müßten, daß er ſich an keinem geſchaffenen Werke Gottes ärgern dürfe. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, war er ſo abgemattet und müde, als wenn er mehrere Meilen zu Fuße gegangen wäre, nahm aber doch eine Feder und ſchrieb: „Fahret „weg alle fleiſchliche Gedanken, ihr ſeyd der „Tod, ihr nehmet mir das Leben, und verun„reiniget, was heilig und gut iſt. Werdet „blind ihr Menſchen der Sünde, nicht an den „leiblichen Augen, ſondern die Begierde muß „ferne von euch ſeyn, ſo daß ihr nicht mehr „durch ſie ſehet, u. ſ. f.“ Von dieſer Zeit an hatte er mehrere ſolche Geſichte, verlohr alle bisherige Furcht und Niedergeſchlagenheit, und bewies in allen Fällen eine ungewöhnliche Freudigkeit.

Wer mit der menſchlichen Natur und dem Gange ihrer Fähigkeiten nur ein wenig bekannt iſt, wird ſich dieſen Vorgang ſehr leicht erklären können. Joris, ein von Natur ſchwermüthiger Menſch mit einer lebhaften Einbildungs-

kraft,

kraft, der aber von Hauſe aus ſchüchtern und furchtſam war, hatte bisher mit mancherley Sorgen und Widerwärtigkeiten kämpfen müſſen. Er mußte ſein Brodt für ſich und ſeine Familie, die er geliebt zu haben ſcheinet, kümmerlich erwerben, und dabey, um nicht erkannt zu werden, unter dem Dache und in den verborgenſten Winkeln des Hauſes ſeines Wohlthäters arbeiten. Dazu kam die beſtändige Anſtrengung, worin ſowohl ſeine eigene Andächteley, als auch der Zuſtand ſeiner Secte, ſeine Fantaſie und Empfindungen erhielt, die ihm auch um alle nächtliche Ruhe, indem er ſie zu den vielen kleinen Schriften anwandte, welche er nachmahls verbreitete. Nun nehme man noch dazu die beſchwerliche, mit ſo vieler Gefahr und Unbequemlichkeit verbundene Reiſe, ſo wird man ſich nicht wundern, daß zwey oder drey brennende Lichter auf ſeine zerrüttete Einbildungskraft eben dieſelbe Wirkung hatte, als hundert Jahr nach ihm der Glanz einer geſcheuerten zinnernen Schüſſel auf den eben ſo ſchwachen Kopf des Jacob Böhm that. Einerley Urſachen haben unter einerley Umſtänden auch einerley Wirkungen.

Er hatte nach dieſer erſten Erſcheinung noch ungefär drey Monathe lang immer den vorigen Glanz vor den Augen, und ſein Gemüth war nunmehr wie ein Kind, das nichts arges denket und durch keinen äußern Anblick

zur Wolluſt gereitzet werden kann. Doch zeugte er in dieſem Zuſtande mit ſeiner Frau noch einen Sohn, der den Nahmen Gideon bekam; aber er that noch mehr, er ſchrieb nunmehr fleißiger als vorher, unter andern ein Werk, worin viele unerhörte Dinge vorkamen, und welches gedruckt iſt, obgleich bey dem Drucke viele Stellen ausgelaſſen wurden, weil ſie dem Buchdrucker zu unverſtändlich waren. Vielleicht iſt es das Wunderbuch, wo freylich unerhörte Sachen genug vorkommen, denn ob es gleich erſt 1542 gedruckt worden, ſo kann es doch wohl früher geſchrieben ſeyn. Unter andern ſchrieb er auch häufige Briefe an ſeine Brüder nach England, Deutſchland, Strasburg und Frießland, und alles das ſchrieb er in der Hitze, wenn er von dem Geiſte getrieben, und von dem innern Lichte erleuchtet war.

Vermuthlich gehöret in dieſe Zeit auch der Brief, welchen er an Luthern ſchrieb, und welcher ſich mit in den Werken des letztern befindet. Er lautet ſo: „In dem Nahmen „meines Herrn! Höret Martin Luther, ein „Knecht des Herrn, berufen und geſtellet zu ei„nem Licht, und Vorgänger des Volks des „Herrn. Sehet, daß ihr euch wohl hüther, „damit ihr durch eure eigene Weisheit und „Vernunft, auch nicht in krummen Wegen ver„irret. Seyd nicht ſtolz darin, ſondern wider„ſtehet dem Teufel, dem Eigendünkel, und hü„thet euch, daß ihr nicht dem Volke ein Ver-

„führer, eine Finſterniß und ein Satan werdet, „und nicht der Strafe Gottes ausſetzet, welcher „euch und mich noch härter ſtrafn und verdammen „wird, als andere. Wenn wir nicht in dem klei„nen aufrichtig und getreu, und mit zerbrochenem „und gereinigtem Herzen und demüthigen Geiſte „erfunden werden, ſo wird uns auch nicht das „größere gegeben und vertrauet werden. Ge„bet wohl Acht darauf und überwindet das „Böſe mit dem Guten, auf daß ihr es beſitzen „und leben möget. Hüthet euch vor böſen, „verkehrten und teufeliſchen Gedanken, ihr alle, „die ihr den Engeln des Herrn gleich zu werden „verlanget. Gott befohlen!“

Da es ganz natürlich iſt daß Fähigkeiten der Seele, welche vorzüglich geübet werden, auch eine vorzügliche Stärke erlangen, ſo nahm auch Joris in der Schwärmerey mit jedem Tage zu. Damit man ſehe, von welcher Art ſie geweſen, ſo will ich ſeinen gegenwärtigen Gemüthszuſtand mit den Worten des Ungenannten bey dem Arnold hierher ſetzen. „Jo„ris erfuhr von dieſer Zeit an viele Wunder „von innerlichen Träumen, Geſichten und an„dern Erſcheinungen; ja den ganzen Tag hin„durch ſahe und hörte man nichts anders von „ihm, als des Herrn Wort und Geiſt, und „wozu es noch kommen müßte, ehe alles nach „Gottes Herz und Sinn wäre. Gott ver„neuete um dieſe Zeit alle Dinge nach ihm und

„in ihm, daß er von allem Fleiſche einen voll-
„kommnen Abſchied nahm; alle ſinnliche Lüſte
„und Begierden verſchwanden, und der Geiſt
„trieb ihn ſo heftig, daß er oft auf dem Bo-
„den vor Mattigkeit niederfiel, und vor Furcht
„und Schrecken vor dem ſtrengen Richter wie
„todt da lag. Aber dabey hatte er auch oft ſehr
„angenehme Empfindungen, und ward von dem
„Geiſte ermahnet, ſich von dieſem abgeſchiede-
„nen Sinne nicht wieder trennen oder zur
„Sinnlichkeit verleiten zu laſſen. Mit einem
„Worte, er ward von allen Schlacken und
„fleiſchlichen Begierden völlig gereiniget und
„ward wie ein Kind u. ſ. f.“

Schon an dieſer Sprache erkennet man einen hohen Grad der Myſtik oder Theoſophie, und da dieſe zur Bezwingung der Begierden eine ſtrenge Mäßigkeit erfordert, ſo beobachte Joris auch dieſe, und aß eine Zeitlang nichts als Sallat. Allein da ſein durch die unaufhörliche Anſtrengung der Einbildungskraft ohnehin ſchon entkräfteter Körper, dadurch nur noch mehr abgemattet ward, ſo müßte er, um nicht ganz zu einem Gerippe zu werden, ſich zu einer nahrhaftern Koſt entſchließen, welches denn dem Schwärmer freylich hart einging.

So ſehr nun auch ſein Gemüth Tag und Nacht mit überirdiſchen Gegenſtänden beſchäftiget war, ſo legte er doch ſeine Kunſt nicht bey Seite, oder vielmehr ſein und ſeiner Familie Bedürfniß zwang ihn, dieſelbe nicht zu ver-

nachläſſigen. Zwar machte er ſich zuweilen des-
wegen Vorwürfe, und bildete ſich ein, die Sor-
ge für das Zeitliche gehörte noch zu den Schla-
cken der Sinnlichkeit, daher er denn auch zu-
weilen bdſchloß, alles fahren zu laſſen, und ſich
allein auf Gott zu verlaſſen. Aber der Hun-
ger predigte lauter als die Einbildungskraft,
und das wahre Bedürfniß überwand ſehr bald
das eingebildete.

Bey dem allen finde ich doch nicht, daß
Joris jetzt an den gewaltſamen Maßregeln ei-
niger Wiedertäufer, und beſonders des Baten-
burgiſchen Anhanges mehr Theil genommen,
als vorher; vielmehr blieb er, ungeachtet ſeines
Wachsthumes in der Schwärmerey, in dieſem
Stücke bey ſeinen gemäßigten Grundſätzen, miß-
billigte alle Gewaltthätigkeiten, und ſuchte al-
len übrigen Wiedertäufern ähnliche Geſinnun-
gen einzuflößen. Vermuthlich machte er da-
durch manche, welche noch nicht ganz verderbt
waren, von des Batenburg Anhang abſpänſtig;
wenigſtens warf dieſer jetzt einen ſolchen Haß
auf ihn, daß Joris ſich auch verbergen mußte,
wenn er nicht auf deſſen Anſtiften wollte ermor-
det werden. Bey den Mennoniſten, den Mün-
ſterſchen Wiedertäufern, und den Anhängern
des Melchior Hofmann um Straßburg war er
nicht beſſer angeſchrieben, weil er wider ihre
Ausſchweifungen eiferte, und ſich ſowohl münd-
lich als ſchriftlich keine Mühe verdrießen ließ,
ſie zur Ruhe und Stille zu bewegen.

Digitized by Google

Es ſcheinet, daß er ſich um dieſe Zeit noch immer zu Delft aufgehalten, wo ſeine Frau ſich bey ſeiner Mutter befand, er ſich aber bald bey dieſem oder jenem Freunde verborgen hielt, und entweder arbeitete, oder ſchrieb und ſeiner Schwärmerey nachhing. Er ließ ſich um dieſe Zeit bewegen, mit einigen von ſeiner Secte, die eben ſo gemäßigt dachten, als er, in das Oltenburgiſche zu gehen, die Uneinigkeiten unter den Münſterſchen Wiedertäufern beyzulegen, und ſie zur Ruhe zu vermögen. Die Reiſe war mit vieler Beſchwerde und Gefahr verbunden, weil man den Wiedertäufern überall nachſpürete; aber die Reiſe war vergeblich, weil dieſe zügelloſe Rotte von keiner Mäßigung hören wollte, daher Joris unverrichteter Sache wieder nach Delft ging. Da er indeſſen wegen ſeiner Friedfertigkeit, Klugheit und Beredſamkeit von den gemäßigſten Anhängern aller Partheyen der Wiedertäufer geſchätzt ward, ſo ward er 1538 nach Strasburg verlangt, die Streitigkeiten unter Melchior Hofmanns Anhang beyzulegen. Allein die Unterredung lief eben ſo fruchtlos ab, als die übrigen, jeder blieb bey ſeiner Meinung, und ſo ſchied man, ohne etwas ausgerichtet zu haben, aus einander.

Indeſſen begingen die ſchon gedachten Wiedertäuferiſchen Partheyen in Niederſachſen und Oberdeutſchland die gröbſten Ausſchweifungen, und Batenburg machte es in der Provinz Hol-

land kein Haar beſſer. Es war daher kein Wunder, daß die Obrigkeit überall Jagd auf ſie machte, und ſie, wo ſie ihnen überlegen war, einzog und hinrichten ließ. Man machte dabey keinen Unterſchied unter aufrühriſchen und gemäßigten Wiedertäufern, ſondern was ſich nur zu dieſer Secte bekannte, ward auf einerley Art behandelt. Joris gab ſich zwar alle Mühe den Zügelloſigkeiten des Batenburgiſchen Haufens Einhalt zu thun, und hinderte in der That vieles Böſe. Ja, wenn dem ungenannten Verfaſſer ſeines Lebens zu glauben iſt, ſo machte ſich Joris ſogar einen Anhang wider Batenburg, ſtritt wider ihn, entzog ihm viele Leute, und rettete dadurch manche Stadt, in Holland, Friesland und Gröningen von der Verwüſtung. Dadurch ward er dem Batenburg ſo verhaßt, daß als derſelbe gefangen ward, und hingerichtet werden ſollte, er alle Schuld auf den Joris ſchob, ihn als den Urheber aller Verwüſtungen angab, und ſich erboth, ihn der Obrigkeit in die Hände zu liefern, wenn man ihm Leben und Freyheit ſchenken wollte; allein man nahm ſein Anerbiethen nicht an, ſondern gab ihm den verdienten Lohn.

In Delft war wenigſtens die Obrigkeit von des Joris Unſchuld an ſolchem Frevel überzeugt, denn ob es gleich dem Stadtſchultheiß mehrmahls angezeiget ward, daß er ſich in der Stadt befinde, und ihm auch der Ort gemeldet wurde, wo er ſich aufhielt, ſo trug er doch Be-

Digitized by Google

denken, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen. Deſto ſtrenger verfuhr er dagegen gegen andere, von welchen man wußte, daß ſie zu dem Batenburgiſchen Anhange gehöret hatten, und darin befand ſich des Joris eigene Mutter. Daß ſie zu des Batenburg Anhang gehöret habe, iſt nicht wahrſcheinlich; allein ſie muß ſich doch vorzüglich vergangen haben, weil man eben ſo ſtrenge mit ihr umging, als mit andern offenbaren Aufwieglern, ungeachtet ſie eine der angeſehenſten Perſonen in der Stadt war. Kurz, man nahm ſie gefangen, ſperrete ſie in ein Kloſter, und gab ihr die Wahl, ob ſie ſich nach Oeffnung aller Adern zu Tode bluten wollte, oder ob ſie wollte erſäuft, oder endlich mit dem Schwerte hingerichtet werden. Sie wählte das letzte, und ward daher enthauptet, ihr ganzes Vermögen aber, welches anſehnlich geweſen ſeyn ſoll, ward eingezogen. Gemeiniglich wird die Hinrichtung ſeiner Mutter in das Jahr 1537 geſetzt; allein nach der Ordnung zu urtheilen, in welcher der ungenannte Lebensbeſchreiber bey dem Arnold, der freylich nicht der ordentlichſte iſt, die Begebenheiten vorträgt, muß ſie 1539 geſchehen ſeyn.

Es ſcheinet, daß die Obrigkeit zu Delft aus Achtung gegen das ruhige Betragen des Joris ſich geſtellet, als wenn ſie ſeine Anweſenheit in Delft nicht wüßte. Indeſſen ward es auf das ſchärfſte verbothen einen Wiedertäufer in der Stadt zu beherbergen, daher er ſich

mit ſeiner Frau und Kindern, deren er jetzt dem Anſcheine nach fünfe hatte, zu Schiffe ſetzte und Delft verließ. Wohin er ſich gewandt, ſagt ſein Lebensbeſchreiber bey dem Arnold nicht, dagegen er deſto ſorgfältiger iſt, ſeine Träume, Geſichte und Offenbarungen aufzubehalten. Dieſe waren jetzt deſto häufiger bey ihm, je mehr ſein Körper durch die bisherigen Kränkungen Sorgen und Beſchwerden war entkräftet worden. Es ward damit ſo arg, daß er ſogar Gott bitten mußte, ihn damit zu verſchonen, weil ſonſt ſeine Kreatur ganz darauf gehen müßte.

Er ließ nach ſeiner Entfernung von Delft ſeine Frau in Utrecht, er ſelbſt aber begab ſich in eine andere Stadt, welche doch nicht genannt wird. Als er auch hier nicht länger ſicher war, ſo begab er ſich nach Deventer, wo aber ſeines Bleibens auch nicht lange war. Indeſſen ward ſeine Frau zu Utrecht in Verhaft genommen, man nahm ihre Kinder von ihr, und bedrohete ſie mit der Tortur, wenn ſie nicht den Aufenthalt ihres Mannes angeben würde. Da nichts aus ihr zu bringen, weil ſie denſelben damahls ſelbſt nicht wußte, und der Weihbiſchof, der am meiſten wider ſie aufgebracht war, plötzlich ſtarb, ſo ließ man ſie los, da ſie ſich denn mit ihren Kindern wieder nach Delft begab, wo Joris ſie auf einige Tage beſuchte, ſich aber bald wieder entfernen mußte.

Digitized by Google

Nach der Zerſtreuung des Batenburgiſchen Anhanges wurden die Wiedertäufer in allen Holländiſchen Städten auf das heftigſte verfolgt, und ſo viel auch Joris mit ſeiner eigenen Sicherheit zu thun hatte, ſo nahm er ſich doch ſeiner leidenden Brüder auf alle nur mögliche Art an. So ſchrieb er an den Rath von Holland, und warnete denſelben, ſich nicht an den in Haag gefangenen Wiedertäufern zu vergreifen; allein man ließ dem Bothen den Kopf abſchlagen, und richtete deren 35 daſelbſt hin.

Joris konnte ſich leicht vorſtellen, daß es ihm nicht beſſer gehen würde, weil alle Wiedertäufer ohne Ausnahme für Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe gehalten wurden, und man wußte, daß er einer der angeſehenſten unter ihnen war. Da er ſich nun zum Märtyrer-Tode vermuthlich noch nicht reif fühlte, ſo mußte er ſich kümmerlich verborgen halten, und ſtreifte von einer Stadt zur andern. Er ſuchte noch im Jahre 1539 in Heſſen für ſich und ſeine Brüder Schutz und wandte ſich in einem Schreiben an den Landgrafen ſelbſt. Dieſer verſprach, ihn und ſeine Secte aufzunehmen, wenn ſie ſich zur Augsburgiſchen Confeſſion bekennen würden; allein da ſie ſich dazu nicht verſtehen wollten, ſo ward aus der Sache nichts. Er wandte ſich hierauf mit ſeiner Familie nach Antwerpen, und höret ſein Leben bey dem Arnold auf, daher ich bis zu

ſeiner Ankunft in Baſel meinen vorigen Leitfaden verliehre, ſo verworren er auch an manchen Orten iſt.

Allein es ſcheinet, daß man ihn auch hier nicht lange geduldet, denn in dem Jahre 1540 finde ich ihn bereits in Oſt-Friesland. Hier hatte er den damahligen Superintendenten, den bekannten Johannem a Laſco gewonnen, von welchem noch verſchiedene Briefe an ihn vorhanden ſind, und nachdem er ſein Glaubensbekenntniß daſelbſt 1540 eingegeben hatte, welches Arnold in ſeiner Kirchen- und Ketzergeſchichte zweymahl hat abdrucken laſſen, nehmlich Th. 2, S. 293 und Th. 4, S. 255, und daſſelbe nichts anſtößiges enthielt, ſo wurde er mit mehreren ſeiner Secte aufgenommen und geſchützet. Hier lebte er einige Jahre in Ruhe, aber nicht lange, denn die Stände von Brabant brachten es durch ihre Vorſtellungen bey der damahls regierenden Gräfinn Anna dahin, daß ihnen 1544 oder vielleicht noch das Jahr vorher anbefohlen ward, das Land zu räumen.

Ohne Zweifel befand ſich Joris jetzt nicht in einer kleinen Verlegenheit. Er hatte eine zahlreiche Familie, welche er, wie aus allen Umſtänden erhellet, zärtlich liebte, und mit welcher er nicht lange unbekannt bleiben konnte; aber in ganz Niederdeutſchland, und in einem großen Theile von Oberdeutſchland, verfolgte der Haß, welchen die ausſchweifenden Rot-

ten auf den Nahmen eines Wiedertäufers gela⸗den hatte, ihn ſo, daß er ſich an keinem Orte durfte blicken laſſen, wenn er nicht wollte ver⸗brannt oder wenigſtens gehenket werden. Er reiſete daher 1544 in der Stille nach Stras⸗burg, von da nach Baſel, und von da nach Venedig, erkundigte ſich nach der Geſinnung der Obrigkeit und den übrigen Umſtänden, und fand endlich, daß Baſel der ſicherſte und be⸗quemſte Ort für ihn ſeyn würde.

Er hielt daher bey dem Magiſtrat um Schutz und um Erlaubniß an, ſich mit den Seinigen daſelbſt niederlaſſen zu dürfen, wobey er ſich für einen Niederländer ausgab, der um der proteſtantiſchen Religion wegen in ſeinem Vaterlande verfolgt würde, welches er denn auch ohne Unwahrheit thun konnte, indem man da⸗mahls in den Niederlanden die Proteſtanten eben ſo ſehr verfolgte als die Wiedertäufer. Da⸗mit auch der Nahme David Joris, unter wel⸗chem er überall verhaßt war, keinen Anſtoß machen möchte, ſo nahm er den in der Firme⸗lung empfangenen Nahmen Johann von Brüg⸗ge wieder an, unter welchem man in Baſel nichts weniger als einen ſo berüchtigten Wieder⸗täufer ſuchte. Der Magiſtrat ſahe einen wohlge⸗bildeten ſehr anſtändig gekleideten Mann vor ſich, deſſen Mine und ganzes Betragen nichts als Ernſt, Würde und Frömmigkeit verkündigte, und weil der äußere Wohlſtand, welchen man an ſeiner Familie erblickte, ein nicht geringes Ver⸗

mögen verſprach, ſo trug derſelbe kein Bedenken, in ſein Verlangen zu willigen. Joris kam alſo mit ſeiner ganzen Familie und noch einigen vertrauten Perſonen nach Baſel und ward den 25ten Aug. 1544 mit den Seinigen zu Bürgern angenommen. Er kaufte ſich darauf in und um Baſel an, lebte auf einem guten und anſtändigen Fuße, doch ohne Pracht und Schwelgerey, that allen Pflichten eines guten Bürgers eine völlige Genüge, hielt ſich und die Seinigen im äußern zu der reformirten Kirche, und that ſich durch Wohlthätigkeit gegen die Armen vor allen andern hervor. Kurz, er erwarb ſich in den zwölf Jahren, welche er in Baſel zubrachte, eine allgemeine Achtung und Liebe; ein Zeugniß, welches ihm ſelbſt die Univerſität in ihrem nachmahligen Berichte von der Verbrennung ſeiner Gebeine nicht verſagen kann.

So wie man an einem Manne, den man einmal haſſenswürdig finden will, alles zu Bolzen drehet, ſo hat man ihm auch nach ſeinem Tode aus ſeinem Reichthume ein Verbrechen gemacht, und nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß er denſelben wohl nicht auf eine rechtmäßige Art haben könne. Vielleicht hatte er ihn gar den Plünderungen zu danken, welche manche Wiedertäuferiſche Rotten in Ober- und Niederdeutſchland verübten. Allein ſein Reichthum iſt noch nicht erwieſen; denn daß er mit dem Seinigen auf einem anſtändigen Fuße

gelebt, beweiſet noch keinen Reichthum, wohl aber, daß er ſein gutes Auskommen gehabt, und dieſes läßt ſich denn wohl noch erklären, ohne zu ſolchen liebloſen Vermuthungen ohne allen Grund ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen. Seine Mutter beſaß zu Delft ein anſehnliches Vermögen, und ob ſelbiges gleich bey ihrer Hinrichtung eingezogen ward, ſo konnte doch Joris noch manche anſehnliche Trümmer aus dem Schiffbruche gerettet haben. Es ſcheinet auch, daß ſeine Frau nicht ohne Mittel geweſen. Ueberdieß gingen verſchiedene wohlhabende Perſonen mit ihm aus Holland, welche in Baſel mit ihm nur eine Familie ausmachten, zumahl nachdem er manche ſeiner Kinder mit ihnen verheirathete, ſo daß ihr ſämtliches Vermögen nur ein einziges ausmachte, und wenn dieſes gleich nur mäßig war, ſo konnte es bey einer mäßigen und ordentlich eingerichteten Haushaltung, die man durchgängig von ihm rühmet, immer hinlänglich ſeyn, im äußern auf einem anſtändigen Fuße zu leben. Ob er dabey Handlung getrieben, oder ſeine Kunſt geübt, finde ich nicht gemeldet; letzteres iſt nicht wohl wahrſcheinlich, weil es ihn leicht hätte entdecken können.

So ſtill und eingezogen ſich nun auch Joris zu Baſel hielt, ſo daß er auch keinen von ſeiner Secte weiter nach Baſel kommen ließ, ſo unterließ er doch nicht, ſelbige durch eine Menge von Schriften und auf andere nur mögli-

che Art zu unterrichten und unterſtützen. Die Schriften, welche er während ſeines Aufenthaltes zu Baſel drucken ließ, ſind ſehr zahlreich; allein ſie beſtehen immer nur aus wenig Bogen, ſind in Holländiſcher Sprache abgefaſſet, und ſämmtlich in Holland ohne ſeinen Nahmen gedruckt, daher ſie in Baſel nicht bekannt werden konnten. Sie ſind insgeſammt aſcetiſchen und moraliſchen Inhaltes und predigen die Tugend und Verläugnung ſeiner ſelbſt, in einer dunkelen myſtiſchen Sprache.

Joris unterſtützte nicht nur die von ſeinem Anhange, wo er nur konnte, ſondern er nahm ſich auch anderer an, welche damahls von den herrſchenden Kirchen verfolgt wurden, wenn ſie gleich nicht von ſeiner Parthey waren. Beſonders ſuchte er das Schickſal des unglücklichen Servet zu mildern, denn als dieſer ſich im Jahre 1553 zu Genf im Verhafte befand, und man aus Calvins Heftigkeit leicht muthmaßen konnte, was für ein Schauſpiel mit ihm würde aufgeführet werden, ſo ſchrieb er den 1ten Jul. an die evangeliſchen Städte in der Schweitz, beweiſet, daß man keinen Menſchen um des Gewiſſens Willen verfolgen dürfe, und bittet daher, den Geiſtlichen in ihrem Blutdurſte Einhalt zu thun. Geſetzt, ſagt er, daß Servet als ein Ketzer und eigenſinniger Menſch geſtrafet zu werden verdiene, ſo ſolle man ihn allenfalls aus der Stadt weiſen, allein ſein Blut zu vergießen, habe man kein Recht. Man

Digitized by Google

wird ſich leicht vorſtellen, daß eine ſolche Für- ſprache, Servets Sache nicht verbeſſern können. Er ward auch wirklich im October lebendig ge- braten, und ſein Beyſpiel war dem Joris ei- ne Urſache mehr, ſorgfältig auf ſeiner Hut zu ſeyn, damit er nicht entdeckt würde.

Vielleicht wäre ſolches dennoch nicht zu verhüthen geweſen, wenn ihn nicht der Tod zu rechter Zeit von aller geiſtlichen Rache befreyet hätte. Denn es brachen kurz vor demſelben allerlerley Uneinigkeiten in ſeiner kleinen Fami- lie aus, welche beſonders ſein Schwiegerſohn der oben genannte Nicol. Blesdik anſtiftete, der entweder aus Ueberzeugung oder aus an- dern Nebenurſachen ſich von ſeinem Schwieger- vater trennen wollte, und nach verſchiedenen fruchtloſen Unterredungen von ihm in den Bann gethan wurde. Es kam auch um dieſe Zeit ein Fremder aus den Niederlanden nach Baſel, welcher den Joris perſönlich kannte, und es unter der Hand mehrern ſagte, daß der ſo ge- liebte Johan van Brügge kein anderer als die- ſer Schwärmer ſey. In der Schrift der Ba- ſelſchen Univerſität wird verſichert, daß, ob zwar die Sache nicht ruchtbar geworden, dieſer Um- ſtand ihn und ſeine Frau ſo geſchrecket ha- be, daß beyde bald darauf geſtorben wären.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo ſtarb Joris den 26ten Aug. 1556 nachdem ſeine Frau drey Tage vorher gleichfalls verſchieden

war.

war. Arnold hat uns in den Zuſätzen zu ſeinem vierten Theile S. 6. ſeine letzten Reden aufbehalten, welche viele gute erbauliche Ermahnungen an die Seinigen und unter andern auch an den abtrünnigen Blesdik enthalten, und woraus erhellet, daß Joris in der feſten Ueberzeugung eines aufrichtigen Myſtikers aus dieſer Welt gegangen iſt.

Da er in ganz Baſel in einem vorzüglich guten Rufe geſtanden war, und jedermann ihn für ein würdiges Glied der reformirten Kirche hielt, ſo ward er ſehr anſtändig und mit einem großen Gefolge begraben und in die Kirche S. Leonhard beygeſetzet. Nach ſeinem Tode war es eine zeitlang ſtille, indem die Gerüchte, welche hier und da im Stillen gingen, nicht bekannt wurden, bis endlich die Uneinigkeit die Familie ſelbſt trennete und Gelegenheit zu der ganzen Entdeckung gab. Des Joris geweſener Bedienter, Heinrich, von Geburth aus Geldern, war der erſte, welcher Lärm machte, indem er jemanden entdeckte, daß der verſtorbene Johann van Brügge kein anderer als der berufene Erzketzer David Joris ſey, wie ſich aus deſſen Schriften, welche er in Verwahrung habe, beweiſen laſſe. Die Geiſtlichkeit, und beſonders Doct. Amerbach, fing ſogleich Feuer, und dieſer ruhete nicht eher, als bis man den Heinrich auf das Rathhaus forderte, da er denn alles eidlich ausſagen mußte, was er von dem Verſtorbenen und ſeinen Irrthü-

mern wiſſe. Der Rath ſchien keine Luſt zu haben, die Sache weiter zu treiben, und war entſchloſſen, den ſchon halb verweſeten Mann den Würmern zu überlaſſen. Allein die Geiſtlichkeit, welche ſich einen ſolchen Braten nicht entgehen laſſen wollte, trieb die Sache deſto heftiger, und nahm die von der Joriſſiſchen Familie nach einander vor, welche ſich aber ſtelleten, als wenn ſie von nichts wüßten, und dabey blieben, ſie glaubten alles, was die Baſelſche Kirche glaube. Indeſſen fing dem Blesdik, der ſich bisher ruhig verhalten hatte, an, bange zu werden, und um daher nicht mit in das Schickſal der übrigen verwickelt zu werden, ſo übergab er einem der Geiſtlichen ein Verzeichniß von den vornehmſten Irrthümern ſeines Schwiegervaters, bath ſich aber dabey aus, daß man alles geheim halten, und beſonders ihn nicht verrathen möchte. Aber der Schöps wußte nicht, daß die Beförderung der Ehre Gottes von allen übrigen Verbindlichkeiten frey ſpricht, daher ward er in der Folge nicht beſſer behandelt, als alle übrige.

Der Magiſtrat, der dem Zudringen der Geiſtlichkeit nicht länger widerſtehen konnte, ließ endlich die ganze Joriſſiſche Familie mit ihren Bedienten und Bekannten den 13ten März 1559 auf das Rathhaus fordern, und befahl ihnen, alles zu bekennen, was ſie von den Verſtorbenen wüßten. Sie blieben alle dabey, daß ſie um der evangeliſchen Religion aus den Nieder-

Digitized by Google

landen vertrieben worden, wie ſie auch nicht anders wüßten, hätte der Verſtorbene nie anders als Johann van Brügge geheiſſen, und ihnen ſey nicht bekannt, daß er etwas anders gelehret und behauptet habe, als was dem Reformirten Glaubensbekenntniſſe gemäß ſey. Der Rath ließ ſie abtreten und vernahm hernach einen jeden von ihnen einzeln, und da ſie auch hier bey ihrer vorigen Aeußerung blieben, ſo wurden ſie insgeſammt, eilf an der Zahl, in das Gefängniß geführet. Man ſchickte hierauf eine gerichtliche Commiſſion in ihre Häuſer, welche alles durchſuchen, und alles verdächtige wegnehmen mußten, worunter ſich denn allerley Schriften, ingleichen das Bild des Verſtorbenen befand. Die erſtern wurden der Geiſtlichkeit übergeben, ſie zu unterſuchen, und da ſich darunter niemand befand, welcher Holländiſch konnte, ſo trug dieſe das Geſchäft wieder dem Johann Acronius, einem Friesländer auf, der eigentlich Profeſſor der Medicin und Mathematik war, aber ſich doch auf Ketzereyen nebenbey auch ganz gut verſtehen mußte.

Indeſſen wurden die Gefangenen dem Criminal-Gerichte übergeben, welches denn ein neues Verhör mit ihnen anſtellte. Blesdik hatte gleich bey der erſten Verhaftnehmung geſtanden, daß ſein Schwiegervater der berüchtigte David Joris ſey, und einige andere folgten ihm darin nach; allein die meiſten blieben bey ih-

rer erſten Ausſage. Aber auch die, welche geſtanden, wollten doch von den ihnen vorgelegten Ketzereyen nichts wiſſen, welches denn kein Wunder war, weil ſie in den von dem Acronius aus allem Zuſammenhange herausgeriſſenen Sätzen, die Lehren ihres Meiſters wohl ſchwerlich wieder erkennen konnten. Sie erſtaunten, als man ihnen ſelbige vorlegte, und betheuerten, daß ſie dergleichen Behauptungen jederzeit für höchſt verdammlich gehalten hätten, und noch hielten. Man ſchickte nunmehr die Geiſtlichen über ſie, welche aber auch weiter nichts heraus bringen konnten, als daß ſie von allen dieſen Ketzereyen nichts wüßten, ſie nie gehöret hätten, und ſie ohne Anſtand von ganzem Herzen verdammeten.

Die vornehmſten Irrlehren, welche Acronius auf des Joris Schriften gezogen hatte, waren folgende: Alle bisher von Gott durch die Propheten, Apoſtel und durch Chriſtum ſelbſt gegebene Lehre ſey unvollkommen und unnütz, nur des Joris Lehre ſey vollkommen und im Stande, die Menſchen ſelig zu machen. Er, Joris ſey der wahre Chriſtus und Meſſias, der liebe Sohn des Vaters, in dem er Wohlgefallen habe; er ſey nicht aus dem Fleiſche, ſondern aus dem heiligen Geiſte gebohren, der ſeiner Seele ganz eingegoſſen ſey. Er habe Gewalt ſeelig zu machen und zu verdammen, die Sünde zu vergeben und zu behalten. Chriſtus ſey bloß geſandt worden, die Men-

ſchen als unmündige Kinder vorzubereiten; er Joris aber ſey geſandt, ſie vollkommen zu machen, und was dergleichen Unſinn mehr war.

Während dieſer Unterſuchung ging in der Stadt ein Gerücht, daß David Joris nicht wirklich begraben worden, ſondern daß man an deſſen Statt ein Kalb oder einen Ziegenbock in den Sarg geleget, ihn ſelbſt aber einbalſamiret habe, und ihn ſo aufbehalte und als einen Gott verehre. Der Magiſtrat, der ſich einmal zu einem Werkzeuge in der Hand der Geiſtlichkeit hatte machen laſſen, ließ ſich durch dieſes Volksmährchen zu dem unwürdigen Schritte verleiten, daß er den Verſtorbenen wieder ausgraben ließ, da er denn zu ſeiner Beſchämung kein Kalb, wohl aber den wahrhaften David Joris fand.

Man kann ſich kaum vorſtellen, was für abentheuerliche Poſſen um dieſe Zeit von dem Manne ausgeſtreuet wurden, und zwar nicht bloß von dem Pöbel, denn dem kann man es allenfalls verzeihen, ſondern ſelbſt von ſolchen, welche es ſehr übel nehmen würden, wenn man ſie zu dem Pöbel rechnen wollte. Der mehrmals gedachte Acronius erzählt in ſeinem Briefe ſehr ernſthaft, Joris ſey ein Hexenmeiſter geweſen, habe ſich unſichtbar machen können, ſey von den Seinigen als ein König angebetet worden, wobey er eine viereckige Krone getragen, auf welcher ſich vorn ein Stern befunden habe, u. ſ. f. Ein ſolcher Mann war

freylich ſehr geſchickt, die Ketzereyen aus des Joris Schriften auszuziehen.

Nachdem man damit fertig war, verſammelte ſich den 26ten Aprill die ganze Univerſität nebſt der ganzen Geiſtlichkeit, da denn die obigen ketzeriſchen Artikel verleſen, und als gotteslåſterlich einhållig verdammet wurden. Hierauf beſchloß der Magiſtrat, erſt den Gefangenen, und dann dem Verfůhrer ſein Recht anzuthun. Da ſich keiner von den erſtern zu irgend einem der ihnen Schuld gegebenen Ketzereyen bekennen wollte, ſondern ſie ſelbige insgeſammt verabſcheueten, ſo wurde beſchloſſen, ſie unter den Bedingungen wieder in Freyheit zu ſetzen, daß ſie ſich in Baſel nicht weiter ankaufen, mit keinen Niederlåndern Gemeinſchaft haben, alle noch bey ihnen befindliche Davidiſche Bůcher und Schriften ausliefern, ſich der reformirten Kirche in allem gemåß betragen, und endlich alle Davidiſche Irrthůmer in der Kirche öffentlich verdammen, der chriſtliche Kirche Abbitte thun, und ſich eidlich zu dem reformirten Glaubensbekenntniſſe verſtehen ſollten. Nachdem ſie alles dieſes eidlich verſprochen hatten, wurden ſie insgeſammt wieder auf freyen Fuß geſtellet.

Ehe man aber noch das letzte Schauſpiel mit ihnen auffůhrte, wurde ein weit årgerlicher Auftritt mit dem Verſtorbenen vorgenommen. Es wurde nehmlich den 13ten May ein Blutgericht über ihn niedergeſetzt, und er

von dem Fiscal der Stadt verklagt, daß er unter dem Scheine, als wenn er der reformirten Religion zugethan, und unter einem falſchen Nahmen ſich im Baſel eingeſchlichen, daſelbſt zwar äußerlich fromm und tugendhaft gelebt, aber insgeheim ſeine Irrthümer durch Schriften ausgeſtreuet habe. Das Hoch nothpeinliche Halsgericht erkannte darauf zu Recht, daß dieſe Irrthümer noch mehr als gottlos und erzketzeriſch wären, daher alle ſeine Schriften nebſt ſeinem Bildniſſe von dem Nachrichter verbrannt werden ſollten. Auch ſein Körper, der in der Lorenz-Kirche liege, ſey nicht werth bey rechtgläubigen Körpern zu verfaulen und rechtgläubige Würmer zu füttern, daher derſelbe wieder ausgegraben, und von dem Nachrichter unter dem Galgen verbrannt werden ſollte, eben ſo wie geſchehen müſſe, wenn er ſich noch wirklich am Leben befände. Dieſes Urtheil ward denn bald darauf pünktlich vollzogen, ſein Körper, nachdem er beynahe drey Jahre gefaulet hatte, wieder ausgeſcharret, an einen Pfahl gebunden, und mit ſeinem Bildniſſe und Büchern verbrannt, zu einem lieblichen Geruche der Geiſtlichen in Baſel und der ganzen Schweitz.

Nun war noch der letzte Act des Schauſpieles übrig, der denn auch den 6ten Junii aufgeführet wurde, und wobey die Geiſtlichkeit eine der vornehmſten Rollen ſpielte. Man wählte dazu den Dienſtag, da ohnehin in der

vornehmſten Pfarrkirche öffentlicher Gottesdienſt war, welcher häufig beſucht zu werden pflegte, und gerade um dieſe Zeit hatte die Geiſtlichkeit des Cantons einen förmlichen Synodum, daher denn dieſer herrliche und göttliche Auftritt, wie es in der Baſeler Schrift heißt, deſto mehr Zeugen bekam. Den Sonntag vorher wurde die bevorſtehende Feyerlichkeit von allen Kanzeln bekannt gemacht. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ein ſolches Gepränge die müſſige Neugier in Menge würde herbey gelocket haben.

Nachdem ſich außer derſelben und der ſämmtlichen Geiſtlichkeit, alle zu dem Joriſſiſchen Hauſe gehörige Perſonen, an die dreyßig in der Kirche verſammelt hatten, hielt der Oberpfarrer eine Predigt von dem guten Hirten. Nachdem ſie zu Ende war, ward der 130te Pſalm geſungen. Unter demſelben trat der Geiſtliche nebſt einem Deputirten des Rathes vor dem Altartiſch und rief hierauf die Verbrecher nahmentlich auf. Als ſie ſich alle in einen Kreis geſtellet hatten, hielt er eine Ermahnung an ſie, verlas und erklärte die ihnen Schuld gegebenen Irrthümer, zu welchen ſich doch keiner von ihnen bekannt hatte, ließ ſie dieſelben auf das chriſtlichſte verfluchen, und ein weitläuftiges Glaubensbekenntniß ablegen, worauf ſie niederknien, Gott und die Kirche um Verzeihung bitten mußten, worauf ſie endlich losgeſprochen, und der ganze Act mit einer Ermahnung an das Volk beſchloſſen wurde.

Digitized by Google

Das war der Beſchluß einer Geſchichte, welche nebſt den Geſchichten eines Servet und ſo vieler anderer ein merkwürdiger Beweiß des theologiſchen Feuereifers ſelbſt in den proteſtantiſchen Kirchen bleiben wird, und der hier deſto weniger zu entſchuldigen iſt, da die dem Joris Schuld gegebenen Irrthümer ein auffallender Beweis von der tiefen Unwiſſenheit ſeinem Richter ſind. Er war ein Schwärmer, noch mehr ein Schwärmer der erſten Art, und in ſo fern mag ich ihn nicht vertheidigen; aber er war kein fanatiſcher, ſondern ein unſchädlicher Schwärmer, ein Myſtiker, oder wenn man lieber will, ein Theoſoph, der alſo nicht mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden verdiente. Myſtiker hat es zu allen Zeiten in allen Kirchen gegeben, und wo wollte man Holz genug bekommen, wenn man ſie alle verbrennen wollte. Ich habe bereits in dem vorigen Theile bey dem Leben Jacob Böhms bemerkt, worauf es bey dieſer Schwärmerey ankomme. Sie gründet ſich darauf, daß die menſchliche Seele ſo wie die ganze Geiſterwelt ein Ausfluß aus dem göttlichen Weſen iſt, und mit demſelben und der ganzen Geiſterwelt nur ein und eben daſſelbe Ganzes ausmacht; ein uralter Satz, der in der ganzen alten Theologie und Philoſophie zum Grunde liegt, und von welchem ſelbſt die chriſtliche Religion ſo viele einzelne Lehren angenommen hat. In dieſem myſtiſchen Verſtande ſagte Joris, er ſey Chri-

ſtus, d. i. die göttliche Seele in ihm ſey, wo nicht eben dieſelbe, doch ein Theil von eben derſelben, welche ehedem Chriſtum belebt hatte; und das war denn der Satz, welchen man ihm vorzüglich zum Verbrechen machte, aber bloß, weil man ihn ganz die Quere verſtand. Hatte doch ſchon Luther gelehret, daß ein jeder Gläubiger mit Recht ſagen könne: ich bin Chriſtus, und niemand hatte ein ſolches Geſchrey darüber erhoben, und noch weniger ihn um deswillen des Scheiterhaufens würdig gehalten. Freylich brauchte Luther das Wort in einem andern Sinne, als der Theoſoph, aber bey dieſem fragte man gar nicht nach ſeinem Sinne, oder nach dem Zuſammenhange des Ganzen, ſondern nahm den Ausdruck, als wenn er ſich zum Sohne Gottes im proteſtantiſchen Verſtande gemacht hätte. Von eben der Art ſind die übrigen ihm Schuld gegebenen Irrthümer, welche zwar immer Schwärmereyen bleiben, aber doch erträglicher erſcheinen, wenn man ſie in Verbindung mit dem Ganzen betrachtet. Aber das hat, ſo viel ich weiß, keiner von allen den vielen Gegnern des Joris gethan, ſondern ſie begnügen ſich insgeſammt damit, ihre Wuth durch die niedrigſten Schmähungen über ihn auszuſchütten. So ſagt z. B. noch Sagittarius, immer noch einer der glimpflichſten in ſeiner Introd. in Hiſt. eccleſ. Th. 1. S. 929. der Schmidſchen Ausgabe: David — Georgiani ſunt ii, qui peſtilentiſſimas

haereſes Davidis Georgii non dubitant approbare, et hominem maleficum, non pro Sancto, ſed ipſo Meſſia, pro quo ſe venditavit habere, etc. Unſere ganze Kirchengeſchichte iſt voll von ähnlichem Wuſte und Unſinn, denn ihre Verfaſſer ſind immer geneigter zu ſchmähen und zu verketzern, als zu prüfen und zu unterſuchen. Die myſtiſche und theoſophiſche Schwärmerey hat allerdings viel Unfug in der Kirche und ganzen bürgerlichen Geſellſchaft verurſacht und verurſacht deſſen noch täglich; allein ſchon aus dem Umſtande, daß ſo viele ſonſt vernünftige und gelehrte Männer ſich zu demſelben bekennen, konnte man ſchon ſchließen, daß kein ſolcher Unſinn darinn zum Grunde liegen könne, als man dem David Joris in den Mund legt. Das einzige wirkſame Mittel aller Schwärmerey zu ſteuern iſt eine gründliche aber auch jedermann faßliche Widerlegung des uralten Syſtemes der Emanation, welches der einzige Grund der Myſtik, Theoſophie, des Centralismus, Pantheismus und aller ähnlichen Schwärmereyen iſt; aber das iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht geſchehen, dagegen begnüget man ſich mit Schmähen, Verketzern, Verfluchen, Sieden und Braten, und das iſt denn freylich weit leichter als Widerlegen.

Außer der Unwiſſenheit der Wächter Zions und ihrer Unbekanntſchaft mit der myſtiſchen Kunſtſprache, hatte wohl das vorzügli-

den Joris verhaßt gemacht, daß er gewiſſer Maßen zu den Wiedertäufern gehöret hatte, welche von eben derſelben Schwärmerey ausgegangen waren, aber gar bald in eine fanatiſche Wuth übergingen. Allein ich habe oben hinlänglich gezeiget, daß er ihre Ausſchweifungen jederzeit gemißbilliget und als laſterhafte und fleiſchliche Ausſchweifungen verworfen hatte, ja daß er ſelbſt vielen Unfug gehindert hatte, und in ſo fern hätte er allerdings eine öffentliche Belohnung verdient. Als ein wahrer Myſtiker, und das war Joris gewiß, konnte er auch keinen Theil daran nehmen, denn dieſer iſt vermöge ſeiner Grundſätze allemal der tugendhafteſte Mann, ſo tugendhaft, als immer ein Rechtgläubiger ſeyn kann, und das Zeugniß hat auch der Magiſtrat zu Baſel dem Joris und ſeiner ganzen Familie öffentlich gegeben, aber damit ein ſo verhaßter Ketzer ja nichts gutes haben dürfte, ſo war es lauter verdammliche und abſcheuliche Heucheley, ungeachtet niemand ſeiner Natur nach weniger Heuchler ſeyn kann, als ein wahrer Myſtiker.

Ich komme endlich auf die Schriften dieſes Schwärmers. Dieſe ſind überaus zahlreich, und insgeſammt in Holländiſcher Sprache, und ohne des Verfaſſers Nahmen in Holland gedruckt. Einige ausgenommen, beſtehen ſie insgeſammt aus wenigen Bogen, und da derglei-

chen Schriften leicht unſichtbar werden, ſo ſind ſie auch überaus ſelten. Eine andere Urſache ihrer Seltenheit liegt in ihrem Inhalte, und in dem allgemeinen Haſſe, womit das Andenken des Verfaſſers verfolget ward. Sie ſind alle in einer ſehr myſtiſchen größten Theils planen und deutlichen Sprache geſchrieben; nur das Wunderbuch und einige wenige andere, ſind in einem allegoriſchen Style, der freylich ſehr abentheuerlich iſt, und worin er dann die Schriften Jacob Böhms, ſeines Glaubensbruders noch übertrifft; allein Joris hatte auch nicht, ſo wie Böhm, Gelehrte an der Hand, welche ſeine Einbildungskraft leiteten, und die gröbſten Auswüchſe derſelben wegſchnitten, ſondern er blieb ganz ſeinem eigenen ungelehrten Verſtande überlaſſen. Um ſo viel nothwendiger iſt es aber auch, ſein Syſtem, welches mit der im zweyten Bande, in Böhms Leben geſchilderten Theoſophie völlig einerley iſt, nicht aus den Augen zu verlieren, wenn man nicht, wie bisher immer geſchehen iſt, ihm Ungereimtheiten aufbürden will, deren nur ein Verrückter fähig iſt, und welche ihm nie in den Sinn gekommen ſind. Sein Syſtem iſt das Syſtem aller alten und neuern Platoniker und Emanations-Philoſophen, und da ſich darunter ſehr ſcharfſinnige Männer befinden, ſo ſollte man wenigſtens um deswillen einige Achtung für daſſelbe haben; und nach dieſem Syſteme ſchloß und urtheilte Joris ſehr richtig.

Digitized by Google

Ich will hier diejenigen ſeiner Schriften anführen, welche mir bekannt geworden ſind; glaube aber nicht, daß ich ſie alle werde angeben können. Da ſie insgeſammt ohne Meldung des Druckortes, viele auch ohne Bezeichnung des Jahres herausgekommen ſind: ſo will ich erſt die nennen, welche mit dem Jahre der Ausgabe verſehen ſind, und dann die, welche gar keine Zeitbeſtimmung haben.

I. Schriften mit dem Jahre der Ausgabe.

1. Hoort de Stimme des Heeren, die voor dat Aengeſicht des Heeren uutgaet, 1539; wieder aufgelegt, 1620, 8. Eine ſeiner früheſten Schriften; indeſſen hat er doch ſchon vorher dergleichen heraus gegeben, welche zum Theil mit unter den folgenden, die ohne Jahrzahl erſchienen, begriffen ſind. Aus der gegenwärtigen hat Arnold Th. 4, S. 240 einen Auszug gegeben. Es iſt eine Ermahnung zur Frömmigkeit und Buße im myſtiſchen Geſchmacke. Er ſagt darin ausdrücklich „Ich „bitte alle durch die Barmherzigkeit Gottes und „unſers Herren Jeſu Chriſti, daß ihr von keinen hohen Worten, die von mir in dieß Buch „geſchrieben wären, ſchließen wollt, als ſchienen „etliche von mir und auf mich zu laufen, und „geneigt zu ſeyn. Sehet ſie ſind mir aus der „Feder durch den heiligen Geiſt gefloſſen, der

„mirs eingegeben, ihr glaubts denn oder nicht, „ſo iſt der Herr mein Zeuge u. ſ. f.“

2. Apologie ſeiner Lehre an die Gräfinn Anna von Oſt Friesland. 1540. Er vertheidigt ſich darin wider die von ihm ausgeſtreuten Verläumdungen, beſonders in Anſehung der ihm Schuld gegebenen Vielweiberey und Gemeinſchaft der Weiber, und legt zuletzt ſein Glaubensbekenntniß ab, welches denn ganz orthodox iſt. Aber man weiß ſchon, daß ſich die Myſtik mit allen Religionsbekenntniſſen verträgt, und ſie nicht aufhebt, ſondern nur näher beſtimmt. Das haben diejenigen nicht bedacht, welche ihm Schuld gegeben, daß er der abgefeimſte Heuchler geweſen, der den Mantel immer nach dem Winde zu drehen gewußt. Arnold hat dieſe Apologie, Th. 2, S. 293, und richtiger, Th. 4, S. 255 f. geliefert.

3. Wonder Boeck wie een die ick, ſeyt die Here, ſenden ſal ontfangt in minen naem, dy ontfangt my: wie my ontfangt, ontfangt den die my geſonden heft. Klein Fol. ohne alle Zeitbeſtimmung, aber zu Deventer, 1542; und vermehrt mit etwas verändertem Titel T' Wonderboeck, waer in dat van der Werldt aen verſloten gheopenbaert is. Ohne Ort 1551, Fol. Die erſte Ausgabe erſchien zu Deventer, und da George Ketel die Ausgabe beſorgt hatte, ſo ward derſelbe 1544 hingerichtet, ſo wie auch der Buchdrucker Roth das Leben da-

von brachte. Es iſt indeſſen weiter nichts als eine Myſtik in einem höchſt dunkelen, verworrenen und bildlichen Style; und nächſt der Verklaaringh der Scheppeniſſen des Joris größte und wichtigſte Schrift. Die zweyte Ausgabe wird in Baumgartens Hall. Bibl. B. 5. S. 262 kurz beſchrieben; vollſtändiger werden beyde Ausgaben, nebſt ihren Abweichungen von einander in Clement's Bibl. cur. Th. 9, S. 125 f. angegeben. Es enthält Klagen über das Verderben der Menſchen in allen Ständen, Ankündigung einer großen Veränderung im Reiche Chriſti, Anpreiſung ſeines neuen Apoſtelamtes und einer beſſern Verfaſſung des Reiches Chriſti.

4. Ein klarer Bericht wie der Menſch von Gott gefallen, und auf was Art er wieder zu Gott gebracht werde, und was das Haupt und der rechte Leib Chriſti, ſammt beyder jegliches Werk ſey. In Holländiſcher Sprache, 1543, 4; in das Hochdeutſche überſetzt, im Arnold, Th. 4, S. 311.

5. Ernſtelijcke Klage, Leere unde Onderwyſinge, aen alle Regenten unde Overicheden, over den nydighen bloetdorſtighen aardt Belials unde Antichriſti, hare Dienaren unde Medeijenooten, die daer enichſins raden unde laeren, ijemanden om t' Geloof of die Weth haerder Conſcientien te mogen vervolgen oder de dooden etc. 1544, 8

Bog.

Bog. in 4. Er eifert darin wider die Verfolgung und Intoleranz, und ſucht zu beweiſen, daß jeder, der von dem Geiſte und innern Worte getrieben werde, befugt ſey, andere zu lehren, daher er alle Gelehrſamkeit bey gottesdienſtlichen Lehrern verwirft, weil die wahre Weisheit nur den kleinen und Unmündigen offenbaret ſey; eine Lieblingsneigung aller Myſtiker und Schwärmer.

6. Cort Bericht unde ſchriftlyck Antwoort D. I. op den Brief des Eerwaerdigen Heeren I. A. L. 1544, 10 Bogen in 4. Dieſer Eerwaerdige I. A. L. iſt der Oſtfrieſiſche Superintendent Johannes a Lasco, der ſich mit dem Joris in einem gemeinſchaftlichen Briefwechſel eingelaſſen, und eine beſtimmte Erklärung von demſelben verlangt hatte. Er vertheidiget darinn ſeinen Beruf zu einem Lehrer, und räth dem a Laſco, ſein Gemüth erſt in die gehörige Faſſung zu ſetzen, d. i. gleichfalls ein Schwärmer zu werden, wenn er von ſeinen Lehren urtheilen wolle. Er ſchließt mit den Worten: „Was ich durch die Offenbarung im Geiſt und in der Wahrheit kräftiglich über alle Sinnen des Herzens geſehen, „gerochen, geſchmeckt, betaſtet und gefühlt habe, „davon iſts unnöthig, meine Lehre und Worte „mit Pauli zu beſtätigen. Denn darum mir

Digitized by Google

„zu glauben, iſt der rechte Sinn oder Grund „des göttlichen Willens nun nicht; dieweil der „Mann angekommen iſt, ſollen wir die kindi„ſchen Sachen wegwerfen.“ Auch die gewöhnliche Sprache der Myſtik, welche das innere Licht (die Einbildungskraft,) dem geſchriebenen Worte vorziehet, und dieſes nur nach jenem beurtheilet und beſtimmet wiſſen will.

7. Von den gottloſen oder ungerechten, und von den frommen oder rechten Predigern. In Holländiſcher Sprache, 1544, 4; Hochdeutſch bey dem Arnold, Th. 4, S. 343.

8. Von dem rechten wahren Zion und Jeruſalem, ein wahrhafter klarer Bericht, von welchem vorher geſagt, daß das Geſetz und Wort des Herrn davon ausgehen ſolle. 1544; wieder aufgelegt, 1614; in Hochdeutſcher Sprache, bey dem Arnold, Th. 4, S. 375.

9. Van die vreemde Tonghen of Talen der Menſchen, aen V myne Kinderen verſchreven. 1545, 3. Bog. in 4. Er verwirft in dieſer an ſeine fünf Kinder gerichtete Schrift, mit allen Myſtikern und Theoſophen, die ganze Sprach- und Schulgelehrſamkeit.

10. Von Gottes und des Menſchen Erkenntniß, ſammt ihrer beyder Früchten.

Digitized by Google

In Holländiſcher Sprache, 1545; Deutſch bey dem Arnold, Th. 4, S. 350.

11. Von der Schnödigkeit des alten und von der Tugend des neuen Menſchen, Holländiſch, 1545; deutſch bey dem Arnold, Th. 4, S. 356.

12. Wie ein Chriſt ſich ſelbſt durchbrechen, und in Chriſtum einfließen müſſe. Holländiſch, 1545; deutſch bey dem Arnold, Th. 4, S. 362.

13. Diſputatie, waerin die Grondt des godlijcken Religions tuſſchen twee concordeerende Perſoonen (als Pasquillus unde Religioos) am eerſten — verhandelt, unde ten laetſten deur en Ieſuit teghen een Groot-Meeſter claerder beſckeyden unde ontdeckt werdt. 1547, 4 Bog. in 4. Wo der Jeſuit als ein Menſch vorgeſtellet wird, der mit ſeinem ungelehrten aber inſpirirten Geiſte alle Gelehrten zu Schanden macht; ein Beweis daß Joris den kaum erſt entſtandenen Jeſuiter-Orden ganz verkannte.

14. Traurige Klage über des Menſchen Verderben. Holländiſch, 1547; deutſch im Arnold, Th. 4, S. 326.

15. Warnung vor dem ſchädlichen Betrug des menſchlichen Gutdünkels, Ehrgeitz und

Eigenweisheit. Holländiſch, 1549; deutſch im Arnold, Th. 4, 323.

16. Seer ſchoone Aenwyſingen unde grondige Ontdeckingen van die verborghen Wijsheydt Godes, ſampt den heymelijcken Grondt des Nieuwen unde Olden Menſches, etc. 1550, 9 Bog. in 4. Von welcher Baumgarten Hall. Bibl. B. 5, S. 312 ſagt, daß ſie die Verwirrung der Begriffe, und die Erhebung ſeiner Einſichten ausgenommen, eine ziemlich gute paränetiſche Abhandlung ſey.

17. Een trooſtlijck Blywoordt unde levendmaeckende Verſtandt der warer Godlijcker Kenteniſſen; dat men ſich in den Gheloove beveſtighen, tot Eenicheyt of Ongelijckheyt der Inghelijfden Chriſti etc. 1550, 7½ B. in 4.

18. Waerſchouwinghe voor den Dach des Heeren. 1551, 2 Bog. in 4. Auch eine Anpreiſung der innern Offenbarung und eine Verwerfung aller menſchlichen Gelehrſamkeit.

19. Een ſtichtelijck Geſpreck tuſſchen twe Gebroederen, etc. 1551, 3½ Bog. in 4. Er ſucht darin zu beweiſen, daß die Seligkeit nicht in buchſtäblicher Erkenntniß, ſondern in der Kraft des Glaubens beſtehe.

20. Een hertlijcke Wunſchinge, dat die Weerheyt — — mocht aangenomen werden. 1551, 5 Bog. in 4.

21. Dialogus, of Tſamen-Gheſpreek van twee Diſcipulen mit haren Meeſter: waerin aen overſchoone hemelſche Philoſophie verhandelt wert. 1551. 7½ Bogen in 4.

22. Van de wereltlijcken Rechten alle waare Gelovighe. 1551. 4.

23. Een hertelycke Clagh-Reden tot Godt over't Menſchen Blintheyt. 1551. 4.

24. Een corte grondighe Verclairinghe op die invallende Reden. 1551. 4.

25. Een weynich van dem Afval wie hoe unde door wien ſy gekomen. 1551. 4.

26. Een Nadencken myns ongheboorden Ghelachs voor Godt. 1551. 4.

27. Oorſaeck waerom Godt wel eenen ſtraft der goedt taedt. 1551. 4.

28. Een ſonderlinghe onderſcheydelycke Verclaringhe van die Goet-geſchapene reyne unde quade verderflijcke Natuyre. 1552. 1½ Bogen, in 4.

29. Een byſondere eernſthaftighe yverige Reden den Boetvaerdighen tot Trooſt, Raet unde Leere; den moetwilligen, Booſen overſt tot Dreyginge, Straf unde Waerſchouwinghe an den Dach ghegheven. 1552. 3½ Bogen, in 4.

30. Een ernſthaftige vaderlycke Vermaninghe an den waren Kinderen Godes. 1552. 4.

31. Een jamerlyck Geclagh over den loop unde het ordeel deſer Wereldt. 1552. 4.

32. Eernſtlycke Waerſchouwinghe tot Onderſoeckinghe &c. 1552. 4.

33. Claer Verhael waerin mede en door wye Godt vinden. 1552. 4.

34. Een droevich ſuchten over des Menſchen Verderfniſſe. 1552. 4.

35. Een hertelyck Geclagh overs Menſchen Onachtſaemheyt. 1552. 4.

36. Sorch dragende voorgeven hoe wy ons Chriſto gantſch ghelaten. 1552. 4.

37. Berichtinge van den Spreuk Chriſti. Ioh. 16. 1552. 4.

38. Trouwhertighe Waerſchouwinghe aen een yder die Gebieden over andere hebben. 1552. 4.

39. Een ſeer ſchoon unde heerlyck tractaet off onderwys, van Godes Gheeſt, Liefde unde Stemme, mit die verlooren Menſche. 1553. 1 Alphab. 6 Bogen. fol. In Form eines Geſpräches zwiſchen dem Geiſte Gottes und dem verlohrnen Menſchen.

40. Volkomen Bericht, hoe men ſich in Gehoorſaemheyt des Geloofs voor der olden Slangen Liſticheyt — wachten moet. 1553. 4.

41. Van de rechte waare Vrede unde waerin ſy te finden. 1553. 4.

42. Een naeckte Onſluytinghe unde Verclaringhe &c. 1553. 4.

43. Een vvtvloyende Reden wat het alderheyligſte Geloof ſy. 1553. 4.

44. Een treflycke Bewys-Reden hoe die Kinderen deſer Werldt ſich bevlytighen &c. 1553. 4.

45. Verklaringhe der Scheppeniſſen, an vyf mijn beminde Kinderen unde Ghebroeders Liefhebberen Chriſti alleen verſchreven. 1553. fol. Iſt nächſt ſeinem Wunderbuch ſein wichtigſtes und weitläufigſtes Werk, und da es ſehr ſelten iſt, ſo will ich etwas von dem Inhalte bemerken. Auf dem Titelblatte ſtehet in einer groſſen Vignette eine Abbildung der ſechs Schöpfungstage in einem Zirkel, deſſen Mittelpunct Gott in Geſtalt eines mit einem dreyfachen Strahlenſcheine umgebenen Auges iſt. Es enthält in 84 Kapiteln eine myſtiſche Erklärung der Schöpfung nach den ſechs Tagewerken, eine Geſchichte des Falles der erſten Menſchen und der Wiederbringung durch Chriſtum, Unterricht von dem rechten Hirten; kurz, beynahe ein vollſtändiges Syſtem der ganzen Myſtik. Worauf Bl. 123. an ein eigener Tractat doch ohne Ueberſchrift folgt, wie es in der Gemeine Chriſti in den letzten Zeiten zugehen ſoll.

46. Was Gottes Werk an uns befördere, und wir im gegenwärtigen, dieweil es Tag iſt, zu arbeiten, auch was für ein Leben

wir hier in der Zeit zu verlieren haben. Holländiſch, 1553. deutſch im Arnold, Th. 4. S. 366.

47. Chriſtelycke Waerſchouwinghe aen allen Regenten unde Overicheden, hoch unde nederen Standts. 1554. 6¼ Bogen, in 4. Er warnt die Obrigkeiten, niemanden ſeines Glaubens wegen zu verfolgen und noch weniger zu tödten, klagt aber zugleich über das allgemeine Verderben, welches er von der Verkehrtheit der öffentlichen Lehrer ableitet; welche Klage zu ſeiner Zeit leider nur zu ſehr gegründet war.

48. Wat die Weth (das Geſetz) ſy, waerom unde toe ſy nootwendigh ghegheven, unde wat onderſcheyt dat tuſſchen die wercken des Weths Moſis unde tuſſchen die Wercken des Weths Chriſti ſy. 1554. 15 Bogen in 4.

49. Byſondere kraftighe Reden, godt-ſalighe herlijcke Leeringen unde Vermaningen tot Aenneminghe der Godtlijcker Waerheydt. 1554. 4 Bog. 4.

50. Van den toekomſtigen Dach des Heeren. 1554. 4.

51. Beclagh over des Menſchen corten Tyt die hy ſo lichtvaerdigh deurbrenght. 1554. 4to.

52. Een ſchoen Onderwys hoe en yeder te recht bidden, ſuchten en clagen ſal. 1554. 4.

53. Een ernſthaftigh Vermaen aen alle Vnachtſamen. 1554. 4.

54. Van die rechte ware kenteniſſe Chriſti. 1554. 4.

55. Summariſche Verklaringhe op den Spreuk Pauli Rom. 14, 22. 1555. 4.

56. Onderſcheyt van den Aart der Godtlycken unde Vngodtlycken. 1555. 4.

57. Claer Bericht hoe Godt uut Liefde den Menſche ſelfsthuys komt. 1555. 4.

58. Alle vaten ſichtmen wtgheven wat ſy inhebben; alſoe moeten alle Natueren der Kruyden, Creatueren unde Vruchten der Aerden van ghelijck, haer vermoeghen unde aert na, voortbrenghen, weer ſy willen oder niet: even is my dit ten ghoede geſchiet. Im Ianuario 1556. 18 Bogen in fol.

59. Van die Aart, Blindheyt, Dwalinghe unde Duyſterniſſe deſer arge booſe Werelt, wie unde welcke hat Lichaem Chriſti ſyn, mit Aenwyſinghe des rechten Wechs. Im Ianuario, 1556. 6½ Bogen, in 4.

60. Een onderſcheydelych Bericht hoe unde in wat manceren de Geloovighen etc. 1556, 4.

61. Trouwhertighe Vermaanighe tot den Dienſt Godes. 1556. 4.

62. Antwort unde Onderricht D. I. op die Vraghe unde Voorgheven des welgheleerten Heeren *Scipionis* N. namelijk: Of der Wyſen Wysheyt oder menſchelijcke Gheleertheyd niet

nutlijck oder nootwendig ſy voor den Gheloovighen, die heylighe Godtlijcke Schrift te bet te verſtaen, als ſommighe meenen? Im Martio 1556. 5 Bogen, in 4. Vermuthlich ſeine letzte Schrift, indem er bald darauf ſtarb. Sie enthält die allen Myſtikern gewöhnliche und von ihm ſchon mehrmals geäuſſerte Herabwürdigung der Vernunft und Gelehrſamkeit, und Erhebung des innern Lichtes.

2. Schriften ohne Jahrzahl.

63. Een waerachtige fyne Reden unde geſprech tuſſchen twee Ghebroederen A. unde N. wt den goden ſchat eens milden Herten gheberſten oder gheuloeyt. 3 Bog. in 4. Enthält wieder Klagen über die Gelehrſamkeit.

64. Een ſuyverlijcke Bewijsreden van Godes Wort, wie ſich 't ſelve te hooren, te kennen unde recht nae den Gheeſt te hebben beroemen mach. 8¼ Bogen in 4. Wo er nach Art aller Myſtiker das innere Wort, welches Geiſt und Leben ſey, von dem geſchriebenen todten Worte unterſcheidet.

65. Waerachtige Aenwyſinghe unde claer Verhael van die wederbrenghinge des Menſchen etc. 8 Bogen in 4. Wo er alles von einer unmittelbaren Einwirkung Gottes in den Menſchen herleitet, wodurch dieſer von ſich ſelbſt ausgehet, und in Gott eingehet.

66. Een nootwendich Vermaanen unde bedachte Reden, allen Ghoetwilligen in een

Digitized by Google

opſcen ter Beteringe voorgeſchreven. $3\frac{1}{4}$ Bog. in 4. Eine Sammlung moraliſcher Betrachtungen von der wahren Beſchaffenheit der Gläubigen.

67. Een Godtlycke Antwort unde cort Onderwijs op die Vragen: of men oock meer der Leeringe of beter Bericht, als in die voorbeſchrevene, heglighe Schrift gemeldt of aengeteyckent, van nooden heft. 2 Bogen in 4. Wo er das innere Licht, doch mit vieler Behutſamkeit empfiehlet.

68. Een Dialogus of Tweeſpraeck tuſſchen Peter unde Jan, twe Godtlijcke Gheleerde welſpreekende verſtandige Mannen. 5 Bogen in 4. Wieder eine Declamation gegen alle menſchliche Gelehrſamkeit.

69. Spreuken der Wijsheyt na die Kentniſſe des hemelſchen eewigen Waerheyts. 39 Bog. in 4.

70. Van den rechten waren Aart unde Craft des Gheloofs; oocn hoe die Ghelooviges in Krijchsnooden ſich holden unde dragen ſullen. $2\frac{1}{4}$ Bog. in 4.

71. Een leerlijck unde chriſtlijck Ghespreek tuſſchen een Godtgheleert, Bibelſch gheleert, unde Sophiſt gheleert, waerin verhandelt wert het rechte Verſtant der Waerheydt Chriſti etc. 20 Bogen in Fol.

72. Een vaſte ongrondtlijcke Grondt unde ſeekere Toeverſicht des waren Gheloofs unde Vertrouwens aen Godt unde ſynen Chriſtum. 2 Bogen in 4.

Digitized by Google

73. Heftige unde ſtercke Reden ſijnder Sendinghe, mit Ontſchuldinge eeniger Schelt-woorden unde meer andere invallende Godt-ſalige Vermaaninghen. $4\frac{1}{4}$ Bog. in 4.

74. Chriſtelycke Sendbrieven. Vier Theile in 4., von welchen Reimmann in Catal. Bibl. theol. S. 708. handelt.

75. Den Ongheloovigen, Twyfelachtigen unde Wantrouwenden gheſchreven. In 4.

76. Van menigerley Aart der Menſchen Vianden - - - wieder aufgelegt 1616, 1620, 8.

77. Een der Paradyſcher Rivieren wt-vloet. - - - wieder aufgelegt, 1620, 8.

78. Van dat recht Voet waſſchen. - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

79. Die Eerſte ſullen die Laetſte, die Laetſte die Eerſte ſyn - - - wieder aufgelegt, 1610, 8.

80. Van 't Gheloof een heylich wacker Vermanen - - - wieder aufgelegt, 1616, 8.; teutſch im Arnold Th. 4, S. 385.

81. Een cort ende leerlyk tractaet wat dat Wort Duyvel ſy ende hoe men 't ſelvighe in die h. Schrift verſtaen ſal. - - - wieder auf-gelegt 1616, 8.

82. Die acht Saligheden - - - wieder auf-gelegt, 1616, 8.

Digitized by Google

83. Schrift von der Tödtung des Flei-ſches. In Holländiſcher Sprache. Deutſch im Arnold, Th. 4. S. 306.

84. Von der wahren Gemeine Chriſti, und welches die rechten Ketzer ſind. Holländiſch. Deutſch im Arnold, Th. 4, S. 308.

85. Klare Anzeigung, dabey man wiſſen, merken, erkennen und ſehen kann, wo oder bey wem der rechte Glaube iſt, oder wer ſich deſſen berůhmen, und darunter zu ſtehen důnken mŏge. Holländiſch. Deutſch im Arnold, Th. 4, S. 329.

86. Erklårung des 7ten Kapitels an die Rŏmer. Holländiſch - - - wieder aufgelegt, 1614. Deutſch im Arnold, Th. 4, S. 336.

87. Von der Allmacht, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Holländiſch. Deutſch im Arnold, Th. 4. S. 372.

88. Vermahnung und Lehre mit bequemen Gleichniſſen ausgeſprochen, zur Gottſeligkeit dienlich. Holländiſch. Deutſch im Arnold, Th. 4, S. 397.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

216.

Bd 5 [illegible] Fl

1-4 [illegible] 6.7 = XXXXXX

XII 83

IV. 85

XXXX

XII. 88

II. 90

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

IBR Nr. 4197
Jahr: 1992

Digitized by Google